

## REZENSIONEN

*Allgemeines (Überblickswerke, Editionen, Handbücher, Lexika)*

**Handbuch der hessischen Geschichte, Bd. 3: Ritter, Grafen und Fürsten – weltliche Herrschaften im hessischen Raum ca. 900–1806**, hrsg. von WINFRIED SPEITKAMP (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, Bd. 63,3), Historische Kommission für Hessen, Marburg 2014. – XVIII, 530 S., 15 Abb., geb. (ISBN: 978-3-942225-17-5, Preis: 36,00 €).

Ein mehrbändiges Handbuch der sächsischen Geschichte wäre dringend zu wünschen, doch weckt der Arbeitsstand in anderen Ländern Zweifel, ob und wie sich ein solches Vorhaben realisieren ließe. Lediglich für Bayern und Baden-Württemberg liegen umfangreiche Handbücher vollständig vor. In Niedersachsen und Thüringen sind entsprechende Vorhaben weit gediehen, in anderen Ländern hingegen, wie z. B. Schleswig-Holstein, offenbar endgültig stecken geblieben. Ein solches Schicksal drohte auch dem Handbuch der hessischen Geschichte, das von der leistungsfähigen Historischen Kommission für Hessen unter der Federführung von Walter Heinemeyer in den 1980er-Jahren begonnen wurde. Nach diesem Plan ist zwar 2003 ein Band über Hessen in der Zeit von 1815 bis 1945 erschienen, doch hat es sich insgesamt als schwierig erwiesen, ein komplexes Handbuch unter Beteiligung zahlreicher Autoren bearbeiten zu lassen. Während manche Autoren schnell liefern, brauchen andere alle Zeit der Welt, sodass sich der Druck eines Bandes endlos verzögert. Deshalb ist die Historische Kommission für Hessen im Jahr 2010 dazu übergegangen, ein Handbuch „in neuer Gestalt“ herauszubringen, wie WINFRIED SPEITKAMP in der Einleitung des vorliegenden Bandes ausführt. Diese Neugestaltung besteht vor allem in einer konzeptionell flexibleren Veröffentlichung bereits vorliegender Beiträge. Schon 2010 konnten deshalb zwei Bände über Bevölkerung, Wirtschaft und Staat in Hessen 1806 bis 1945 sowie über Bildung, Kunst und Kultur in diesem Zeitraum veröffentlicht werden. Nun liegt als dritter Band eine Geschichte der kleineren Territorien im hessischen Raum vor. „Ritter, Grafen und Fürsten – weltliche Herrschaften im hessischen Raum ca. 900–1806“ vereinigt 15 Beiträge über die nassauischen Grafschaften (KLAUS EILER), Grafschaft Diez (DERS.), Herrschaften an der Lahn (DERS.), Grafschaft Katzenelnbogen (GEORG SCHMIDT/ANKE STÖSSER), Herrschaften zwischen Rhein und Odenwald (ANKE STÖSSER), Grafschaft Erbach (JÜRGEN RAINER WOLF), Grafschaft Hanau (UTA LÖWENSTEIN), Grafschaft Isenburg-Büdingen (KLAUS-PETER DECKER), Herrschaften in der Wetterau (DERS.), Wetterauer Grafenverein (GEORG SCHMIDT), Reichsritterschaften (DERS.), Grafschaft Solms (JÜRGEN RAINER WOLF), Grafschaft Ziegenhain (ULRICH REULING), Grafschaft und Fürstentum Waldeck (GERHARD MENK) und Grafschaft Wittgenstein (JOHANNES BURKHARDT). Die Beiträge folgen keinem ganz einheitlichen Gliederungsschema, bieten am Anfang neben einer Übersichtskarte aber stets Zusammenstellungen der gedruckten Quellen sowie der Literatur und schildern dann – durchweg mit Einzelnachweisen – vor allem die dynastische und territoriale Entwicklung, wobei strukturelle Fragen wie Verfassung, Wirtschaft, Kirche und Kultur in unterschiedlichem Maße gewichtet werden. Damit werden grundlegende Informationen und weiterführende Hinweise geboten, wie man sie von einem Handbuch erwarten darf. Weitere Bände werden neben den Landgrafen selbst wohl vor allem

die geistlichen Territorialherrschaften und die Reichsstädte in Hessen zu behandeln haben. Diese neue offene Konzeption des Handbuchs wird hoffentlich zu einem schnelleren Abschluss des Vorhabens beitragen.

Leipzig

Enno Bünz

**Dresdner Bibliothekarinnen und Bibliothekare**, hrsg. von MARTINA SCHATTKOWSKY/KONSTANTIN HERMANN/ROMAN RABE unter Mitarbeit von Daniel Geißler/Frank Metasch/Lutz Vogel/Hendrik Keller (Sächsische Biografie), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2014. – 207 S., zahlr. s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-86583-908-4, Preis: 34,00 €).

Mit dem hier anzuzeigenden Band beginnt das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde eine neue Reihe. Die in der Sächsischen Biografie (<http://saebi.isgv.de/>) erarbeiteten Biografien sollen zukünftig in lockerer Folge unter thematischen Gesichtspunkten publiziert werden. Die Mitherausgeberin MARTINA SCHATTKOWSKY erläutert in einem kurzen Vorwort das neue Vorhaben. Vorangestellt sind den biografischen Artikeln zudem zwei Aufsätze: zum einen „Zur Geschichte des Dresdner Bibliothekswesens“ (S. 9-36), zum anderen zur „Prosopografie einer Berufsgruppe in fünf Jahrhunderten“ (S. 37-53) von KONSTANTIN HERMANN und ROMAN RABE. Durch diese Beiträge werden die vorgestellten Persönlichkeiten in die historischen Zusammenhänge der Bibliotheks-, Wissenschafts- und Landes- bzw. Stadtgeschichte gestellt.

An dieser Publikation ist zunächst die Form außergewöhnlich, finden wir doch gerade für Biografien den umgekehrten Weg, nämlich von der Print- in die Digitalausgabe, wie bei der Neuen Deutschen Biographie, wenn sie nicht sogar ausschließlich in einer Internetpublikation vorgelegt werden. Gerade für Nachschlagewerke bietet sich eine digitale Publikation an, da diese Werke im eigentlichen Sinne nicht studiert, sondern in ihnen nur ‚nachgeschlagen‘ wird: Und hier hat eine datenbankgenerierte Publikation erhebliche Vorteile gegenüber dem Buch, was bei einer wissenschaftlichen Publikation nicht unbedingt der Fall ist. Die Herausgeberin sieht diesen Punkt auch und begründet das Buch mit den Möglichkeiten „der historisch-statistischen Analyse und der kontextualisierenden Gesamtschau“ (S. 8). Darüber hinaus, möchte man hinzufügen, ist das Buch immer noch ein Monument, ein Rechtfertigungsinstrument gegenüber den Geldgebern und der Öffentlichkeit, Nachweis von wissenschaftlicher Arbeit, der sich in der Welt der Nullen und Einsen nicht so einfach darstellen will. Vielleicht weist diese Publikation auf einen Weg der hybriden Publikation hin, der den Angriffen auf das wissenschaftliche Buch entgegengehalten werden kann und den positiven Effekten analoger und digitaler Publikationsformen gleichermaßen Raum lässt. Wie dem auch sei, besitzt dieses und jedes andere Buch seinen Sinn dadurch, dass es gelesen wird. Es ist ein Distributionsweg von Information unter anderen, allerdings mit dem Nachteil, dass sich mit gedruckten Büchern nicht so viel Geld wie mit Internetangeboten verdienen lässt. Es ist nämlich eines der Missverständnisse moderner Informationsversorgung, dass die Bereitstellung von Information im Internet zu weniger Papier führt. Das Gegenteil ist der Fall, da niemand längere Texte am Bildschirm lesen möchte. Die Buchproduktion ist somit der Nutzerin und dem Nutzer überlassen. Der Gewinn für die Leserin und den Leser des Buches ergibt sich aus der Zusammenstellung der Biografien, die nun kursorisch oder ausführlich im Kontext der historischen Einbettung durchgearbeitet werden können, ohne vorher die Texte auszudrucken.

Die Artikel, nun zu inhaltlichen Fragen, orientieren sich am Schema der Neuen Deutschen Biographie, was schon deshalb wichtig ist, da erst die Vorfahrennennung

die soziale Einordnung einer Person zulässt. Hinweise zu den Publikationen der Personen, zu Literatur über sie und Hinweise auf Porträts regen zum weiteren Studium an. Die Länge der einzelnen Beiträge variiert zum einen nach der Bedeutung der dargestellten Person, zum anderen aufgrund der Quellenlage. Eine Herausforderung stellt die Abgrenzung innerhalb des bibliothekarischen Berufsfeldes dar. Offensichtlich wurden nur wissenschaftliche Bibliothekarinnen und Bibliothekare aufgenommen, die publizistisch tätig waren oder Leitungsstellen einnahmen.

Zu wünschen wäre es, dass das gelungene Projekt weitergeführt wird und noch eine Vielzahl weiterer sachbezogener Bände erscheint. Wichtig wären beispielsweise die Biografien der sächsischen Landtagsabgeordneten, ein wirkliches Desiderat. Aus Leipziger Perspektive wäre ein Band zu den Bibliothekarinnen und Bibliothekaren der Pleiße- und Altstadt, die in der Sächsischen Biografie außerordentlich schlecht vertreten sind, von Interesse, war doch Leipzig bis 1945 als sogenannte Buchstadt allseits bekannt mit so bedeutenden Bibliotheken wie der Deutschen Bücherei, der Universitätsbibliothek, der Stadtbibliothek und den Volksbüchereien, in denen viele Weichenstellungen des deutschen Bibliothekswesens getroffen wurden.

Leipzig

Thomas Fuchs

**CASPAR HABERKORN, Annalen der Stadt Kamenz**, hrsg. von LARS-ARNE DANNENBERG, (Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv Kamenz, Bd. 2; *Scriptores rerum Lusaticarum*, Bd. 7), Verlag Gunter Oettel, Görlitz/Zittau 2012. – 288 S., 8 farb. Abb., brosch. (ISBN: 978-3-938583-93-7, Preis: 20,00 €).

Mit der Publikation der von Caspar Haberkorn verfassten „Annalen der Stadt Kamenz“ erfährt die Reihe „*Scriptores rerum Lusaticarum*“ der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften eine zügige Fortsetzung. Es ist nach dem Erscheinen des „*Chronicon Silesiae*“ im Jahr 2011 die zweite Veröffentlichung einer wichtigen Chronik in dieser neu wiederbelebten Reihe (*Chronicon Silesiae – Chronik Schlesiens*, bearb. u. hrsg. von L.-A. DANNENBERG/M. MÜLLER, 2. verb. Aufl., Görlitz/Zittau 2013). Im Vorwort weist der Autor darauf hin, dass die Edition der sogenannten Haberkornschen Chronik erst nach mehreren Versuchen verschiedener Bearbeiter zu einem Abschluss gekommen ist. Leider vergisst er an dieser Stelle die Erstbearbeitung durch Gerhard Stephan zu erwähnen, der den frühesten Teil bis fol. 14r edierte und bereits 1934 in drei kleineren Heften veröffentlichte (*Die Haberkornsche Stadtchronik*, hrsg. von G. STEPHAN, Kamenz 1934). Vielmehr wird Matthias Knobloch genannt, der bereits im Jahr 2000 eine „Teiltranskription“ des Werkes vorlegte und mithilfe von dessen Abschrift Lars-Arne Dannenberg das Editionsprojekt zu Ende brachte. Wie genau diese Vorarbeiten ausgesehen haben, geht aus den einleitenden Bemerkungen nicht hervor. Knobloch hat aber einen großen Teil des Werkes, bis ins Jahr 1588 – also immerhin mindestens 126 der 180 Folioseiten –, vorher bearbeitet (S. IX).

Die Einführung richtet den Fokus zunächst auf den Verfasser der Chronik, zu dem nur wenige biografische Informationen gefunden wurden. Caspar Haberkorn war Schulmeister in Kamenz und bestritt eine städtische Ämterlaufbahn, die typisch für Mitglieder führender Ratsfamilien im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit war. Zunächst 1587 in den Rat gewählt, trat er später als Stadtrichter in Erscheinung und stieg 1607 zum Bürgermeister auf. Eine Bemerkung in der Chronik verweist auf eine schulische Ausbildung bei seinem Vater, der selbst Schulrektor war. Obwohl sich trotz umfangreicher Recherchen für einen Universitätsaufenthalt Haberkorns keine Anhaltspunkte finden lassen, geht der Autor davon aus, dass Haberkorn auch ein Studium absolvierte (S. XIII).

Der anschließende Teil widmet sich der äußeren und inneren Beschreibung der Handschrift. Bei dem der Edition zugrundeliegenden Autografen handelt es sich größtenteils um eine Reinschrift mit nur wenigen Streichungen und Korrekturen, welche aber auf den letzten 23 Folioseiten immer mehr einen konzeptionellen Charakter erhält. Frühneuzeitliche Chroniken entstanden in einem längeren Ausarbeitungsprozess. Häufig legte der Verfasser zunächst Regesten oder Exzerpte von anderen Werken oder städtischen Quellen an, um dann in einem Arbeitsgang die Chronik niederzuschreiben. Dieser Ablauf lässt sich u. a. an den im Bestand der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden gut erhaltenen Vorarbeiten der Dresdner Chronik Anton Wecks ablesen (A. WECK, *Der Chur-Fürstlichen Sächsischen weitberuffenen Residentz und Haupt-Vestung Dresden Beschreib[ung] und Vorstellung, Nürnberg 1679/80*, u. a. SLUB, Mscr.Dresd.c.20 und c.28). Hier finden sich z. B. kurze Jahreszusammenfassungen, Auflistungen von Naturereignissen sowie Exzerpte zur sächsischen Geschichte aus Archivalien, gedruckten Büchern und ungedruckten Werken, u. a. vom „Vater“ der sächsischen Geschichtsschreibung, Petrus Albinus. Im Fall der „Haberkornschen Chronik“ haben sich solche Konzepte zwar nicht erhalten, allerdings lässt sich diese Arbeitsweise anhand von Verweisen im Text auf Kamenzer Stadtbücher oder den Lehnsakten annehmen. Diese Vorlagen und Vorbilder für die Abfassung der Chronik hat der Bearbeiter in einem Kapitel der Einleitung kurz zusammengefasst. Dabei verwendete Haberkorn auch Arbeiten der Görlicher Gelehrten Christoph Manlius oder Bartholomäus Scultetus, die sich thematisch mit der oberlausitzischen Geschichte beschäftigen. Letzteren zitierte der Verfasser sogar wortwörtlich. Leider fehlen an dieser Stelle die Verweise in den Quelltext.

Inhaltlich schildert die sogenannte Haberkornsche Chronik in erster Linie die Ereignisse in und um Kamenz im Zeitraum von der auf 1200 datierten Stadtgründung bis zum Jahr 1593. Auf eine politische Geschichte der Oberlausitz und ihre Entwicklung zu einem böhmischen Kronland verzichtet der Verfasser weitgehend. Zur Frühphase sind nur kursorische Beschreibungen vorhanden. Der Schwerpunkt des Werkes liegt auf der Geschichte der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, und hier besonders auf den Jahren ab 1585, die allein mehr als die Hälfte des Umfangs einnehmen. Wie üblich bei städtischen Chroniken berichtet Haberkorn von Unglücksfällen und Verbrechen, von Naturkatastrophen und innerstädtischen Konflikten. Erwähnenswert sind die Schilderung des verheerenden Stadtbrandes von 1572 sowie das Verzeichnis der Spenden und Zahlungen anderer Städte und Personen an die Stadt (fol. 55v-68r).

Bei der Bearbeitung des Textes wurden nicht die Richtlinien zur Edition frühneuzeitlicher Texte zu Grunde gelegt. Stattdessen folgt der Autor eigenen Grundsätzen, um die Edition neben geschichtsinteressierten Personen auch einem sprach- und literaturwissenschaftlichen Rezipientenkreis zu erschließen. Obwohl er sich um „größtmögliche Authentizität“ (S. XXXIII) im philologischen Sinn bemühen und weg von der Textvereinfachung für den Leser die Textwirklichkeit originale Grammatik und Orthografie abbilden will, führt er dieses Vorhaben nicht mit letzter Konsequenz durch. So wird auf der einen Seite auf eine Anpassung der Groß- und Kleinschreibung sowie auf die Vereinheitlichung von „u“ und „v“ sowie „i“ und „j“ nach Lautwert verzichtet, die Interpunktion weitestgehend übernommen, der Bestand an Konsonanten beibehalten und Abkürzungen in eckigen Klammern wiedergegeben; auf der anderen Seite werden Schlusssilben ebenso wie die Kürzel für Maße und Gewichte kommentarlos aufgelöst und es fehlen die Beibehaltung der Worttrennung sowie die Kennzeichnung des langen s und des runden s. Hier stellt sich der Autor auch vor die bekannten praktischen Probleme: so ist etwa die Groß- und Kleinschreibung nicht immer zweifelsfrei zu entscheiden, wie er selbst einräumt. Zudem sind nicht alle Abkürzungen aufgelöst und auch der Lautbestand nicht immer übernommen worden. Der Blick in

den Quelltext offenbart zudem weitere Schwächen der Edition. Der spärliche Anmerkungsapparat umfasst nur 263 Nummern, die zum größten Teil auch noch im Text bereits markierte Streichungen oder Unterstreichungen noch einmal wiedergeben. Wie der Autor einleitend bemerkt, will er auf eine umfangreiche sachliche Kommentierung und Einordnung verzichten, um nicht „den Text tiefenanalytisch auszuwerten und die Aussagen des Chronisten auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu überprüfen“ sowie „die Quelle möglichst unverfälscht und unvoreingenommen zu präsentieren“ (S. XXXIV). Somit fehlt dem hier zu besprechenden Werk die eigentliche Erschließung, was aufgrund des im Vorwort erwähnten hohen Ansehens „ihres historiographischen Wertes“ (S. IX) sehr schade ist. Immerhin wären hier noch die in der Einleitung erwähnten Verweise in die vorhandenen Stadtbücher zu erwarten gewesen. Einige wenige Sachanmerkungen finden sich dann doch in den Fußnoten, so z. B. zu Verschreibungen oder einigen Sachbegriffen wie der Frieserei (S. 32). Daneben können zumindest die Orte und Personen über das zweigeteilte Register im Anhang erschlossen werden. Wie so oft bei der Herausgabe von Editionen fehlt auch hier ein Sachregister. Einige Begriffe wie Amtsträger oder Personengruppen sowie örtliche Besonderheiten von Kamenz sind in den beiden vorhandenen Verzeichnissen mit aufgenommen worden.

Bei der Fortsetzung der Reihe wäre in Zukunft noch einmal stärker nach dem Nutzen solcher Editionen zu fragen. Ziel der Reihe ist es, diese Arbeiten für die weitere wissenschaftliche Beschäftigung und den interessierten Heimatforscher zur Verfügung zu stellen. Neben Historikern, Philologen und Sprachwissenschaftlern sind es besonders historisch interessierte „Laien“, die sich mit der Lokalgeschichte „ihrer“ Stadt oder Region auseinandersetzen. Diese Edition bietet für sie nur schwer die Möglichkeit, einen ersten Zugang zur Quelle zu erlangen. Vielmehr handelt es sich nur um eine Transkription einer ohnehin zum größten Teil in Reinschrift verfassten Quelle.

Dresden

Jens Klingner

**Adelsarchive in der historischen Forschung**, hrsg. von CHRISTOPH FRANKE (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg, Bd. 26), Hessisches Staatsarchiv Marburg, Marburg 2014. – 131 S. mit s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-88964-211-0, Preis: 18,00 €).

Der vorliegende Band entstand anlässlich der Tagung „Adelsarchive in der historischen Forschung“ im März 2011 in Marburg, die vom Verband deutscher Archivarinnen und Archivare, Fachgruppe 4 – Herrschafts- und Familienarchive – in Verbindung mit dem Deutschen Adelsarchiv Marburg, dem Herder-Institut Marburg und dem Hessischen Staatsarchiv Marburg organisiert wurde.

CHRISTOPH FRANKE („Adelsarchive im Kontext wandelnder Forschungsinteressen“, S. 7-9) gibt in seiner knappen Einführung eine kurze Zusammenfassung der Forschungsschwerpunkte der vergangenen Jahrzehnte, die vor allem auf dem Konzept des sogenannten Obenbleibens (R. Braun) im 19. und 20. Jahrhundert und den damit verbundenen Strategien des Adels zur Bewahrung ihrer sozialen Position beruhen. Die florierende Adelsforschung führt er auf den ‚cultural turn‘ zurück, „dem wachsenden Interesse an den kulturwissenschaftlichen und kultursoziologischen Fragestellungen“ (S. 9) sowie dem Interesse an der Kultur der Elite(n). Dies erfordere neue Methoden, die über die Auswertung genealogischer Handbücher hinausgehen und stattdessen lebensweltliche Quellen, wie Briefe oder Tagebücher, mehr in den Mittelpunkt rücken lassen. „Ziel der Zusammenkunft war es“, so fasst Franke zusammen, „Perspektiven der historischen Adelsforschung jenseits des Mainstreams aufzuzeigen“ (ebd.). Dabei

muss allerdings die Frage offen bleiben, was unter ‚Mainstream‘ denn tatsächlich verstanden werden soll.

Im ersten Beitrag stellt DOROTHEE M. GOEZE („Adel im Baltikum. Archivbestände und Forschungsmöglichkeiten in der Dokumentensammlung des Herder-Instituts Marburg (DSHI)“, S. 11-21) die rege genutzten Bestände und Onlineangebote der Dokumentensammlung des Herder-Instituts Marburg zur Geschichte des deutschbaltischen Adels vor und verweist dabei nachdrücklich auf die Wichtigkeit archivgestützter, quellenbasierter Forschung.

CHRISTINE KÖSSEL („Alles unter einem Dach: Die Stiftung der Landgrafen von Hessen“, S. 23-34) berichtet über die Entstehung der Hessischen Hausstiftung der Landgrafen von Hessen und der Einrichtung des Schloss Fasanerie bei Fulda als Museum, Bibliothek und Archiv, das es seitdem einer breiten Öffentlichkeit ermöglicht, die Bestände der Familienstiftung einzusehen.

Der gemeinsam mit Ulrich Stöhr mit der Erschließung des Adelsarchivs der Familie Schenck zu Schweinsberg beauftragte HARALD WINKEL („Das DFG-Projekt ‚Erschließung des Adelsarchivs Schenck zu Schweinsberg‘. Stand und Perspektiven“, S. 35-44) zeigt die herausragende Stellung und Bedeutung dieser Familie für die hessische Geschichte auf, die aber bislang einer unzureichenden historischen Erforschung gegenüber stehe. Diese Schieflage soll durch das DFG geförderte Projekt und der als Ergebnis erarbeiteten Findhilfsmittel behoben werden.

HOLGER TH. GRÄF („Briefe aus America‘ und das Tagebuch des Georg Ernst von Gilsa (1740–1798): Zimelien aus einem kleinen hessischen Adelsarchiv oder der zu erwartende Regelbefund? – Ein Erfahrungsbericht“, S. 45-61) unterstreicht mit seinem Beitrag am Beispiel der schriftlichen Hinterlassenschaften von Georg Ernst von Gilsa eindrucksvoll die Bestandsbesonderheiten von Adelsarchiven. Deren „Doppelcharakter“ (S. 47) aus privater und „öffentlich-staatlicher“ Überlieferung ermögliche „ein tieferes Verständnis insbesondere der frühneuzeitlichen Geschichte“ (ebd.), da sie territorial geschichtliche Ereignisse mit lokalen Perspektiven verbinden können, zumal er in den einmalig vorhandenen Selbstzeugnissen ein großes Potenzial für neue Forschungsergebnisse sieht.

Der Beitrag von ALEXANDER JENDORFF („Mord oder Märtyrertum? Ein frühneuzeitlicher Kriminalprozess und die Bedeutung des Hausarchivs der Grafen von Wintzingerode für gesellschaftliche Positionierung einer Adelsfamilie im 19./20. Jahrhundert“, S. 63-102) leitet zur Vorstellung einer kleinen Auswahl neuerer Forschungsergebnisse über. Er beschreibt darin, wie die Verurteilung und Hinrichtung des Barthold von Wintzingerode im 16. Jahrhundert zum Objekt der familiären Selbstidentifizierung der Grafen von Wintzingerode im 19. Jahrhundert wurde. Zugleich zeigt Jendorff auf, wie dieser Prozess zum Gegenstand eines konfessionell aufgeladenen ‚Historikerstreits‘ um die Deutungshoheit im katholischen Eichsfeld werden konnte, in dessen Folge Barthold von Wintzingerode zum protestantischen Märtyrer erhoben wurde.

Anschließend diskutiert CHRISTOPH FRANKE („Adelsgenealogien als Quelle für sozialhistorische Forschungen? Betrachtungen zum sozialen Wandel ausgewählter bayerischer Adelsfamilien im 19. und 20. Jahrhundert“, S. 103-117) die Möglichkeiten und Grenzen der statistischen Auswertung von Adelsgenealogien (am prominentesten wohl die Gotha’schen Taschenbücher) am Beispiel Bayerns. Dabei zeigt er anhand der ausgewerteten Kategorien Grundbesitz, Schulbesuch und Studium, Berufswahl und Heiratsverhalten, dass der Adel zwar kein geschlossener Stand mehr sei – was wenig überraschend ist, nun aber mit konkreten Zahlen belegt wird – und eine zunehmende ‚Verbürgerlichung‘ erfahre. Allerdings sei auch die Bewahrung einiger adliger Traditionen zu beobachten, vor allem die Berufswahl und die ‚standesgemäßen‘ Eheverbindungen der erstgeborenen Söhne und der Töchter wären davon betroffen.

EBERHARD FRITZ („Adelsarchive und Sozialgeschichte. Lebenswelten der ‚Herrschaften‘ und der Bediensteten im 19. und 20. Jahrhundert als Forschungsthema“, S. 119-131) beschließt den Band mit einem Blick auf die höfische Lebenswelt im Zeitraum von 1806 bis 1918, muss dabei aber feststellen, dass dem Thema ‚Hof‘ im langen 19. Jahrhundert nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Er zeigt anhand von Themen wie höfischer Alltag, Hofhaltung und Hofbedienstete ein breites Fragenspektrum auf und macht deutlich, wie lohnenswert und ergiebig diese Forschungsfelder sind.

Am Ende des Sammelbandes wäre ein Resümee wünschenswert gewesen, das die einzelnen Beiträge zu einem Gesamtergebnis zusammengeführt und diese vor dem Hintergrund eines größeren und vor allem aktuellen Forschungskontextes diskutiert und verortet hätte, um beispielsweise einen Vergleich mit anderen historischen Adelslandschaften zu ermöglichen. Das Verdienst des Bandes ist es aber einmal mehr, die herausragende Bedeutung von Adelsarchiven, die sich durch ihre vielfältigen Bestandsgeschichten wie kaum ein anderer Archivbestand hervorheben, deutlich gemacht zu haben. Adelsarchive halten nicht nur Antworten auf die Geschichte des Niederadels parat, sondern vermögen alle Spektren der Geschichte, von der Wirtschafts- und Politik- über die Kultur- sowie Sozialgeschichte bis hin zur Lokal- und Landesgeschichte abzudecken.

Leipzig

Vicky Rothe

**Die Stadt und ihre Namen**, 2. Teilband, hrsg. von DIETER KREMER/DIETLIND KREMER (*Onomastica Lipsiensia*. Leipziger Untersuchungen zur Namenforschung, Bd. 9), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2013. – 451 S., zahlr. farb. u. s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-86583-815-5, Preis: 49,00 €).

Die Stadt ist seit jeher ein beliebtes Forschungsobjekt des Historikers. Die Konzentration einer großen Anzahl von Menschen auf relativ kleinem Raum sowie der gegenüber dem ‚platten Land‘ hohe Grad an Schriftlichkeit und Verwaltung sorgten für eine oft günstige und differenzierte Überlieferungssituation. Zugleich bietet jede Stadt auch der Onomastik eine Fülle an unterschiedlichstem Namenmaterial. Dass der wissenschaftliche Austausch zwischen Geschichtswissenschaft und Namenkunde zudem großen Ertrag einfahren kann, muss man besonders Landeshistorikern nicht mehr erzählen.

Der hier anzuzeigende Band umfasst Beiträge der am 24./25. Mai 2013 in Leipzig veranstalteten Tagung „Die Stadt und ihre Namen“ als Folgetagung des 2012 abgehaltenen Festkolloquiums zum 20-jährigen Jubiläum der Gesellschaft für Namenkunde (vgl. *Die Stadt und ihre Namen*, 1. Teilband, hrsg. von D. KREMER/D. KREMER, Leipzig 2012). Als Leitidee galt dabei, die Stadt als Lebensraum im Spiegel ihrer Namen zu betrachten.

Der Sammelband kommt ganz ohne Vorwort oder Zusammenfassung aus. Sinnigerweise fehlt aber auch ein Personen-, Orts- oder Sachregister. So macht das Buch den Eindruck, mit der heißen Nadel gestrickt worden zu sein. Auffällig ist etwa die uneinheitliche Zitierweise zwischen den einzelnen Beiträgen. Eine thematische Unterteilung, etwa in verschiedene Sektionen, lässt sich nicht ausmachen, allenfalls kann man von einer chronologischen Ordnung der Themen ausgehen. Damit stehen die einzelnen Beiträge zusammenhangslos nebeneinander, wodurch sich leider der Eindruck eines willkürlichen Sammelsuriums einstellt. Jedoch lassen sich einzelne Beiträge zu thematischen Gruppen verbinden.

Verfassungsgeschichtliche Implikationen bieten etwa die Beiträge von ENNO BÜNZ („Der Burg-Name in der Stadt. Beobachtungen vornehmlich in Mitteldeutschland“, S. 11-26), GABRIELA SIGNORI („Hausnamen oder die Taxonomie städtischer Grundherrschaft im spätmittelalterlichen Basel“, S. 27-50), LEOPOLD SCHÜTTE („Der ‚Bauer‘ in der Stadt“, S. 51-63) und CHRISTOPHER KOLBECK („Namen in den ältesten deutschsprachigen Quellen der Stadt Straubing“, S. 135-143). Bünz löst sich sogleich vom dominierenden Thema der Namen *in* der Stadt und fragt nach dem Namen der Stadt *an sich* (S. 11). Waren bis zum Ende des Hochmittelalters ‚Burg‘ und ‚Stadt‘ noch synonym, veränderten sich zur gleichen Zeit die Namen der Befestigungen des Adels, also das, was wir heutzutage unter einer Burg verstehen. Der Burgname, der oftmals der Siedlungsname war, wurde zum Familiennamen des jeweiligen Hauses, womit Bünz gleichzeitig den Einfluss des Adels auf die mittelalterliche Stadtentwicklung in den Fokus rückt. Signori untersucht die Funktion der vereinzelt in den mittelalterlichen Steuerlisten der Stadt Basel auftauchenden Häusernamen. Diese seien „weder eine (reine) Orientierungshilfe, noch ein kulturgeschichtliches Kuriosum, sondern vielmehr ein zentrales Herrschafts- und Klassifizierungsinstrument, das den städtischen Raum im 13. genauso wie im 15. Jahrhundert (und darüber hinaus) strukturierte“ (S. 45). Schütte betrachtet gewisse Viertelseinteilungen in den Städten Westfalens in sogenannten Bauernschaften. Es geht hier aber nicht um Bauern, sondern um als ‚bäuerlich‘ bezeichnete Organisationsformen (*burshap*), die auf Ansammlungen von (rechtlich privilegierten) Hausbesitzern in Sinne von Stadtbürgern hinweisen.

Fragen der Prosopografie lassen sich mit den Beiträgen von HANS WALTHER („Leipziger Ratsmitgliedernamen als Immigrationszeugnisse im Hoch- und Spätmittelalter“, S. 65-84), RENĀTE SILIŅA-PINKE („Rufnamen in Riga im 15. Jahrhundert: Überlegungen über eine schichtenspezifische Namengebung“, S. 239-252), DIETER KREMER („Namen von Personen im Lissabon des 16. Jahrhunderts“, S. 253-326) und DIETLIND KREMER („Die ältesten Leipziger Kirchenbücher als namenkundliche Quelle“, S. 365-404) verbinden. Als für die Leipziger Stadtgeschichte wertvoll muss der Beitrag Walthers genannt werden. Er bietet nicht nur einen detaillierten Überblick über die in den Quellen nachweisbaren zugereisten Ratsmitglieder (S. 71-78), sondern umschreibt damit gleichzeitig den politischen wie wirtschaftlichen Einzugsbereich der PleißeStadt, wobei vor allem die enge Verbindung von Stadt und Umland deutlich wird. Siliņa-Pinke erschließt auf der Grundlage der Rigaer Kämmerei-Register des 15. Jahrhunderts rund 800 Personen mit 142 unterschiedlichen Rufnamen, die sich jedoch von anderen norddeutschen Städten nicht unterscheiden. Allerdings bleibt der Entstehungskontext der Quellen völlig unbeachtet, auch die hier gebotene soziale Schichtung der Rigaer Gesellschaft erscheint fragwürdig. Dieter Kremer führt zwar eine unglaubliche Fülle an Namenmaterial aus dem frühneuzeitlichen Lissabon auf, will dies aber nur als Steinbruch für zukünftige Forschungen verstanden wissen. Ob ein Tagungsband dafür der richtige Platz ist, muss doch bezweifelt werden; der Beitrag kommt trotz seines mächtigen Umfangs über Andeutungen nicht hinaus. Die Feststellung, dass sich „[b]ei alle[r] lokalen und regionalen Individualität [...] gewiss herausstellen [wird], dass wir alle in einer gemeinsamen abendländisch-christlichen Tradition stehen, die es wiederzuentdecken gilt“ (S. 291), ist ein nicht nur für das multikulturelle Lissabon des 16. Jahrhunderts fragwürdiges Ergebnis. Dietlind Kremer wertet Leipziger Kirchenbücher des 16. Jahrhunderts nach Männer- und Frauennamen aus, die hier keinen Historiker überraschen werden. Dass mit der Reformation ein Bruch mit der traditionellen Namensgebung des Spätmittelalters (Heiligennamen) und eine Hinwendung zu alttestamentarischem Namengut vollzogen worden wäre, ließ sich nicht feststellen.

Ortsnamenkunde betreiben KARLHEINZ HENGST („Die Namen von Städten in Nordwest-Böhmen nördlich der Ohře/Eger vom 12. bis 16. Jahrhundert“, S. 85-109)



und CLAUDIA MARIA KORSMEIER („Zur lautlichen Entwicklung der Namen früher westfälischer Städte“, S. 111-133). Hengsts Beitrag fällt jedoch enttäuschend aus. Die reichlich banale Erkenntnis der Untersuchung, dass Nordwest-Böhmen bzw. das Erzgebirge eine deutsch-tschechische Kontaktzone darstellte, hätte keiner Onomastik bedurft. Allein aus einer knappen Angabe der namenkundlichen Bedeutung von Ortsnamen lassen sich komplexe Siedlungs- und Wandlungsprozesse ganzer (und vor allem zweisprachiger) Landschaften kaum erklären, von den Menschen, die dort lebten, ganz zu schweigen.

ERIKA WASER („*Turm und Tor*. Namen der Stadtbefestigung von Luzern“, S. 145-193) und KRISTIN LOGA („Viertel- und Straßennamen der Stadt Bremen“, S. 195-214) versammeln in ihren Beiträgen zwar eine Fülle von Einzelbelegen, aber es muss die Frage erlaubt sein, was denn damit gewonnen ist, wenn diese nicht in einen historischen Sinnzusammenhang eingebunden werden. So zeigt etwa ROSA KOHLHEIM („Das vergangene Erscheinungsbild der Stadt im Spiegel heutiger Straßennamen. Die Stadt Bayreuth als Beispiel“, S. 215-223) den Denkmalcharakter (sie spricht von *Mnemotopen*) von Straßennamen auf, während VOLKER KOHLHEIM („Urbanonyme in der Literatur: Funktion und Status“, S. 327-350) die ästhetische Funktion von Platz- und Straßennamen in der Belletristik in den Blick nimmt.

Aufschlussreich ist der Beitrag von NATALIJA VASIL'eva („Namen auf russischen Stadtplänen unter linguo- und soziokulturellem Aspekt: ‚Rote Namen‘ auf dem Stadtplan von Moskau“, S. 225-238), in dem es um russische Straßennamen geht, die das Adjektiv rot (russ. *krasnyj*) als Bestandteil haben. Die Autorin macht deutlich, dass dieses Wort historisch-semanticen Veränderungen unterlag, nämlich von der allgemeinslawischen Bedeutung ‚schön, hübsch‘ über die eigentliche Farbe Rot hin zur sowjetisch-revolutionären Semantik, mit der wir auch heutzutage noch ‚rote‘ Namen verbinden. In diesem Zusammenhang erwähnenswert ist auch der Beitrag von MONIKA CHOROŚ und ŁUCJA JARCZAK („Zur Umbenennung deutscher Straßennamen durch die polnische Verwaltung (am Beispiel Opole)“, S. 351-364), die anhand der Anfang 1945 durch die Sowjetarmee eroberten Stadt die Schaffung eines „polnischen Stadtbildes“ (S. 351) und damit gleichzeitig die Beseitigung der Spuren deutscher Vergangenheit anhand der Straßennamen untersuchen. Nach den Autoren zeigen diese Vorgänge einen Bruch mit der gesamten kulturgeschichtlichen Tradition der Stadt und die Schaffung eines neuen historischen Gedächtnisses.

Die abschließenden drei Beiträge von GABRIELE RODRÍGUEZ („Akademische Namen? Universitätsmatrikel als namenkundliche Quelle“, S. 405-419), JENS BLECHER („Matrikel, Edition, Applikation. Sozialgeschichtliche Aspekte von akademischen Personaldatenbanken“, S. 421-433) sowie INGA SIEGFRIED und JÜRGEN MISCHKE („Eine Stadt und ihre Namen: Das Namenbuch Basel-Stadt“, S. 435-447) bestehen aus der Vorstellung aktueller Projektvorhaben und dem Umgang mit diesen. Wer sich allerdings Erkenntnisse im Hinblick auf eine schichtspezifische Namengebung versprochen hat, wird bei Rodríguez enttäuscht. Hier wird nur ausgezählt, nicht analysiert. So können die zum Teil extremen Konjunkturen bestimmter Modenamen jedenfalls nicht erklärt werden.

Aus Sicht des Historikers ist der hier vorliegende Tagungsband ein recht bunter Gemischtwarenladen. Eine Reduktion der Beitragsfülle und eine Konzentration auf eine tatsächliche, der Tagung übergeordnete Leitfrage hätten dem Ganzen sicherlich gut getan. Denn die Namen (in) einer Stadt, durch die Jahrhunderte hindurch, das umreißt ein kaum zu erfassendes Themenspektrum, das dem Leser vor Augen gehalten wird. Ob sich dadurch allerdings Erklärungen oder Erkenntnisse einstellen werden, das steht auf einem anderen Blatt.

*Allgemeine Geschichte, Politische Geschichte, Verwaltungsgeschichte*

**INGE BILY/WIELAND CARLS/KATALIN GÖNCZI, Sächsisch-magdeburgisches Recht in Polen.** Untersuchungen zur Geschichte des Rechts und seiner Sprache (*Ius saxonico-magdeburgense in Oriente*, Bd. 2), Walter de Gruyter, Berlin/Boston 2012. – VIII, 482 S., Ln. (ISBN: 978-3-11-024889-0, Preis: 119,95 €).

**KATALIN GÖNCZI/WIELAND CARLS, Sächsisch-magdeburgisches Recht in Ungarn und Rumänien.** Autonomie und Rechtstransfer im Donau- und Karpatenraum (*Ius saxonico-magdeburgense in Oriente*, Bd. 3), Walter de Gruyter, Berlin/Boston 2014. – VIII, 223 S., Ln. (ISBN: 978-3-11-029730-0, Preis: 99,95 €).

Dass das sächsisch-magdeburgische Recht, der Verbund also des sächsischen Landrechts in der Nachfolge des Sachsenspiegels Eikes von Reggow mit dem Stadtrecht Magdeburger Prägung, seit dem 13. Jahrhundert in weite Teile Mittel- und Osteuropas ausgestrahlt hat und dort zum Teil bis weit in die Neuzeit hinein nachgewirkt hat, ist im Wesentlichen seit langem bekannt. Immer wieder hat es Einzel- und – mit unrühmlichen Vorzeichen während der NS-Zeit – auch größere Verbundprojekte gegeben, dieses wirkmächtige Phänomen des Rechts- und Sprachtransfers forschend aufzuarbeiten. Eben diese Vorbelastung, vergesellschaftet mit den veränderten politischen Gegebenheiten zur Zeit des Eisernen Vorhangs, hat dann in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg aber dazu geführt, dass diese Forschungen nur vereinzelt, meist regional und in kleinem Rahmen wieder aufgenommen werden konnten. Nach der politischen Wende der 1990er-Jahre ist dann wieder erfreulich viel auch in gemeinsamen, länderübergreifenden Projekten passiert. Seit 2004 nun befasst sich an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig ein groß angelegtes, transnational vernetztes Projekt mit dem „sächsisch-magdeburgische[n] Recht als kulturelles Bindeglied zwischen den Rechtsordnungen Ost- und Mitteleuropas“. Aus diesem Projekt heraus ist 2008 bereits ein vielversprechender Tagungsband hervorgegangen (vgl. Rechts- und Sprachtransfer in Mittel- und Osteuropa. Sachsenspiegel und Magdeburger Recht, hrsg. von E. EICHLER/H. LÜCK, Berlin/Boston 2008), der die Fragestellungen, den Forschungsstand und die Desiderata kartierte, denen sich das Projekt zu stellen hatte. Mit den beiden hier zu besprechenden Studien beginnt nun die Reihe der Ländermonografien; entsprechende Arbeiten zur Wirkung des sächsisch-magdeburgischen Rechts in der Ukraine und Weißrussland, in Litauen, Tschechien und der Slowakei sollen folgen.

In dieser handbuchartig angelegten Reihe macht nun also Polen, dessen Rechtslandschaft früh und nachhaltig vom sächsisch-magdeburgischen Recht beeinflusst worden ist, den Auftakt. Und man darf sagen: einen vielversprechenden. Der Einleitung folgen dabei zunächst drei Überblickskapitel, die von KATALIN GÖNCZI und WIELAND CARLS verfasst wurden und (1.) die Geschichte des Untersuchungsgebiets mit besonderem Blick auf die Rechtsentwicklung, (2.) den Forschungsstand mit Blick auf die Forschungen sowohl in Deutschland als auch in Polen von den Anfängen des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart sowie (3.) die Charakteristik, Forschungs- und Editions-lage der einzelnen sächsisch-magdeburgischen Rechtsquellen in Polen skizzieren. Diese drei Kapitel erweisen sich für die Orientierung trotz vergleichsweise knappem Umfang als ausgesprochen hilfreich, insbesondere die letzteren beiden Teile.

Schon quantitativ einen auffällig starken Schwerpunkt setzen die sich dann anschließenden sprachgeschichtlichen Untersuchungen von INGE BILY. Das liegt in der Logik des Gesamtprojekts begründet, das einen stark sprachgeschichtlichen Grundgedanken mitführt: Es sollen nicht nur, wie bisher vor allem geschehen, die Verbreitung deutsch-

sprachiger Rechtsdenkmäler in Mittel- und Osteuropa in Blick genommen werden, sondern das Wirken einer länderübergreifenden Rechtskultur, die sich ganz merklich in der juristischen Fachsprache und damit auch in den Rechtsaufzeichnungen der slawischen Sprachen niederschlug. Das Entstehen polnischer Übersetzungen und die große Zahl an Lehnwörtern, die Inge Bily dem Leser vor Augen führt, legen davon ein eindrückliches Zeugnis ab. Das ist spannend zu lesen. Trotzdem – oder gerade deshalb – entsteht aber so ein etwas ungleichgewichteter Eindruck von der Gesamtanlage des Bandes: Während der Anfang eher den Synthesecharakter eines Handbuchs – auch mit den nötigen Verknappungen – aufweist, wirkt der zweite Teil als quellensatte Forschungsarbeit fast disproportional ausführlich. Für ein forschungsbegleitendes Handbuch hätte vielleicht eine ausführlichere Synthese dieser Untersuchung, die dann ihrerseits gesondert hätte erscheinen können, ausgereicht, ergänzt durch die wichtigen und für die Quellenarbeit nicht nur der Sprachwissenschaftler hilfreichen mehrsprachigen Wortverzeichnisse von Rechtstermini, die der Untersuchung als „Übersetzungs- und Lesehilfe für einen ausgewählten juristischen Fachwortschatz“ (WIELAND CARLS, Zusammenfassung und Bewertung der Untersuchungsergebnisse, S. 397) beigelegt werden.

Der Nachfolgebund der Reihe, der hier ebenfalls zur Besprechung vorliegt, befasst sich mit der Rezeption des sächsisch-magdeburgischen Rechts in Ungarn und Rumänien. Er ist merklich schmäler, was vor allem historische Gründe hat, die sich strukturell niederschlagen: In den Gebieten des heutigen Ungarn und Rumänien nämlich sind die sächsisch-magdeburgischen Rechtsquellen nicht, wie in Polen und andernorts, in die Landessprachen, sondern lediglich – und auch das selten – ins Lateinische übersetzt, hauptsächlich aber in ihrer deutschen Ursprungssprache rezipiert worden. Das liegt im Wesentlichen an den unterschiedlichen politischen Rahmen des Rezeptionsprozesses: Während in Polen die Verbreitung des sächsisch-magdeburgischen Rechts wesentlich auf landesherrliche Initiative hin von oben eingeführt wurde, lassen die ungarischen Könige in einer frühen Phase zunächst gar keine gezielte Städtepolitik erkennen und privilegierten dann ihre Städte mit umfangreichen Siedlerfreiheiten. Dieser besonderen Entwicklung wegen fallen also umfangreiche sprachhistorische Untersuchungen, wie sie Inge Bily für den Vorgängerband vorgelegt hatte, hier aus. Lediglich die diesem Band ebenfalls beigelegte Basiskarte des Untersuchungsgebietes wird kurz kommentiert. Den Löwenanteil des Bandes nimmt eine ausführliche historisch-rechtshistorische Darstellung von KATALIN GÖNCZI ein, die sich schon in ihrer Dissertation über die ungarische Stadtrechtsentwicklung (Ungarisches Stadtrecht aus europäischer Sicht, Frankfurt a. M. 1997) und in zahlreichen weiteren Aufsätzen mit Fragen der Rezeption sächsisch-magdeburgischen Rechts befasst hat. Diese Expertise merkt man auch ihren Ausführungen deutlich an. Auch hier wird im Übrigen – getreu dem Konzept der Reihe – die Forschungsgeschichte separat und chronologisch aufeinander aufbauend behandelt, was den Handbuchcharakter unterstreicht. Über die sächsisch-magdeburgischen Rechtsquellen im Untersuchungsgebiet handelt dann im Anschluss WIELAND CARLS auf leider nur rund zwanzig Seiten. Die Kürze erklärt sich auch hier aus der erfreulich disziplinierten Trennung des Bandes: Wieland liefert die Quellenkunde, den Nachweis der Handschriften und die wichtigsten Arbeiten zu den einzelnen Rechtsquellen. In die historische Großerzählung werden diese dann in Gönczis Darstellungsteil eingebettet. So findet der Leser rasch die jeweils benötigten Informationen. An zwei stichprobenartig gewählten Stellen liefen leider die Querverweise zwischen beiden Teilen fehl. Die umfangreichen Register, die auch diesen Band gemeinsam mit einem ausführlichen Literaturverzeichnis beschließen, beheben diesen minimalen Lapsus aber ohne Probleme.

Zusammenfassend: Was man von diesen beiden Bänden nicht erwarten darf, ist eine bereits abgeschlossene Synthese der großen Frage nach der tatsächlichen Rezeption des sächsisch-magdeburgischen Rechts. Der Titel mag das jeweils ein wenig suggerieren, der Untertitel macht aber insbesondere beim ersten Band über Polen klar: Hier werden exemplarische Einzeluntersuchungen mit einem breiten, handbuchartigen Überblick über Forschungslandschaft, Quellen und Hilfsmittel geboten, die noch viel Raum – und hoffentlich Anregungen bzw. Hilfestellung – für zahlreiche Detailarbeiten lassen. Das ist anregend und unterstützend. Wollen wir hoffen, dass entsprechende Nachfolgestudien diesem überzeugenden Konzept den verdienten Erfolg bescheren.

Mannheim

Hiram Kümper

**Dokumente zur Geschichte des Deutschen Reiches und seiner Verfassung 1331–1335**, 4. Lieferung, bearb. von ULRIKE HOHENSEE/MATHIAS LAWO/MICHAEL LINDNER/OLAF B. RADER (Monumenta Germaniae Historica. Constitutiones et acta publica imperatorum et regum, Bd. 6,2), Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2014. – XXVIII, 181 S., Ln. (ISBN: 978-3-447-10071-7, Preis: 54,00 €).

Die Edition der Constitutiones et acta publica imperatorum et regum, Band 6, Teil 2 mit den zentralen Dokumenten zur Reichs- und Verfassungsgeschichte von 1331 bis 1335 hat sich über ein Vierteljahrhundert hingezogen. Die Arbeiten begannen noch vor der deutschen Wiedervereinigung in der Constitutiones-Arbeitsstelle in Ost-Berlin, die als einzige ostdeutsche Dependance der Monumenta Germaniae Historica über alle Fährnisse der deutsch-deutschen Teilung fortgeführt wurde. In den Jahren 1974 bis 1992 erschienen in Lieferungen die Constitutiones-Bände 9, 10 und 11 für den Zeitraum 1349 bis 1356 (siehe dazu den Rückblick des Arbeitsstellenleiters E. MÜLLER-MERTENS, Grenzüberschreitende Monumenta-Arbeit im geteilten Berlin, in: Mittelalterliche Texte, hrsg. von R. Schieffer, Hannover 1996, S. 247–264).

Die Bearbeitung des Constitutiones-Bandes 6,2 (Band 6,1 war bereits 1914–1927 erschienen) hat sich aus verschiedenen Gründen als ausgesprochen langwierig erwiesen. Lieferung 1, bearbeitet von Ruth Bork, konnte 1989, also noch vor der Wiedervereinigung, erscheinen. Lieferung 2, bearbeitet von Wolfgang Eggert, folgte zehn Jahre später, Lieferung 3, ebenfalls von Eggert bearbeitet, aber krankheitsbedingt nicht mehr von ihm abschließend redigiert, ist 2003 herausgekommen (siehe meine Besprechung dieser Lieferung in: NASG 78 (2007) S. 382). Mehr als ein Jahrzehnt mussten die Benutzer warten, um nun die abschließende 4. Lieferung in Händen zu halten, die vor allem die umfangreichen Namens- und Wortregister, unterteilt nach lateinischen und deutschen Wörtern, bietet (S. 547–693). Darüber hinaus enthält die Abschlusslieferung das Verzeichnis der zitierten Literatur sowie S. 513–546 umfangreiche Addenda und Corrigenda, darunter auch mehrere Urkunden im vollständigen Neudruck. Die knappe Einführung der Bearbeiter dieser Lieferung ist für den Gesamtband bestimmt und skizziert noch einmal die langwierige Entstehungsgeschichte des Bandes sowie die editorische Gestaltung und die Anlage der Register. Die der Lieferung 4 beiliegenden Hinweise für den Buchbinder sehen zwar vor, dass die Interimseinleitungen der Lieferung 1 bis 3 entfallen, doch sollte man dieser Empfehlung nicht folgen, sind diese Ausführungen der früheren Bearbeiter doch im Laufe der Jahrzehnte selbst zum Zeitdokument geworden und möchten deshalb bewahrt werden.

Leipzig

Enno Bünz

**CHRISTIAN HEINKER, Die Bürde des Amtes – die Würde des Titels.** Der kursächsische Geheime Rat im 17. Jahrhundert (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 48), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015. – 425 S., geb. (ISBN: 978-3-86583-855-1, Preis: 72,00 €).

„Eine Geschichte des sächsischen Geheimen Raths-Collegiums, wie sie Spittler für Württemberg gegeben hat, eine Geschichte der sächsischen Diplomatie nach Flassans Vorbild, eine Geschichte der sächsischen Landstände wären für Historiker von Fach die lockendsten Gegenstände“ schrieb bereits im Jahr 1848 der Archivar Eduard Vehse in einer Denkschrift über die Reorganisation des Sächsischen Hauptstaatsarchivs (vgl. M. KOBUCH, Geschichte und Geschichtsschreibung Sachsens im Urteil Eduard Vehses, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte 13 (1986), S. 188-219, hier S. 216 f.). Diese Aussage besitzt auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch Gültigkeit, wenngleich Forschungen zur Geschichte der internationalen Beziehungen in den vergangenen Jahrzehnten mit methodisch breitem Zugang und interdisziplinären Ansätzen einen rasanten Aufschwung genommen haben und dabei auch sächsische Themen bearbeitet wurden. Trotz alledem liegen zahlreiche Aspekte zu Institutionen und Funktionsträgern der sächsischen Außenpolitik immer noch brach. Für das 17. Jahrhundert beseitigt die vorliegende Arbeit zum Geheimen Rat, die im Sommersemester 2013 von der Universität Leipzig als Dissertation angenommen wurde, nun eine schmerzliche Forschungslücke.

Der 1574 durch Kurfürst August als kollegiales Beratungsgremium ins Leben gerufene Geheime Rat, idealerweise bestehend aus zwei bürgerlichen und zwei adligen Räten, nahm im 17. Jahrhundert die führende Position unter den kursächsischen Institutionen ein. Er bildet einen „multifunktionalen Schlüssel für das Verständnis vom Funktionieren der frühneuzeitlichen Gesellschaft, des Hofes, der Verwaltung oder des Adels“ (S. 290). Dieses Funktionieren am Beispiel des Geheimen Rats auszuleuchten ist zentrales Anliegen von Heinkers Arbeit. Er geht dabei weg von der klassischen Institutionengeschichte und belebt den alten Forschungsansatz der ‚Geschichte der großen Männer‘ mit modernem Antlitz neu. Verfolgt wird eine Kombination aus sozial- und verfassungsgeschichtlichem Ansatz mit vielfältigen Perspektivwechseln, die der untrennbaren Verquickung zwischen Person und Institution am besten gerecht werden kann.

Die auf breiter Quellengrundlage basierende Studie bietet mit ihrer zeitlichen Ausdehnung von den Anfängen des Geheimen Rats 1574 bis zur Gründung des Geheimen Kabinetts 1706 eine Langzeitstudie mit Aussagen zur Regierungszeit von acht Herrscherpersönlichkeiten. Die Arbeit gliedert sich in drei große Komplexe, die den Geheimen Rat als Institution, die politischen Hintergründe der Zusammenarbeit mit den Kurfürsten und die Geheimen Räte in ihrem sozialen Umfeld behandeln. Auf diese Weise wird sowohl die Perspektive der Fürsten und ihr Geschick zur Nutzbarmachung des Geheimen Rats für die landesherrliche Politik als auch der Blickwinkel der Räte selbst und das Selbstverständnis des sächsischen Adels nach dem sozial relativ offenen 16. Jahrhundert mit dem Aufstieg zahlreicher bürgerlicher Berater eingenommen.

Bereits im ersten Komplex wird eine Vielzahl von Themen angesprochen, die in den weiteren Kapiteln wieder aufgegriffen werden und differenziertere Betrachtung finden. Hierbei geht es einerseits um einen Abriss der Entwicklung des Geheimen Rats bis hin zu einem mit bis zu 30 Personen besetzten und kaum noch handlungsfähigen Gremium Ende des 17. Jahrhunderts, sein Tätigkeitsprofil mit der Konzentration auf die außenpolitische Beratung des Herrschers und die Ausführung von Sondergesandtschaften, Besoldungsfragen und die Stellung des Geheimen Rats anhand verschiedener Hofordnungen. Andererseits wird die Person der Räte betrachtet, werden Zugangsvoraussetzungen und Zugangsmöglichkeiten zum Ratsamt benannt und die Position

des sächsischen Adels zum Fürstendienst zwischen Attraktivität und Belastung angesprochen. Welche Problemlösungsstrategien verfolgte der Adel angesichts erschwelter Strukturbedingungen (z. B. landesherrlicher Verwaltungsdienst, Nutzung der Eigen Güter, Militärdienst und/oder Unternehmertum)? Konnte er sich eine Abstinenz vom Fürstenhof finanziell wie symbolisch überhaupt leisten?

Der zweite Themenkomplex vertieft anhand ausgewählter Aufgaben den Stellenwert des Geheimen Rats unter den verschiedenen Herrscherpersönlichkeiten von Christian II. bis Friedrich August I. und arbeitet wesentliche Zäsuren heraus. Das reicht von einer starken Stellung des Geheimen Rats bei schwachen Herrscherpersönlichkeiten wie Christian II. über eine sechsmonatige Nichtbesetzung des Rats 1637 unter Johann Georg I. und Schwierigkeiten bei der Wiederbesetzung bis zum außenpolitischen Handeln am Rat vorbei unter Johann Georg II. und absolutistischen Tendenzen zum Ende des 17. Jahrhunderts. Dabei kam es in den 1650er-Jahren zu einem grundlegenden Wandel in der Rekrutierungspraxis, indem seit dieser Zeit der Geheimratstitel ehrenhalber vergeben wurde, was zu einem sprunghaften Anstieg der Räte führte und das Unterscheidungskriterium des Wirklichen Geheimen Rats für jene tatsächlich in der Politikberatung tätigen Räte erforderlich machte.

Der dritte Themenbereich nimmt wiederum die Perspektive der Räte selbst ein, stellt vor allem adlige und bürgerliche Vertreter im Geheimen Rat hinsichtlich ihrer Bildungsgänge, Zugangswege, regionalen Herkunft, Ämterkumulation sowie familiären und schichtspezifischen Verflechtungen gegenüber und zeigt so „Bedingungen der Teilhabe an Herrschaft und Macht“ (S. 213) auf. Zwar wurde ein juristisches Studium im 17. Jahrhundert für den Geheimen Rat immer mehr Usus, ausschließliche Zugangsvoraussetzung war es jedoch nicht. Gefragt war zunächst noch der Generalist mit juristischen Kenntnissen. Durch die kollegiale Beratung konnten fehlende Spezialkenntnisse noch leichter von anderen kompensiert werden. Für bürgerliche Räte war das Studium jedoch in jedem Fall Bedingung für eine Aufnahme in den Geheimen Rat. Hier ist der Sprung in den Rat in oft fortgeschrittenem Alter als Karrierekrönung anzusehen, wobei die sehr arbeitsintensive Aufgabe gerade bei Universitätsprofessoren auch als zusätzliche Last wahrgenommen wurde. In adligen Kreisen bildeten sich in einigen Familie geradezu Geheimrats-Dynastien heraus (z. B. Friesen, Werthern, Miltitz). Diese jungen Adligen, die zumeist auch über ein Jurastudium verfügten, wuchsen in einem Milieu aus Tradition und Pflichterfüllung auf und kamen recht jung in den Geheimen Rat. Sie besaßen häufig weitere Ämter in Hof und Verwaltung und mindestens ein schriftsässiges Rittergut. Dadurch entstanden vielfältige Verflechtungen, mögliche Abhängigkeiten und Wechselwirkungen. Ein ständischer Einfluss war somit stets im Geheimen Rat vorhanden, jedoch mit der Tendenz eines zunehmenden Rückzugs der Wirklichen Geheimen Räte aus den Gremien der Landstände. Insgesamt gilt der landsässige Adlige mit Jurastudium im 17. Jahrhundert schlechthin als Typus des Geheimen Rats in Kursachsen, ergänzt um sein bürgerliches Pendant, das sich im Spannungsfeld zwischen Hof und Universität bewegte.

Heinker versteht es geschickt, aktuelle sozial- und kulturhistorische Fragestellungen auf den Geheimen Rat zu projizieren, ohne dabei die Entwicklung der Institution zu vernachlässigen. Der mehrfache Perspektivwechsel zwischen Räten und Herrscher, bürgerlichen und adligen Funktionsträgern sowie zwischen Mikro- und Makroebene bietet ein äußerst facettenreiches Bild. Wünschenswert gewesen wären lediglich noch einige auf aktenkundlichen Analysen beruhende Ausführungen zu Geschäftsgang und Entscheidungsfindung innerhalb des Rats. Die sehr gut lesbare Studie, die zwar einige Redundanzen aufweist, ist nicht zuletzt auch wegen ihres umfangreichen prosopografischen Anhangs eine große Bereicherung für die sächsische Landesgeschichte mit dem Potenzial eines Standardwerks. Es bleibt zu hoffen, dass die im letzten Jahrzehnt ver-

stärkte Aufarbeitung der außenpolitischen Institutionen Sachsens um weitere Studien ins 19. und frühe 20. Jahrhundert fortgeschrieben werden kann.

Dresden

Judith Matzke

**ROLAND SENNEWALD, Das kursächsische Heer im Dreißigjährigen Krieg 1618–1648**, Zeughaus Verlag, Berlin 2013. – 688 S. mit zahlr. Abb., geb. (ISBN: 978-3-9384-4772-7, Preis: 109,95 €).

**DERS., Die kursächsischen Feldzeichen im Dreißigjährigen Krieg**, Zeughaus Verlag, Berlin 2013. – 192 S. mit zahlr. Abb., geb. (ISBN: 978-3-9384-4773-4, Preis: 49,95 €).

Wenn es vor dem Ersten Weltkrieg ein Konflikt schaffte, sich nachhaltig in das kollektive Gedächtnis der Deutschen einzubrennen, um schließlich sinnbildlich für den Schrecken des Krieges zu stehen, so war dies wohl der Dreißigjährige Krieg. Verglichen mit den beiden Weltkriegen nimmt jene frühneuzeitliche Auseinandersetzung europäischen Ausmaßes in der aktuellen Forschung nur noch einen randständigen Platz ein. Jedoch rückten in den letzten 20 Jahren auch Aspekte in den Blickpunkt der Wissenschaft, die über die Untersuchungen zur Geschichte der von den großen Protagonisten wie Albrecht von Wallenstein und Gustav II. Adolf dominierten Phase des Krieges oder zu dem so wirkmächtigen Westfälischen Frieden von 1648 hinausgehen. Neben dem Verständnis, dass es sich bei dem Krieg um einen gesamteuropäischen Konflikt handelte (Vgl. C. KAMPMANN, *Das Alte Reich und Europa*, Stuttgart 2007), trat auf der mittleren Ebene auch das Agieren der Reichsstände verstärkt ins Blickfeld der historischen Zunft, so auch die Politik Kursachsens, des wohl bedeutsamsten armierten protestantischen Reichsstandes dieser Zeit (zu nennen wäre hier beispielsweise F. MÜLLER, *Kursachsen und der Böhmisches Aufstand 1618–1622*, Münster 1997). Allerdings harren hier noch viele Sachverhalte einer modernen Aufarbeitung. So bildet etwa die Geschichte des kursächsischen Militärs im 17. Jahrhundert über weite Teile ein Forschungsdesiderat. Bisher beleuchteten lediglich Oskar Schuster und Friedrich August Francke im Zuge ihrer Gesamtdarstellung des sächsischen Heerwesens aus dem Jahr 1885 intensiver die Geschichte der Armee im Dreißigjährigen Krieg. Jedoch diene deren Betrachtung dieser Zeit nur als Vorgeschichte für das eigentlich in ihrem Fokus befindliche stehende sächsische Heer (vgl. O. SCHUSTER/F. A. FRANCKE, *Geschichte der sächsischen Armee von deren Errichtung bis auf die neueste Zeit*, 1. Theil, Leipzig 1885, S. 11–82).

Angeregt durch ein Ausstellungsprojekt zur Schlacht bei Lützen und das dabei festgestellte Fehlen quellengesättigter und belastbarer Studien zum Thema hatte es sich der Leipziger Zinnfigurenfreund Roland Sennewald ab Mitte der 1990er-Jahre zur Aufgabe gemacht, akribisch Details zur Geschichte des sächsischen Militärs im Dreißigjährigen Krieg zusammenzutragen (vgl. R. SENNEWALD, *Das kursächsische Heer im Dreißigjährigen Krieg*, in: *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* 9/1 (2005), S. 87–92). Das Ergebnis jener Forschungen legt er nun nach fast zwanzigjähriger Arbeit in einem opulenten Doppelband zur Geschichte des kursächsischen Heeres und seiner Feldzeichen im Dreißigjährigen Krieg vor. Dabei versucht der Autor neben einer Rekonstruktion des Feldzugs- und Schlachtengeschehens auch Aspekte der Sozial- und Kulturgeschichte jenes Krieges mit in seine Betrachtungen aufzunehmen (vgl. Klappentext).

In seinem Band zur Geschichte des kursächsischen Heeres beschreibt Sennewald zunächst sehr umfangreich und beinahe minutiös das Agieren der bewaffneten Macht des sächsischen Kurfürsten Johann Georg I. in der Zeit von 1618 bis 1648/50. Hierbei orientiert er sich an der traditionellen Einteilung des großen Krieges des 17. Jahrhunderts in vier Phasen – der böhmischen, niedersächsisch-dänischen, schwedischen und der schwedisch-französischen – und liefert in diesem Rahmen eine militärgeschichtliche Verlaufsgeschichte klassischer Art mit einer ungeheuren Menge Details zu Aufstellung, Umfang und Einsatz der sächsischen Einheiten. Hier spannt sich der Bogen von der Werbung erster Freifahnen und der Rüstung zur Exekution gegen die Lausitzen und Schlesien in Folge des Aufstandes der böhmischen Stände, über den massiven Ausbau der Armee mit der Verschärfung des Krieges und dessen endgültigen Übergreifen auf die Gebiete Kursachsens Anfang der 1630er-Jahre, bis hin zur schrittweisen Marginalisierung der militärischen Potenz Kursachsens und zur Demobilisierung der Truppen bis 1650, wobei neben den großen Schlachten (die mit größter Akribie und zum Teil mit neu ausarbeiteten Aufmarschplänen nachgezeichnet werden) auch kleine Scharmützel mit sächsischer Beteiligung geschildert werden. Insgesamt wäre jedoch hier und da eine bessere Kontextualisierung im Gesamtrahmen des Konfliktes wünschenswert gewesen, denn so erscheinen einige der sächsischen Entwicklungen losgelöst und eine Einordnung der sächsischen Kriegsbeteiligung ist nur schwer möglich.

Diese mangelnde Einordnung in den historischen Kontext korrespondiert dabei auch mit dem geringen Bezug der Arbeit auf die neuere Forschung. So basiert Sennewalds Darstellung in erster Linie auf historischem Quellenmaterial, also auf zeitgenössischer Publizistik und Druckwerken sowie auf archivalischer Überlieferung, die er aus Archiven und Bibliotheken aus halb Europa zusammengetragen hat. In diesem Zusammenhang muss leider auch auf das Fehlen eines wissenschaftlichen Anmerkungsapparates hingewiesen werden. Zwar weist der Autor einige seiner Quellen mit Endnoten nach jedem seiner insgesamt 36 Kapitel aus, jedoch bei weitem nicht alle Zitate, wodurch nicht immer der Erkenntnisgewinn klar nachvollzogen werden kann. Dies verstärkt sich zusätzlich durch die fehlenden Seitenangaben bei den gesetzten Verweisen und der damit einhergehenden unglücklich gewählten Nummerierung der Anmerkungen im Text, da unterschiedliche Verweise auf ein Werk mit der gleichen Nummer gekennzeichnet werden.

Abgesehen von diesen formalen Defiziten und kleineren Ungenauigkeiten wie beispielsweise der Datierung der Gründung der Katholischen Liga auf 1613 statt auf 1609 (S. 11), liefert Sennewald in seinem chronologischen Darstellungsteil eine profunde Arbeit, die durch eine reichhaltige Illustration, welche sonst meist nur in großen Ausstellungskatalogen zu finden ist, weiter aufgewertet und aufgelockert wird. Dabei versammelt der Autor neben Druckgrafiken das ‚Who’s who‘ der zeitgenössischen, niederländisch geprägten, typisierenden Schlachtenmalerei (beispielsweise Sebastian Vrancx oder Pieter Snyers), deren Werke zum Teil in doppelseitigen Reproduktionen in den Band integriert wurden. Einige der Bilder werden rein illustrativ verwendet, andere dienen der Verdeutlichung bzw. Problematisierung einzelner Sachverhalte, beispielsweise bei der Analyse des Aufbaus eines Lagers oder der Visualisierung taktischer Schlachtfeldaufstellungen (S. 597-618).

Dies geschieht vor allem in dem der chronologischen Darstellung der Geschichte des sächsischen Heeres während der Zeit des Dreißigjährigen Krieges folgenden systematischen Abschnitt (S. 519-652). Zuvor geht Sennewald jedoch noch kurz auf die Reorganisationen und Reformationen der kursächsischen Regimenter von 1637 bis 1639 ein, wobei diese Schilderungen inhaltlich entweder in die chronologische Abhandlung oder in den Komplex der Aufstellung der kursächsischen Einheiten (S. 549-580) hätten integriert werden können. Auch scheint es eine Überlegung wert zu sein, ob es



nicht von Vorteil gewesen wäre, diesen systematischen Teil vor der chronologischen Formationsgeschichte zu rangieren. Dies gilt zum einen, da hier eine breitere Herangehensweise an das Thema an den Tag gelegt wird, indem neben der Klärung militärischer Strukturen und Gliederungen, der Darstellung von Strategie und Taktik sowie der Bewaffnung und Uniformierung (S. 633-640), auch auf Aspekte des Lager- und Transportwesens innerhalb der Heere, der Rekrutierung, Besoldung und Verpflegung (S. 581-596) sowie der Militärjustiz (S. 645-651) eingegangen wird. Zum anderen würden dem interessierten Leser dadurch basale Informationen an die Hand gegeben, die zu einem besseren Verständnis der Formationsgeschichte beitragen könnten.

Im zweiten Band seiner Beschäftigung mit der kursächsischen Armee im Dreißigjährigen Krieg widmet sich Sennewald schließlich den Feldzeichen jener Armee und damit dem zentralen Symbol militärischer Einheiten. Die Fahne war für diese der zentrale Orientierungspunkt in der Schlacht, gleichzeitig aber auch das geheiligte Symbol für die Einheit und/oder den Kriegsherrn, was es galt, unter allen Umständen zu beschützen und zu bewahren. Dementsprechend wurden die Feldzeichen, unter die der Verfasser vor allem die Fahnen der Infanterie und die Standarten der Kavallerie fasst, mit ausdifferenzierten Bildprogrammen (Emblemata), Sinnsprüchen (Epigrammen), und prägnanten Devisen versehen. Hiermit wurden allgemeine Werte wie Gottesfurcht oder Standhaftigkeit abgebildet, diese beispielsweise in militärischen Ritualen wie der Vereidigung der Soldaten vor Augen geführt und die Missachtung sowie Entfernung von der Fahne bestraft (S. 41-44).

Als Grundlage seiner Aufstellung dienten Sennewald zunächst der Bestand und die Verzeichnisse der schwedischen Trophäensammlung in Stockholm, in welcher sich einige der in den Schlachten des Krieges erbeuteten sächsischen Feldzeichen befanden und befinden. Darüber hinaus war es dem Autor möglich, über ein im Sächsischen Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden aufbewahrtes Fahnenbuch, welches die Entwürfe der Feldzeichen vieler der von 1631 und 1635 aufgestellten sächsischen Verbände zeigt, ein Skizzenbuch eines Soldaten, welches sich im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig erhalten hat, sowie einige, zum Teil unveröffentlichte, vexillologische Forschungen das Erscheinungsbild einer Anzahl kursächsischer Feldzeichen zu rekonstruieren (S. 9 f.). Richtigerweise verweist Sennewald in diesem Zusammenhang in seinem Nachwort darauf, dass sein Buch nur ein Bruchteil der in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges verwendeten Feldzeichen abbildet und ähnliche Vorhaben für andere Krieg führende Mächte noch ein Desiderat bilden (S. 186).

Bevor er zur Abbildung und Beschreibung der Feldzeichen schreitet, nähert sich der Autor seinen Forschungsobjekten in der Weise an, dass er zunächst allgemein die verschiedenen Arten von Feldzeichen, deren Bestandteile, Materialien, Entwicklung, Bedeutung und Handhabung vorstellt (S. 13-40). Anschließend widmet sich das Buch der Beschreibung der Bildsymbolik und der Devisen auf kursächsischen Feldzeichen, die wie oben beschrieben zugleich als Motivation und Mahnung der Soldaten dienen sollten (S. 41-44). Nach einer kurzen Vorstellung der Einheiten des sächsischen Heeres der ersten, dritten und vierten Kriegsperiode werden die recherchierten Feldzeichen farbenreich abgebildet, den einzelnen Einheiten zugeordnet und jeweils Angaben zur Geschichte, Gestaltung und Fundstelle gemacht. Dabei schwanken die Ausführungen in ihrer Quantität von Einheit zu Einheit, was mehrheitlich der schwierigen Überlieferung geschuldet ist. Sennewald scheut sich auch nicht, Feldzeichen, die sich nicht eindeutig einer kursächsischen Einheit zuordnen lassen, als „nichtidentifizierte, aber wahrscheinlich kursächsische Feldzeichen“ (S. 171) aus dem Fundus der Stockholmer Trophäensammlung zu benennen und abzubilden. Es mag lediglich verwundern, dass es gerade zwei dieser Banner sind, die prominent auf den Einbänden der beiden Bücher bzw. auf dem Schuber prangen. Diese auch nach 350 Jahren noch prächtigen Feld-

zeichen verleihen den Bänden jedoch ein edles Aussehen. Wie bei Sennewalds erstem Band zum kursächsischen Heer würde es sich auch im Fall dieses Bandes anbieten, Quellen und Literatur in getrennten Verzeichnissen aufzuführen (S. 189 f.).

Insgesamt kann man für den vorliegenden Doppelband festhalten, dass es dem Autor gelingt, ein nahezu minutiöses Diarium der Bewegung und Entwicklung der sächsischen Armee-Einheiten während des Dreißigjährigen Krieges zu entwerfen. Dem Interessierten wie dem Fachmann steht damit nun ein detailliertes Nachschlagewerk als Basis für weitere, über die klassische Militärgeschichte hinausgehende, Forschungen zur Verfügung. Lediglich der Mangel eines wissenschaftlichen Anmerkungsapparats sowie an der Aufnahme neuerer Forschungen wird beim Letztgenannten den Gesamteindruck etwas schmälern.

Dresden

Torsten Schwenke

**„Mein Herr Bruder“.** Napoleon und Friedrich August I. Der Briefwechsel des Kaisers der Franzosen mit dem König von Sachsen 1806–1813, hrsg. von RUDOLF JENAK, Sax-Verlag, Beucha/Markkleeberg 2010. – 199 S., 8 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-86729-063-0, Preis: 28,00 €).

Deutlich früher als vor dem üblichen Anschwellen verschiedenster Jubiläumseröffentlichungen, beispielsweise zur „Völkerschlacht“ von 1813, liefert Rudolf Jenak ein Editionswerk zum Briefwechsel zwischen Napoleon und Friedrich August I. von Sachsen. Der zuletzt u. a. an der TU Dresden lehrende Jenak widmet sich der Korrespondenz des Kaisers der Franzosen und dem Kurfürsten, dann König von Sachsen. Wichtig ist bei dieser Thematik festzuhalten, dass Jenak nur auf wenige Vorgängerpublikationen zurückgreifen konnte (vgl. Anm. 1, S. 7), die den napoleonisch-sächsischen Schriftverkehr zum Gegenstand hatten. Zudem wird innerhalb dieser Veröffentlichungen größtenteils eine einseitige Perspektive eingenommen oder eine Übersetzung unterlassen, was Jenak bewegte, eben dies nachzuholen.

Auch wenn man den Fokus auf Briefeditionen Napoleons mit anderen deutschen Fürsten weitet, erhärtet sich der Innovationseindruck des vorliegenden Bandes. Vergleichbar sind allenfalls ältere Editionen, wie die von August von Schlossberger (vgl. Briefwechsel der Königin Katharina und des Königs Jérôme von Westphalen sowie des Kaisers Napoleon I. mit dem König Friedrich von Württemberg, 3. Bde., hrsg. von A. v. SCHLOSSBERGER, Stuttgart 1886/87) oder die umfangreichen Korrespondenzsammlungen von Friedrich Kircheisen (vgl. Briefe Napoleons des Ersten, 3 Bde., hrsg. von F. KIRCHEISEN, Stuttgart 1909/10; DERS., Fürstenbriefe an Napoleon, 2. Bde., Stuttgart 1926). Den Vorbemerkungen Jenaks ist deshalb zuzustimmen, dass nun erstmals der Briefwechsel Napoleons und Friedrich Augusts I. in neuartiger Form vorgelegt wird.

Geschickt stellt sich der Herausgeber dabei den Konditionen des Quellenmaterials, genauso wie seinen eigenen Vorgaben. Bereits bei vormaligen quellnahen Publikationen (vgl. u. a. R. JENAK, Die Teilung Sachsens, Dresden 2007; DERS., Sachsen, der Rheinbund die Exekution der Sachsen betreffenden Entscheidungen des Wiener Kongresses (1803–1816), Neustadt a. d. Aisch 2005) bewies Jenak dabei seine Fähigkeiten in der Erfassung vielschichtiger Archivalien. Charakteristisch ist diesen Werken ein zuweilen sehr umfangreicher Dokumentenanhang, wodurch sich seine jetzige Editionsarbeit mit ihrem Anhang passend in die Riege der Vorgängerelaborate einreihet.

Außerlich konditionieren allein die überlieferten Briefe das Projekt auf den Zeitraum von Oktober 1806 bis zum gleichen Monat des Jahres 1813. Inhaltlich unterliegt die Edition der Zielvorgabe, „dem interessierten Leser“ (S. 7) die Gelegenheit

zu unterbreiten, Einblick in das Verhältnis zwischen französischem und sächsischem Souverän zu nehmen. Unter Beachtung dieser Prämissen formt Jenak sein Werk, was zum einen die Werkgliederung und zum anderen die Methode maßgeblich prägt. In einem zwei Jahre umfassenden Turnus ordnet der Autor die Briefe chronologisch an und bricht dadurch bewusst mit der vorgefundenen Aktenablage. Der Bruch ermöglicht es, die Logik der archivalischen Sortierung hinter sich zu lassen und durch eine zielorientierte Anordnungsstringenz zu ersetzen.

Das Übersetzen der im Original auf Französisch verfassten Briefe und deren, zwar nachvollziehbare, aber dennoch neue Zusammenfügung, birgt zugleich Chance und Wagnis. Natürlich werden einerseits die wechselseitigen Bezüge der Schreibenden auf diesem Wege leichter ersichtlich, was die Übersetzung für den deutschsprachigen Rezipienten noch verstärkt. Andererseits ist der Leser der hier zugrundeliegenden Editionslogik unmittelbar ausgeliefert. Ein Abdruck der französischen Urfassung hätte dahingehend den Evidenzmangel abgeschwächt und die sprachliche Nachvollziehbarkeit erheblich verbessert. Dabei ist sich der Herausgeber dieser methodischen Herausforderungen offenbar bewusst und erstrebt, mithilfe eines ausführlichen Anmerkungsapparates, den exakten Nachweis für jede Einzelschrift anzugeben. Es gelingt der Edition, mittels jener Glossen nicht nur eine solide und auch wissenschaftliche haltbare Transparenz zu erlangen, sondern daneben fundierte begriffliche, historische sowie personelle Erläuterungen zu liefern. Von großem Nutzen ist ferner das Personen- und Ortsregister, das die Gelegenheit zum zügigen Nachschlagen bietet.

Trotz der bedauerlichen Zurückhaltung des Herausgebers, die sich im Umfang der Vorbemerkungen (S. 7-10) und den kurzen Einleitungen zu jedem Unterkapitel offenbart, kommt er doch nicht umhin zweifelhaft zu interpretieren. Verdeutlicht sei hier der Anspruch Jenaks, mit der Briefedition „alle Seiten der Zusammenarbeit der Verbündeten“ (S. 10) erfassen zu können. Keineswegs soll das breite Themenspektrum der Korrespondenz infrage gestellt werden, doch erscheint die Ambition, einer generellen Abbildung der damaligen französisch-sächsischen Staatshändel, als zu steile Hürde. Fast im gleichen Atemzug schließt Jenak, während des Vergleichs von Länge und Anzahl der Briefe, auf die Fähigkeit Napoleons, seine Schreiben, anders als Friedrich August I., komprimieren zu können. Ein solcher Schluss ist zwar legitim, doch drängt sich die zu vermutende Vielbeschäftigung und Zeitnot des Feldherrenkaisers geradezu als alternative Deutung auf. Darüber hinaus wäre eine thematische Einbettung der napoleonisch-sächsischen Problematik in die aktuelle Forschungsliteratur (vgl. D. PETSCHEL, *Sächsische Außenpolitik unter Friedrich August I.*, Köln u. a. 2000, S. 301 ff. oder R. TÖPPEL, *Die Sachsen und Napoleon*, Köln u. a. 2008) sicherlich für eine generelle Bewertung und Einordnung des Briefwechsels wünschenswert gewesen. Jedoch fiel die Verortung der Korrespondenz in die Forschung wohl der tendenziellen Beurteilungsscheu des Verfassers zum Opfer.

Davon abgesehen vermittelt die Lektüre der Briefedition dem Leser einen faszinierenden Einblick in die napoleonische Epoche allgemein und gleichfalls in das spezielle Verhältnis zweier zeitgenössischen Akteure. Napoleon und Friedrich August I. waren sicherlich mit die bedeutendsten Charaktere der damaligen französisch-sächsischen Beziehungen, weshalb der Wert Jenaks Edition entsprechend hoch einzuschätzen ist. Allerdings bilden sich auch die Grenzen des Werkes deutlich ab, da es als Grundlage einer wissenschaftlichen Rezeption nur schwerlich dienen kann. Anreize und erste Hinweise zur Einarbeitung in die Thematik vermag das Buch dennoch zu geben. Indessen gelingt es Jenak, das Geschichtsbild der napoleonischen Zeit lebendig und anschaulich zu verdichten. Insbesondere jedem geschichtsbegeistertem Laien, den die Ära Napoleons reizt, sei „Mein Herr Bruder“ wärmstens empfohlen.

**Zusammenschlüsse und Neubildungen deutscher Länder im 19. und 20. Jahrhundert**, hrsg. von ROBERT KRETZSCHMAR/ANTON SCHINDLING/EIKE WOLGAST, W. Kohlhammer, Stuttgart 2013. – 323 S., 19 s/w Abb. u. 40 Ktn., geb. (ISBN: 978-3-17-024442-9, Preis: 38,00 €).

Die deutschen Ländergliederungen der Napoleonzeit sind Gegenstand zahlreicher Studien, ebenso wie das spätere Aufgehen des außerösterreichischen Deutschlands im Norddeutschen Bund bzw. im Deutschen Reich. Wie steht es aber mit den nicht wenigen Veränderungen einzelstaatlicher Entitäten Deutschlands zwischen dem Wiener Kongress und der Regierungszeit Bismarcks bzw. mit Verschiebungen nach dessen Rücktritt? Aus Anlass seines 60. Gründungsjubiläums hat das ‚Bindestrichland‘ Baden-Württemberg im Jahr 2012 eine Konferenz ausgerichtet, deren Beiträge einen enzyklopädischen Überblick weit über den Zusammenschluss im Südwesten hinaus geben sollten. Die hier veröffentlichten Aufsätze lösen diesen Anspruch ein.

Am Beginn steht mit ROBERT KRETZSCHMARS Studie (S. 15-49) über die lange Gründungsgeschichte Baden-Württembergs der verständlicherweise längste Text des Bandes. Die Vorgeschichte des Jahres 1952 ist dabei mit den ersten ernsthaften Bestrebungen in der Weimarer Republik überraschenderweise genauso lang wie die Zeit, die es nach der Gründung dauerte, um die Fusion auf festen Grund zu stellen, nämlich bis zu dem 1970 wiederholten Volksentscheid in Baden. Wer heute auf ‚Ba-Wü‘ schaut, wo man scheinbar ohne Binnenfraktionen zwischen Bodensee und Kurpfalz ‚alles außer Hochdeutsch‘ kann, lernt hier, woher das Proporzdenken der großen Parteien historisch rührt. FRANK ENGEHAUSEN bleibt in seinem Beitrag über den ‚Länderschacher nach Napoleon‘ (S. 51-71) im Westen Deutschlands, und zwar im kurzen Zeitfenster zwischen 1813 bis 1815. Er arbeitet die ambivalenten Tendenzen der Neuverteilungen der postnapoleonischen Jahre heraus: Willkürliche Kabinettpolitik am grünen Tisch mit dem Ergebnis mangelnder territorialer Kontingenz einerseits und wohl durchdachtes Gleichgewicht der Mächte andererseits werden hier an den Gewinnen Preußens anschaulich dargestellt. Dass es im 19. Jahrhundert mit der Eingliederung der Hohenzollernschen Lande (H.-Hechingen und H.-Sigmaringen) in Folge des Thronerzichts zweier revolutionsverunsicherter Fürsten 1848 auch friedliche und auf Gegenseitigkeit beruhende preußische Expansionen gab, lernt man im ersten Teil des Aufsatzes von HANS-CHRISTOF KRAUS (S. 75-99). Anders sah es 1866 aus, als nach dem deutschen Bruderkrieg zwar nicht Österreich, wohl aber dessen Verbündete zur Verfügungsmasse für Preußen wurden. Sachsen, Hessen-Darmstadt, Reuß ältere Linie und Sachsen-Meiningen kamen aus verschiedenen Gründen (wegen der Lage bzw. wegen dynastischer Verbindungen) glimpflich davon, Hannover, Hessen-Kassel und Hessen-Nassau (sowie endgültig auch Schleswig und Holstein) fanden sich ungefragt als preußische Provinzen wieder. Immerhin suchten die neuen Herren durch Zugeständnisse in der Verwaltung, Besteuerung und in der Konfessionspolitik die Loyalitäten der alten Eliten an sich zu binden.

Kleinteiliger und langwieriger waren die Fusionsgeschichten innerhalb mitteldeutscher Territorien (ANDREAS ERB über Anhalt, S. 101-124) oder Landschaften (HANS-WERNER HAHN über Thüringen, S. 125-152). In beiden Fällen dauerte es mehrere Jahrhunderte, bis ehemals zusammengehörige Länder wieder politisch und administrativ vereint waren. Ohne derlei historische Rücksichten gingen in den beiden Mecklenburgs und in (Groß-)Hamburg die Gauleiter der NS-Zeit bei der Schaffung neuer staatlicher Entitäten zu Werke, wie BERND KASTEN zeigt (S. 153-179). Nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt das Neugründungskarussell durch die Auflösung Preußens neuen Schwung, wie ULRIKE HÖROLDT an den ostdeutschen Bindestrich-Gründungen Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen-Anhalt verdeutlicht (S. 181-213). Beständi-

ger als diese 1952 den identitätslosen Bezirken der DDR weichenden Länder sind die seit 1946 durchgängig existierenden Länder Niedersachsen (HANS-GEORG ASCHOFF, S. 215-234), Nordrhein-Westfalen (WILFRIED REININGHAUS, S. 235-253), Hessen (WINFRIED SPEITKAMP, S. 255-269) und Rheinland-Pfalz (VOLKER RÖDEL, S. 271-297). Auf Details der durchweg lesenswerten Beiträge einzugehen, ist hier nicht der Raum. Verwiesen sei auf die hohe Qualität der 40 eigens für den Band erstellten Karten und den zusammenfassenden Epilog EIKE WOLGASTS (S. 299-305), die dem Buch enzyklopädischen Charakter verleihen.

Friedrichsruh/Hamburg

Ulf Morgenstern

**ISIDOR NUSSENBAUM, „Er kommt nicht wieder“.** Geschichte eines Überlebenden, hrsg. von HANS MEDICK/JENS-CHRISTIAN WAGNER, übers. von Wilfried Prantner/Hans Medick (Lebenszeugnisse – Leidenswege, Bd. 22), Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft, Dresden 2013. – 216 S. mit Abb., geb. (ISBN: 978-3-934382-24-4, Preis: 8,50 €).

Der 1927 in Bautzen geborene und 2012 in Irvine/Kalifornien verstorbene Isidor Nussenbaum versah seine umfangreiche autobiografische Reflexion mit der einleitenden Frage „Warum ein weiteres Holocaust-Buch?“ und beantwortete diese mit der Schilderung seiner eigenen Motive zur Niederschrift: Es war vor allem seine Familie, die ihn immer wieder bat, das erlebte festzuhalten; es war die eigene Erkenntnis, dass seine Erfahrungen in den baltischen Konzentrationslagern eine regelrechte Lücke der Holocaust-Forschung schließen bzw. erschließen würde; und es war die Reflektion der Gegenwart, verbunden mit einem „Wir dürfen das nie wieder zulassen“ (S. 11). Das Verdienst der Herausgeber dieses Bandes besteht darin, eben jene drei Stränge miteinander zu verbinden und in den beigefügten kurzen Artikeln einzuordnen.

Der Buch ist folglich in zwei Teile gegliedert: Der Hauptteil präsentiert die Erinnerungen von Isidor Nussenbaum an die Zeit zwischen ca. 1930 und 1948 (S. 13-158), in einem Anhang wird diese Quelle durch fünf kurze Aufsätze und unter verschiedenen Blickwinkeln kontextualisiert (S. 189-215). Nussenbaum ging allerdings beim Abfassen seiner Erinnerungen über den genannten Zeitraum hinaus und ‚rahmte‘ diese durch zwei Episoden: einleitend findet sich die Beschreibung eines Besuches in Dresden 1994, am Ende seines Textes steht eine epilogische Reflexion über einen Besuch in Bautzen 1998. Hieran zeigt sich bereits, dass Nussenbaums Text weit mehr ist als eine Erinnerung an die Zeit des Nationalsozialismus – diese erinnerungskulturellen Intentionen werden vor allem durch den Beitrag von Mirko Pohontsch über die Rezeption des Autors in Bautzen und die lokale Erinnerung an das jüdische Leben nach 1998 dokumentiert. Mehr noch wird dies aber durch die Gestaltung des Textes deutlich, den Nussenbaum zwar von seiner Person aus schrieb: Er nahm die Arbeit daran nach 1981 auf und schloss diese 2005 in einer englischsprachigen Version ab („He’s Not Coming Here Anymore“); der hier besprochene Band präsentiert eine von Wilfried Prantner und Hans Medick besorgte Übersetzung, die teils noch mit dem Autor besprochen werden konnte. Nussenbaums Text erzählt aber im eigentlichen Sinne die Geschichte seiner Familie – seiner Eltern und seiner vier Geschwister – und lässt diese partiell auch selbst zu Wort kommen. Denn als die Nationalsozialisten am 9. November 1938 den ‚spontanen Volkszorn‘ gegen die jüdische Bevölkerung auch in Sachsen inszenierten bzw. organisierten, war Isidor Nussenbaum in einem Breslauer Internat und erlebte das Pogrom dort. Die Ereignisse in seiner Heimatstadt Bautzen werden aber dennoch geschildert – in einer längeren Textpassage, die sein Bruder Max verfasst hatte (S. 26-

33). Dieselbe Intention, nicht nur seine eigene Geschichte, sondern eben auch die seiner Familie gewissermaßen vollständig zu erzählen, findet sich zudem am Ende seines autobiografischen Textes, wo Nussenbaum Erinnerungen Dritter an die letzten Tage und Wochen seiner Mutter und seiner Schwester im Konzentrationslager Stutthof zusammenstellte (S. 165-169). In diesem Zusammenhang ist den eingangs genannten drei Motiven noch ein viertes hinzuzufügen: dem Autor ging es in seiner Erinnerung, die er in einer „bitter-lakonischen Schärfe und Konkretheit“ (S. 212) formulierte, auch um eine Auseinandersetzung mit Opfern und Tätern, wobei das nationalsozialistische System der Konzentrationslager gerade hier die Grenzen ‚verwischte‘ und Opfer durch Funktionszuweisungen oder Vergünstigungen selbst zum Teil des mörderischen Systems werden ließ. Insbesondere diesen Personen und ihren teils ambivalenten, zumeist aber eindeutig geschilderten Rollen galt ein besonderes Augenmerk Nussenbaums, der etwa in Fußnoten oder den beigefügten Abschnitten „Gerechtigkeit“ (S. 116) einforderte.

Nussenbaums biografische Erzählung in diesem ersten Teil des Bandes setzt mit der Geschichte seiner Eltern ein, die kurz nach dem Ersten Weltkrieg als sogenannte Ostjuden nach Bautzen zogen, hier ansässig wurden und bis 1930 fünf Kinder bekamen. Der Vater betätigte sich anfangs geschäftlich erfolgreich als Händler und konnte mehrere Bekleidungsgeschäfte eröffnen, die allerdings die Weltwirtschaftskrise nicht überstanden. Der „eigene ökonomische Ruin“ (S. 20) der Familie führte diese zu Verwandten nach Breslau, 1933 kehrten die Nussenbaums aber nach Bautzen zurück. Hier erlebten sie die sukzessive Ausgrenzung der jüdischen Bevölkerung – auch Isidor Nussenbaum wurde 1936 von der dortigen Pestalozzischule ausgeschlossen, konnte aber vorerst seine schulische Ausbildung in Breslau fortsetzen. Nach dem Novemberpogrom 1938 kehrte er dann mit seinem älteren Bruder Siegfried – eine der zentralen Bezugspersonen der Autobiografie – in seine Heimatstadt zurück. Die Familie Nussenbaum versuchte in jener Zeit aus dem Deutschen Reich auszuwandern, was allerdings nur den beiden ältesten Söhnen gelang; sie kamen 1937 und 1939 in die USA und kehrten nur wenige Jahre darauf nach Deutschland zurück – freilich in den Uniformen der US-amerikanischen Armee. Zwischen Frühjahr 1940 und Januar 1942 lebte Isidor Nussenbaum dann in Dresden; zuerst bei Bekannten, dann im Judenhaus Ziegelstraße 54. Am Morgen des 19. Januar 1942 wurde die Familie – Eltern und drei Kinder – über den Bahnhof Dresden-Neustadt in das Ghetto Riga transportiert. Der zwei Züge umfassende Transport wurde aufgrund der Herkunft der Deportierten aus Dresden und Leipzig bereits zeitgenössisch als „Sachsen-Transport“ (S. 43) bezeichnet. Auch in dieser Hinsicht stellt die Autobiografie jenseits der Geschichte der jüdischen Bevölkerung Bautzens eine wichtige Quelle zur sächsischen Landesgeschichte dar, werden über seinen Text doch weitere Einzelschicksale thematisiert und biografisch nachvollziehbar gemacht. Neben dem innerfamiliären Zusammenhalt der fünf Nussenbaums, die bis Anfang 1945 trotz mehrfacher Verlegung mehr oder weniger nahe beieinander bleiben konnten, sind es die mit der Herkunft aus Sachsen verbundenen Freundschafts- und Bekanntschaftsverhältnisse, deren Fortbestand und Bedeutung in den Konzentrationslagern im Nordosten in dieser sozialgeschichtlich wertvollen Qualität erstmals und sehr eindrücklich geschildert wird.

Daneben dokumentierte Nussenbaum aus seiner Erinnerung heraus die Lebens- und gewissermaßen Funktionsweise dieser Lager, deren Organisationsidee zwar in der totalen Kontrolle bestand – in denen Leben und Überleben aber oft von Willkür und Zufall abhingen. Sein weiterer Weg führte ihn in das Konzentrationslager Kaiserwald und später in dessen Außenlager Spilve. Im September 1944 wurde dieses Außenlager vor der anrückenden Roten Armee geräumt, die Häftlinge wurden über die Ostsee in das Konzentrationslager Stutthof verlegt. Im November 1944 kam Isidor Nussenbaum gemeinsam mit seinem Bruder Siegfried in das Außenlager Burggraben in Danzig. Mitte

Februar 1945 wurde auch dieses Lager geräumt – die Brüder gingen gemeinsam auf einen „Todesmarsch“, den er wohl nur aufgrund der Ermutigung des älteren Bruders Siegfried überlebte. Die letzte Station bildete das Lager Rieben, wo beide schließlich am 10. März 1945 befreit wurden. Hier allerdings endet Nussenbaums Lebensbeschreibung nicht. Vielmehr schildert er eindrücklich den Versuch der beiden Brüder – die Eltern und die jüngere Schwester hatten die Lager nicht überlebt –, nach Strapazen und Krankheiten wieder zu Kräften zu kommen. Und er schildert weiterhin Gewalt, bekamen es die Deutschen in Ostpreußen doch mit einem ‚rächenden Feind‘ zu tun; dem Übergriff eines sowjetischen Soldaten fiel auch sein Bruder Siegfried zum Opfer. Isidor Nussenbaum meldete sich schließlich zur Roten Armee und gelangte im Herbst 1946 zuerst nach Dresden und schließlich auch nach Bautzen zurück; dort traf er Bekannte und einen Onkel wieder, der Auschwitz überlebt hatte. Zur ‚neuen‘ konnte diese ‚alte‘ Heimat allerdings nicht werden: „Ein paar Monate nach meiner Rückkehr nach Bautzen war mir klar geworden, dass ich wohl nie in der Lage wäre, mich in eine deutsche Nachkriegsgesellschaft zu integrieren. Die Wunden, die ich davongetragen hatte, waren einfach zu frisch und zu tief. Auch war ich nicht bereit, meinen Peinigern zu vergeben“ (S. 153). Nussenbaum verließ deswegen die sowjetische Zone und begab sich in West-Berlin in ein Displaced Persons-Camp der United Nations Relief and Rehabilitation Association – er versuchte zu seinen Brüdern in die USA zu gelangen. Erst im Juni 1948 gelang ihm dies: „Ich ließ mein Heimatland hinter mir; ein Heimatland, das mich nicht mehr wollte; das mir meine Jugend, meine Eltern, meine Geschwister und zahllose Verwandte aus allen Teilen Europas genommen hatte.“ (S. 156 f.) Nicht zuletzt aufgrund der Brüder und weiterer Verwandter in den USA gelang Isidor Nussenbaum der Neuanfang – er studierte, arbeitete, heiratete und bekam zwei Töchter.

Der zweite Teil des Buches liefert, abgetrennt durch Fotografien und Dokumente, fünf Texte, die die Quelle in die Holocaust-Forschung, in die Bautzener Lokalgeschichte wie in die Forschung zu Holocaust-Selbstzeugnissen einordnen. JENS-CHRISTIAN WAGNER gibt dabei nicht nur einen Überblick über die Entwicklung der Konzentrationslager, in denen Isidor Nussenbaum gefangen gehalten wurde, sondern zeigt auch die 1933 einsetzende Einschränkung und Verfolgung jüdischen Lebens im Deutschen Reich auf. Hierin und in den folgenden Texten finden sich zudem zahlreiche Hinweise auf den wissenschaftlichen Wert der Autobiografie, an deren Publikation in dieser Hinsicht kein Zweifel bestehen kann: Insbesondere zum Ghetto Riga, das bis heute „in der deutschen Öffentlichkeit noch recht unbekannt“ ist (S. 191), wie auch zum Konzentrationslager Stutthof mit den dazugehörigen Außenlagern, fehlen weithin Quellen, die Lageralltag, Sozialbeziehungen und nicht zuletzt das ambivalente ‚Dasein‘ der Gefangenen zwischen Leben, Überleben und Tod thematisieren. Dies gilt gleichermaßen für die von Nussenbaum umfassend beschriebene Zwangsarbeit, die für Wehrmacht, Luftwaffe oder Organisation Todt sowie für private Firmen geleistet werden musste – ein Sachverhalt, der eigentlich erst „nach der skandalösen Ablehnung von Rentenzahlungen an überlebende Ghettoarbeiter [2001/2004] auch öffentlich diskutiert wurde“ (S. 192). Dem folgt ein Beitrag von HAGEN SCHULZ aus Bautzen, der Nussenbaums Text in der lokalhistorischen Forschung zur Geschichte der Juden und zum Holocaust einordnet; beides Themen, um die sich der Mitarbeiter des Bautzener Stadtmuseums in den vergangenen Jahren sehr verdient gemacht und über die er überaus lesenswerte Publikationen (2006, 2012) vorgelegt hat. Dem folgt der bereits erwähnte, erinnerungskulturell orientierte Beitrag von MIRKO POHONTSCH sowie eine Annäherung an das Thema „Holocaust und Selbstzeugnisse“ von ALF LÜDTKE, das auch im Beitrag von Wagner angesprochen wird. Nussenbaums Schilderung des Überlebens wird dabei als ein „so bisher nicht geschilderter [...] familiärer und geschwisterlicher Zusammenhalt“ (S. 211) gewürdigt bzw. in das zugängliche Material

kontextualisiert. Überdies wird hier eine für die Entstehung des Textes zentrale, identifikatorische Auseinandersetzung thematisiert: Die Positionierung des Überlebenden gegenüber den Getöteten und die „Überlebensschuld“ in der „Geschichte eines Überlebenden“ (S. 212). Beschlossen wird der Band von einem „persönlichen Nachwort“ HANS MEDICKS, in dem dieser – an Wagner und Lüdtke anschließend – neben der Bedeutung des Textes für das familiale Gedächtnis der Familie Nussenbaum auch Fragen der Sprachlichkeit und der Übersetzung aufwirft. Diese Beiträge ergänzen die Quelle nicht nur, sondern erschließen sie auch in zahlreichen Facetten für ein Publikum jenseits der Wissenschaft.

Auch wenn der Band nicht den Anspruch einer kritischen Edition anstrebt, bleibt dennoch anzumerken, dass das Vorgehen beim Edieren desselben deutlicher hätte thematisiert werden müssen: Jenseits der Problematik der Übersetzung, die allerdings mehr sprachliche denn inhaltliche Dimensionen aufweist, betrifft dies vor allem die Randbemerkung Jens-Christian Wagners, man habe etwa im Umgang mit Begriffen wie „den Russen“ und ähnlichem „behutsam an manchen Stellen [...] geändert oder umschrieben“ (S. 198). Nussenbaums Text ist aber eben eine individuelle und in großem zeitlichem Abstand angefertigte Quelle, die demnach auch die folgenden Zeitschichten in sich trägt – und die sie dadurch nicht minder interessant oder ‚weniger authentisch‘ macht. Unklar bleiben in dieser Hinsicht auch die Anmerkungen der Herausgeber, die gelegentlich und offenbar willkürlich in den autobiografischen Text gesetzt wurden, wie auch die Verwendung der Bilder, die mutmaßlich illustrierenden Charakter haben – oder waren sie von Isidor Nussenbaum an den betreffenden Stellen vorgesehen? Hinsichtlich der Anmerkungen fällt zudem auf, dass insbesondere die im Text genannten deutschen Täter – etwa der aus Weißwasser stammende Rudolf Lange, der im Holocaust im baltischen Raum eine zentrale Rolle spielte und der zu den wenigen Teilnehmern der sogenannten Wannsee-Konferenz im Januar 1942 zählte – biografisch nicht weiter thematisiert werden, was hinsichtlich einer Leserschaft außerhalb des Fachpublikums bedauerlich ist. Diese Eingriffe und Fehlstellen mindern den Wert der Quelle in ihrer Beschreibung keineswegs, stellen in wissenschaftlicher Perspektive aber leider erklärungs- bzw. dokumentationsbedürftige Sachverhalte dar.

Noch ein Holocaust-Buch also? In Anbetracht der vor allem sozialgeschichtlichen Fragestellungen, die der Band „Er kommt nicht wieder“ aufzeigt und partiell beantwortet, ist diese Frage – wie Isidor Nussenbaum am Beginn seines Buches selbst schrieb – allenfalls rhetorischer Natur: Das Buch stellt eine zentrale Quelle zum deutschen Völkermord in den baltischen Lagern der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik vor und präsentiert zudem eine beeindruckende regional- und lokalgeschichtliche Quelle zum jüdischen Leben, zur Verfolgung und Ermordung wie auch zum erinnerungskulturellen Umgang hiermit in Sachsen bzw. vor allem Bautzen und Dresden. Insofern ist es den Herausgebern des Bandes zu danken, diese individuelle Auseinandersetzung zugänglich gemacht zu haben, der auch jenseits der Forschung eine breite öffentliche Rezeption zu wünschen ist.

Los Angeles

Swen Steinberg

**Sachsen und der Nationalsozialismus**, hrsg. von GÜNTHER HEYDEMANN/JAN ERIK SCHULTE/FRANCESCA WEIL (Schriften des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung, Bd. 53), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014. – 423 S., 1 Schaubild, 5 Tab., geb. (ISBN: 978-3-525-36964-7, Preis: 69,99 €).

Die in dem vorliegenden Band vertretenen Beiträge gehen größtenteils auf einen Workshop zu diesem Thema zurück, der vom Hannah-Arendt-Institut für Totalita-



rismusforschung im Dezember 2011 ausgerichtet wurde. Der in der Schriftenreihe des Instituts erschienene Band vereint viele für einen Sammelband typischen Vorzüge und Nachteile. Das Wesentliche zur gegenwärtigen ‚Sammelbandkultur‘, deren Nutznießer natürlich auch der Rezensent ist, hat Gerd Schwerhoff, Dresdner Ordinarius für die Geschichte der Frühen Neuzeit, am 10. August 2011 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung kritisch angemerkt. Seine Anmerkungen sind, wie hier nur angedeutet werden soll, noch immer aktuell.

Gleichermaßen Vorzug und Nachteil vieler Sammelbände und auch des vorliegenden ist, dass darin neue Forschungsergebnisse und interessante Einzelaspekte präsentiert werden, die allerdings oft in keinem nennenswerten Zusammenhang zueinander stehen. Einige der Beiträge gehen auf andere Arbeiten der Autorinnen und Autoren zurück, in denen die dargestellten Themen eingehender behandelt worden sind. Der bewusst allgemein gehaltene Titel „Sachsen und der Nationalsozialismus“ verspricht dem Leser die thematische Griffigkeit eines Handbuches, die der Inhalt des Bandes aber nur in dieser sehr allgemeinen Form einzulösen vermag. Das mindert nicht den Wert der einzelnen Beiträge, die in ihrer Art durchweg gut gearbeitet sind und das bislang Erreichte zweifellos angemessen widerspiegeln. Dass manche Beiträge ein wenig unvollständig erscheinen, hängt natürlich damit zusammen, dass sie auf laufenden Forschungsprojekten basieren. Insgesamt lässt sich feststellen, dass dem Leser auch in Sammelbänden in der Regel endgültigere Ergebnisse und ein zusammenhängenderes Gesamtbild vermittelt werden, als es in der Summe der Beiträge des vorliegenden Bandes der Fall ist. Ebenso ausdrücklich muss aber darauf hingewiesen werden, dass die in den einzelnen Studien formulierten Forschungsergebnisse gesicherte Erkenntnisse darstellen. Wenn sie mitunter trotzdem als Zwischenergebnisse erscheinen, so unterstreicht dies nur den Werkstattcharakter der betreffenden Beiträge, die oftmals Themengebiete, Forschungsansätze und Fragestellungen präsentieren, deren Erforschung zwar begonnen hat, aber noch nicht abgeschlossen ist. Anhand der verwendeten Quellen und Literatur könnte sich der geneigte Leser zwar auch ein eigenes Bild machen, das darum aber kaum über den in den Beiträgen selbst dargestellten Forschungsstand hinausgehen dürfte. Die Relevanz der in den Beiträgen bearbeiteten Themen wird jeder Leser nach seiner individuellen Interessenlage anders beurteilen.

Inhaltlich gliedert sich der Band in fünf Abschnitte: „Herrschaft und Unterdrückung“, „Teilhabe und Täterschaft“, „Anpassung und Abgrenzung“, „Eigensinn“, „Kontinuitäten und Brüche“. Den besten Überblick über die in diesem Band versammelten Beiträge geben die Herausgeber in ihrer instruktiven Einleitung selbst, der sie den für ihren Sammelband programmatischen Untertitel „Zur Vielfalt gesellschaftlicher Teilhabe“ gegeben haben. Anschließend ist den fünf Abschnitten ein grundlegender Artikel von CLAUS-CHRISTIAN W. SZEJNMANN über Forschungsstand und Forschungsperspektiven, Möglichkeiten und Grenzen einer dezidiert modern verstandenen Regionalgeschichte bezüglich der Erforschung des Nationalsozialismus vorangestellt, der sich auch der vorliegende Sammelband verpflichtet weiß.

Drei der fünf Beiträge des ersten Abschnitts beschäftigen sich mit der sächsischen NSDAP. ARMIN NOLZEN plädiert dafür, die defizitäre Quellenlage durch zwei in diesem Fall noch kaum praktizierte methodische Ansätze zu kompensieren: einerseits durch eine Sozialstrukturanalyse anhand der umfangreichen Parteistatistik der Reichsorganisationsleitung der NSDAP von 1935, und andererseits durch eine Analyse der sozialen Praktiken der NSDAP als Organisation. STEPHAN DEHN, der mit zwei Beiträgen vertreten ist, skizziert das Sozialprofil der sächsischen Kreisleiter der NSDAP in den Jahren 1937 bis 1942, die als regionale Machtelite vom Gauleiter berufen und von Hitler persönlich ernannt wurden (S. 64). Im Anschluss daran stellt er die Propaganda der sächsischen NSDAP im Jahr 1931 dar, das zwischen dem „Durchbruch zur Mas-

senpartei“ 1930 und dem „Schicksalsjahr“ 1932 lag (S. 77). Einem nur vordergründig ‚trockenen‘ Thema, den informellen Zusammenkünften westsächsischer Amtshauptleute (seit 1939 Landräte), widmet FRANCESCA WEIL einen lesenswerten Artikel, in dem sie ein Beispiel „kommunaler Selbstverwaltung“ im „Führerstaat“ schildert. Die Amtshauptleute waren gewissermaßen das staatliche Pendant zu den Kreisleitern der NSDAP, denen 1939 die Übernahme von Funktionen in der staatlichen Verwaltung verboten worden war (S. 65). Der von Weil erwähnte Kriegseinsatz einiger sächsischer Landräte in den Militär- oder Zivilverwaltungen besetzter Gebiete ist bislang noch nicht genügend erforscht worden (S. 109). Der erste Abschnitt endet mit einem Beitrag, in dem ULRICH FRITZ an die Lebensbedingungen von etwa 5 000 Häftlingen in Außenlagern des Konzentrationslagers Flossenbürg im Dresdner Stadtgebiet erinnert, die vor den verheerenden Luftangriffen vom Februar 1945 vorwiegend in der Rüstungsindustrie und anschließend vor allem bei Aufräum- und Reparaturarbeiten eingesetzt waren.

Der zweite Abschnitt beginnt mit zwei Beiträgen über die Universität Leipzig in der NS-Zeit. Welche Rolle der Agrarwissenschaftler Arthur Golf als erster nationalsozialistischer Rektor der Universität von 1933 bis 1935 und weitere Mitarbeiter des Landwirtschaftlichen Instituts bei der Machtübernahme und anschließenden „Gleichschaltung“ der Universität spielten, zeigt CHRISTIAN AUGUSTIN in seinem Beitrag. Am Beispiel des Philosophen Arnold Gehlen, der ab 1930 Privatdozent und von 1934 bis 1938 Professor an der Universität Leipzig war, beschreibt WOLFGANG BIALAS kenntnisreich die vielfältigen Begründungen eines philosophischen Nationalsozialismus. JUDITH SCHACHTMANN und THOMAS WIDERA stellen in ihrem Beitrag die Lebensläufe und Lebensentwürfe der beiden aus der Oberlausitz stammenden Lehrer Walter Frenzel und Pawol Nedo, der zur sorbischen Minderheit gehörte, nebeneinander, die nach 1933 zunächst vergleichbare Hoffnungen in den Nationalsozialismus setzten. Während sich Frenzel, um seine Karriere zu befördern, zunehmend in den Nationalsozialismus verstrickte, wandte sich Nedo frühzeitig wieder von diesem ab. Frenzel setzte seinem Leben Anfang 1941 ein Ende, als er seine Karriere und seine Illusionen zerstört sah. Nedo arbeitete nach dem Krieg, den er als Soldat und im Gefängnis verbrachte, als Volkskundler und Sorabist in Leipzig und erhielt 1964 eine Professur an der Humboldt-Universität in Berlin (S. 182). In ihren beiden eng miteinander verbundenen Beiträgen nehmen BORIS BÖHM und JULIUS SCHARNETZKY das Personal der Tötungsanstalt Pirna-Sonnenstein in den Blick. Der Frage des Sozialpsychologen Harald Welzer, „wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder“ wurden (S. 194), nähert sich Böhm mit einem knappen Soziogramm des ärztlichen und vor allem des nichtärztlichen Personals. Scharnetzky untersucht mögliche Ursachen und Folgen der personellen Kontinuität zwischen dem Krankenmord im Rahmen der sogenannten Aktion T4 und dem Massenmord an den europäischen Juden in den Vernichtungslagern der „Aktion Reinhardt“ im besetzten Polen. Dabei hebt er hervor, dass von einem Transfer regelrechten „Expertenwissens“ keine Rede sein könne. Die eigentliche „Qualifikation“ der Tatbeteiligten habe vielmehr darin bestanden, den Mord als Alltäglichkeit anzusehen. Den Verantwortlichen für die „Aktion T4“ sei es vor allem um die Sicherung ihres eigenen Einflusses gegangen. An der Aufrechterhaltung ihres Personalbestands waren sie interessiert, um das „Euthanasie“-Programm nach dem „Endsieg“ rasch wiederaufnehmen zu können (S. 201).

Aus dem Beitrag „Erst rot, dann braun? Überläufer von der KPD zu NS-Organisationen im Jahr 1933“ von UDO GRASHOFF, mit dem der dritte Abschnitt beginnt, seien nur zwei Beispiele herausgegriffen: als der damals mit 25 Jahren jüngste KPD-Reichstagsabgeordnete Albert Janka unter dem Eindruck der Ergebnisse der Reichstagswahlen vom 5. März 1933 seinen Übertritt zur NSDAP erklärte, begegneten ihm

seine bisherigen Genossen mit Verachtung und Unverständnis. Aber auch von Seiten der NSDAP schlug ihm nur Hohn entgegen: Erst nach einer sehr langen Prüfungszeit in einem Konzentrationslager, so ließ man ihn wissen, wäre eine Aufnahme in die Partei eventuell möglich (S. 223). Der frühere Leipziger KPD-Funktionär Walter Otto veröffentlichte zu diesem fragwürdigen ‚Rezept‘ 1934 sogar eine Broschüre (S. 224): „Vom Kommunismus über die Schutzhaft zum Nationalsozialismus“. Seine eigenen acht Monate Haft seien „nicht Monate des Grauens, sondern des Erwachens“ gewesen (S. 225 f.). In seinem unternehmensgeschichtlichen Beitrag beschreibt THOMAS KEIDERLING die Reaktionen des organisierten Buchhandels in Sachsen auf die „Machtergreifung“, die als „nationale Erhebung“ offenbar lebhaft begrüßt worden ist. Rechtzeitig vor ihrem 250-jährigen Jubiläum im Jahr 2015 beleuchtet NORMAN POHL in seinem sehr differenzierten und nah an den Quellen gearbeiteten Werkstattbericht die Geschichte der Bergakademie Freiberg im Nationalsozialismus. Seinen Schwerpunkt legt er dabei auf die Rektorwahlen und die Stellenbesetzungspolitik. Am Beispiel der Fachrichtung „Kolonialgeologie“ erinnert er aber auch daran, dass die Bergakademie 1940 einen Anteil an der Ausarbeitung des berüchtigten „Madagaskar-Plans“ des Auswärtigen Amtes hatte (S. 263 ff.). Der schwierigen Situation der Sächsischen Freimaurer zwischen Anpassung und Unterdrückung widmet FRANZISKA BÖHL einen interessanten Beitrag. Darin schildert sie auch den Fall des Amtsgerichtsdirektors und späteren Landgerichtspräsidenten Dr. Werner Kühn, der von 1923 bis 1931 der Leipziger Loge „Minerva zu den drei Palmen“ angehört hatte und dann zusammen mit seiner Frau der NSDAP beigetreten war. Später wurde er in Leipzig „Ratmann der Nordischen Gesellschaft“ und trat auch in die SS ein. 1933 erwuchsen ihm aus seiner früheren Logenzugehörigkeit berufliche Schwierigkeiten, die erst im März 1936 auf dem Wege einer „Begnadigung“ durch Adolf Hitler beseitigt werden konnten (S. 279). Im Mittelpunkt des Beitrags von NIKOLA SCHMUTZLER steht schließlich der Leipziger Pfarrer Johannes Herz, der in der Evangelischen Landeskirche Sachsens während des Nationalsozialismus im Spannungsfeld zwischen „Deutschen Christen“ und „Bekennender Kirche“ einen Weg der ‚Mitte‘ zu finden versuchte.

Der vierte Abschnitt besteht aus drei Beiträgen. Dabei ist der Beitrag von SEBASTIAN FINK über die Arbeiter des Stahl- und Walzwerkes Riesa, das bis 1945 Teil der Friedrich Flick KG war, nicht der erste, der über das Jahr 1945 hinausweist. Fink untersucht im Rahmen eines Diktaturvergleichs systematisch, wie das Leben der Belegschaft inner- und außerhalb der Arbeitszeit unter veränderten politischen Vorzeichen vor und während des Krieges sowie in der Sowjetischen Besatzungszone nach 1945 ideologisch durchdrungen werden sollte, und mit welchen Verhaltensweisen die Beschäftigten darauf reagierten. Die Beiträge von ALEXANDER LANGE und FRIEDERIKE HÖVELMANS beschäftigen sich mit dem „eigensinnigen“ Verhalten verschiedener sächsischer Jugendgruppen während des Nationalsozialismus. Lange widmet sich vor allem Jugendorganisationen, aber auch informellen Jugendcliquen, die dem linken und linkssozialistischen politischen Spektrum zuzurechnen sind, während Hövelmans die eher bürgerliche Bündische Jugend und hier vor allem die „Sächsische Jungenschaft“ in den Blick nimmt.

Der fünfte und letzte Abschnitt, der ebenfalls drei Beiträge umfasst, weist endgültig über das Epochenjahr 1945 hinaus. CARINA BAGANZ geht in ihrem Beitrag auf das Konzentrationslager Burg Hohnstein in der Sächsischen Schweiz ein, das die deutsche Justiz schon 1935 in einem ersten Dresdner Hohnstein-Prozess gegen Angehörige der SA-Wachmannschaft beschäftigte. Unter veränderten politischen Vorzeichen folgten dem 1949 drei weitere Hohnstein-Prozesse gegen ehemalige Angehörige dieser Konzentrationslager-SA, die teilweise den Charakter von Schauprozessen trugen. Im Kern ihres Beitrags weist Baganz nach, dass das Ministerium für Staatssicherheit diese ver-

urteilten KZ-Wachen in den 1950er-Jahren bedenkenlos als „Geheime Informanten“ bzw. „Inoffizielle Mitarbeiter“ rekrutierte und sich dabei gezielt deren politische bzw. kriminelle Vorbelastung zunutze machte. Merkwürdigerweise folgt dann der Beitrag von MANFRED SEIFERT und LARS POLTEN, die darin einen Einblick in ein Forschungsprojekt des ISGV geben. Dieses Projekt wendet sich im Sinne subjektorientierter Biografieforschung „den persönlichen Erfahrungswelten und Verarbeitungsmodi“ (S. 366) von in der NS-Zeit Zwangssterilisierten und „Euthanasie“-Geschädigten zu, womit ebenso Selbstbetroffene wie Familienangehörige ersten Grades gemeint sind (S. 365). Die dargestellten Beispiele veranschaulichen eindrucksvoll, dass die Folgen nicht nur für die unmittelbar Betroffenen „gravierend“ waren, um das Wenigste zu sagen. Sie wirken auch für ihre engsten Familienangehörigen bis in die Gegenwart fort. Im abschließenden Beitrag beleuchtet MIKE SCHMEITZNER unter der Überschrift „Justizieller Antifaschismus?“ (Annette Weinke) die Zusammenhänge des Moskauer Geheimverfahrens gegen den sächsischen Gauleiter Martin Mutschmann und fasst dabei den Inhalt seiner 2012 in dritter Auflage erschienenen, sehr empfehlenswerten Monografie zum „Fall Mutschmann“ kurz zusammen. Den Abschluss des Bandes bildet ein Anhang, der Angaben zu den Autorinnen und Autoren und eine Auswahlbibliografie enthält. Wünschenswert wäre ein Personenverzeichnis gewesen, das zwar nur in mühseliger Kleinarbeit zu erstellen ist, aber eine gerade bei Sammelbänden hochwillkommene gezielte Lektüre ermöglicht. Die Aufnahme einer Sonderausgabe des Sammelbandes in das Programm der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung ist folgerichtig und zu begrüßen. Sie wird eine weite Verbreitung des Sammelbandes sicherstellen.

Dresden

Christopher Theel

**MIKE SCHMEITZNER/FRANCESCA WEIL, Sachsen 1933–1945.** Der historische Reiseführer, Ch. Links Verlag, Berlin 2014. – 128 S., 48 farb. u. 118 s/w Abb., 6 Karten, brosch. (ISBN: 978-3-86153-782-3, Preis: 14,90 €).

Nachdem bereits für andere Großregionen – so u. a. für Thüringen (2010) und Sachsen-Anhalt (2013) – Bände vorliegen, die an ein breites Publikum gerichtet anhand exemplarischer historischer Orte Grundlinien und Facetten der Geschichte zwischen 1933 und 1945 zu vermitteln suchen, liegt nunmehr in der seit 2004 erscheinenden Reihe „Der historische Reiseführer“ des Links-Verlags auch eine entsprechende Publikation für Sachsen vor. Verfasst haben den handlichen, gerade einmal gut 120 Seiten starken und mit zahlreichen Abbildungen versehenen Reiseführer Francesca Weil und Mike Schmeitzner, beide Mitarbeiter des Dresdner Hannah-Arendt-Instituts und ausgewiesene Kenner der sächsischen Geschichte während der Zeit des Nationalsozialismus. Nach einer kurzen Einführung zum Aufstieg der NSDAP sowie zur Historie und den Besonderheiten der nationalsozialistischen Diktatur in Sachsen gliedert sich der Band – dem Prinzip der Reihe folgend – geografisch: Vier Kapitel wenden sich den farblich voneinander abgehobenen Großregionen Südwestsachsen, Chemnitz/Erzgebirge, Leipzig/Nord- und Mittelsachsen sowie Ostsachsen zu; ein weiteres ist der „Gauhauptstadt“ Dresden gewidmet. Neben einzelnen grau hinterlegten Hintergrundinformationen – etwa zur Geschichte der NSDAP (S. 10, 78), zu den frühen Konzentrationslagern (S. 16. f.) wie KZ-Außenkommandos in (S. 22 f.) und den Luftangriffen auf Sachsen (S. 98 f.) – sowie zehn biografischen Skizzen zu Befürwortern, Gegnern und Opfern des Nationalsozialismus führt der Band an 81, durch beigegegebene Adressen und Karten lokalisierbare Schauplätze – teils zu noch bestehenden und

nach 1945 weiterhin genutzten Gebäuden oder zu Gedenkstätten, teils auch nur an den historischen Ort. Stätten der nationalsozialistischen Machtausübung, Verfolgung und Zwangsarbeit – etwa das Torgauer Reichskriegsgericht und Wehrmachtsgefängnis Fort Zinna (S. 44 f.), die Gestapo-Leitstelle und das Polizeipräsidium in Dresden (S. 81–83) sowie die zerstörten Synagogen in Chemnitz, Leipzig und Dresden (S. 28 f., 62 f., 92–94) – präsentiert der Reiseführer dabei ebenso wie die eng mit der nationalsozialistischen Politik und Ideologie verbundenen Unternehmen, Universitäten und auch gesellschaftliche Großprojekte, darunter die sogenannte Großkampfbahn in Chemnitz (S. 27 f.) oder die Meuersdorfer Siedlung in Leipzig (S. 52/54).

Abgesehen von einzelnen Details – so bildete etwa die Dresdner Synagoge nicht den „einzigen Sakralbau“ (S. 92), den Gottfried Semper entwarf, wohl aber den einzigen umgesetzten – bietet der Band anhand der gewählten, auch den kleinstädtisch-ländlichen Raum einschließenden Beispiele einem breiten Publikum eine Einführung in die unterschiedlichen Facetten der nationalsozialistischen Diktatur, die auf dem aktuellen, durch eine kompakte Auswahlbibliografie ausgewiesenen Forschungsstand aufbaut. Gewiss ließen sich zahlreiche weitere Orte ergänzen, die Gedenkstättenführer, Lokalgeschichten, Architektur- und Reiseführer – so auch ein ebenfalls in der Reihe erscheinender Band zu Dresden (H. ELLRICH, Dresden 1933–1945, Berlin 2008) – zahlreicher und oft auch inhaltlich umfassender erschließen. Obwohl sich die meisten Einträge natürlich auf die Zeit des Nationalsozialismus konzentrieren, bieten sie oft auch Vorgeschichten und Informationen zur Nutzung nach dem Zweiten Weltkrieg, greifen also zu Recht und notwendigerweise über starre Zeitgrenzen der Jahre 1933 und 1945 hinaus. Sie eröffnen so etwa für das Beispiel der nach 1945 weiterhin genutzten Hinrichtungsstätte am Münchner Platz in Dresden (S. 83 f.) ebenso die vielfach fließenden Übergänge und Kontinuitäten.

Messen lassen muss sich der Band jedoch vor allem hinsichtlich seiner Funktion als Reiseführer. Dank Farbsystem, Adressen – teils auch mit Zusätzen, wie Öffnungszeiten –, Karten und Register führt er den Interessierten gewiss an den jeweiligen Ort. Abgesehen von den größeren Städten, in denen mehrere historische Stätten hintereinander besichtigt werden können, eignet sich der Band aufgrund seines begrenzten Umfangs und der verstreuten Orte wohl am ehesten für gezielte Tagesausflüge. Erstaunlicherweise vollkommen ausgeblendet bleiben im Reiseführer – ein Problem der Reihe insgesamt – die Möglichkeiten des „digitalen Zeitalters“: Die Adressen der einschlägigen Homepages von Kommunen, Museen, Gedenkstätten und lokalhistorische Plattformen, die in den meisten Fällen präziser, aktueller und umfassender Lagepläne, Öffnungszeiten, Eintrittspreise, Führungsangebote sowie neueste Forschungsergebnisse präsentieren, hätten gerade mit Blick auf ein jüngeres Zielpublikum Eingang finden müssen – am besten zusätzlich auch als für mobile Endgeräte, etwa als einlesbare QR-Codes. Auch über den begrenzten Umfang des Bandes hinausgehende Projekte, etwa die verschiedenen sächsischen Stolperstein-Initiativen, hätten sich so einbinden lassen. Dadurch verschenkt der Band erheblich sein Potenzial als Reiseführer. Eine kompakte, leicht zugängliche und die verschiedenen Dimensionen der nationalsozialistischen Herrschaft beleuchtende Einführung bleibt das Buch jedoch allemal und man darf bereits auf den nunmehr für Dezember 2015 angekündigten Band zu „Sachsen 1945–1989“ gespannt sein, in dem einige der hier präsentierten Orte erneut Aufnahme finden dürften.

**PASCAL CZIBORRA, KZ Dresden Striesen.** Das Familienlager Bernsdorf & Co. in der Schandauer Straße 69, Lorbeer-Verlag, Bielefeld 2013. – 276 S. mit farb. u. s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-938969-24-3, Preis: 19,95 €).

**DERS., KZ Dresden Reick.** Tödlicher Typhus, Lorbeer-Verlag, Bielefeld 2014. – 148 S. mit s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-938969-30-4, Preis: 19,95 €).

**DERS., KZ Freiberg.** Geheime Schwangerschaft, 2., überarb. Aufl., Lorbeer-Verlag, Bielefeld 2015. – 303 S. mit farb. u. s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-938969-38-0, Preis: 19,95 €).

**MICHAEL DÜSING, Zwangsarbeit für den Endsieg.** Wie jüdische Mädchen in Freiberg gezwungen wurden, an Hitlers „Wunderwaffen“ mitzubauen, art. HOUR, Dresden 2015. – 128 S. mit s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-940475-22-0, Preis: 8,60 €).

Bereits die 1996 zusammengestellte kleine Überblicksstudie von Karl-Heinz Gräfe und Hans-Jürgen Töpfer zu den Außenlagern der Konzentrationslager Buchenwald, Flossenbürg und Groß-Rosen auf dem Gebiet des heutigen Sachsens (K.-H. GRÄFE/H.-J. TÖPFER, *Ausgesondert und fast vergessen*, Dresden 1996), der mehrere weitere Lokalstudien (u. a. N. SEIDEL, *Die KZ-Außenlager Görlitz und Rennersdorf 1944/45*, Dresden 2008) folgten, sowie Untersuchungen zu den Todesmärschen durch Sachsen (u. a. H. BRENNER, *Todesmärsche und Todestransporte*, Chemnitz/Dresden 2015) führen inzwischen vor Augen, dass insbesondere in den letzten Kriegsjahren sachsenweit Menschen Zwangsarbeit leisteten, unter katastrophalen Hygiene- und Lebensbedingungen litten, durch die Straßen getrieben und ermordet wurden. Die ehemaligen Lagerstandorte und -insassen sind inzwischen nicht selten in die lokale Erinnerungslandschaft eingebunden – alle Fragen sind aber noch längst nicht beantwortet.

Einer, der mit seinen im eigenen Verlag veröffentlichten Studien zu den Außenlagern des Konzentrationslagers Flossenbürg zur Klärung von Häftlingsschicksalen, zur lokalen Erinnerungskultur sowie zur internationalen Holocaustforschung (jeweils S. 6) beitragen will, ist der Bielefelder Literaturwissenschaftler Pascal Cziborra. Nunmehr liegen dessen achter und neunter Band zu den von der Zeiss Ikon AG in Dresden-Reick und der Firma Bernsdorf & Co. in Dresden-Striesen betriebenen Außenlagern sowie die überarbeitete, an mehreren Stellen – auch bei Angaben zu Personen – ergänzte zweite Auflage des erstmals 2008 erschienenen Bandes zum Lager der Freia GmbH in Freiberg vor. Obwohl Titel und Untertitel etwas plakativ wirken – keines der besagten Lager war ein „KZ“ im eigentlichen Sinne – bieten die Studien eine umfangreiche, wenn auch nicht immer ganz einfach zu durchschauende Zusammenstellung von Datenmaterial zu den 1944 zur Deckung des Arbeitskräftebedarfs in der Rüstungsindustrie eingerichteten und schließlich im Frühjahr 1945 „evakuierten“ Arbeitslagern. Kamen nach Reick in zwei Transporten 1944/45 rund 400 und nach Striesen 500 Zwangsarbeiter, waren es in Freiberg, einem der größten Flossenbürger Außenlager, sogar 1 000 jüdische Zwangsarbeiterinnen, die dort für die Arado-Flugzeugwerke Zwangsarbeit leisteten.

Gegliedert sind die drei Bände jeweils in vier mehr oder weniger umfangreiche Teile: Einer Chronologie zur Vorgeschichte, der Einrichtung und der Zeit des Bestehens der Lager und der „Evakuierung“ (Abschnitt 1) folgt jeweils ein Kapitel unter dem pauschalen Titel „Das Volk der Täter?! Wachpersonal, Belegschaft und Bevöl-

kerung“. Diesen, bereits von einem anderen ausgewiesenen Experten (Ulrich Fritz) kritisierten Titel hat Cziborra nunmehr für die Zweitaufgabe des Freiburger Bandes in „Personen im Lagerumfeld“ geändert. Gleiches gilt für den dritten Abschnitt seiner Bücher zu den Stationen der Deportation, die hier jeweils im Detail ausgeführt werden: Den in den Bänden zu Reick und Striesen noch enthaltenen Untertitel „Woher sie kamen – wohin sie gingen“ ersetzt Cziborra nach Fritz' Kritik durch den sachlicheren Titel „Häftlingsüberstellungen und Transporte“ in der Freiburger Neuauflage. Den abschließenden Teil der Bände bildet neben knapper Statistik, umfangreichen Häftlingslisten, mit Ausnahme des Bandes zu Freiberg Pages of Testimony-Abdrucken von Yad Vashem, wenigen Literatur- und Quellenangaben die Auflistung von „Fehlern“ in der vorhandenen Forschungs- und Erinnerungsliteratur. Insgesamt steht damit jeder der drei hier besprochenen Bände für sich; wer sich für eine stärker zusammenführende Darstellung zum Flossenbürger Lagerkomplex als auch ausführlichere Bemerkungen zum Forschungsansatz Cziborras interessiert, ist etwa zusätzlich auf dessen Buch „Frauen im KZ“ (Bielefeld 2010) angewiesen.

Insgesamt tragen seine Bände in erster Linie den Charakter handbuchartiger Dokumentation, die jedoch mit einem Personenregister noch besser nutzbar wären. Methodisch versucht er, die Lagergeschichten und die damit verbundenen Biografien der Zwangsarbeiter sowie in Ansätzen auch der Täter und des Umfelds quasi ranke-anisch bis ins Kleinste zu ergründen. Zahlreichen Einzelschicksalen verleiht er auch durch seine Recherchen eine Stimme, doch bedingt der Wunsch nach maximaler Erkenntnis und Details auch viele Mutmaßungen. Handwerklich sind die Bände in einigen Punkten kritikwürdig. So sind gerade die Verweise nicht immer leicht zu rekonstruieren – im Freiburger Band wird etwa mehrfach Michael Düsing in den Fußnoten zitiert, allerdings ohne Kurztitel, der aber angesichts zweier Titel dieses Autors im äußerst knappen Literaturverzeichnis nicht eindeutig zuordenbar ist. Schwerer wiegt, dass die von Cziborra reichlich und oft umfangreich zitierten Selbstzeugnisse und Autobiografien von Überlebenden nicht etwa auf Grundlage einer breiten Literatur zur Holocaust- und Erinnerungsforschung eingeordnet werden, um für die längst bekannten und umfangreich beforschten Problematiken der Quellengattung zu sensibilisieren. Stattdessen stempelt er Erinnerungen, Autobiografien und Aussagen, die von den wissenschaftlich rekonstruierbaren Ereignissen abweichen, pauschal als fehlerhaft oder gar falsch bzw. auch bewusst gefälscht ab (vgl. auch P. CZIBORRA, KZ-Autobiografien, Bielefeld 2012).

Auch Michael Düsing, den Cziborra in seinem Band zum Freiburger Außenlager Unstimmigkeiten hinsichtlich des Umgangs mit den von den Häftlingsfrauen gemachten Altersangaben kritisiert (S. 224), wirft Letzterem in seiner kleinen Studie zum Freiburger Außenlager eine „respektlos[e] Interpretation einzelner Irrtümer, Erinnerungslücken und Widersprüche in den Aussagen Überlebender“ (S. 125) vor. Düsing führt in „Zwangsarbeit für den Endsieg“ zunächst bisherige Erkenntnisse zur Geschichte des Lagers knapp zusammen. Er präsentiert, auch angetrieben von dem Wunsch, die Erinnerung an die Verbrechen des Nationalsozialismus öffentlich präsent zu halten, teils selbst kompilierte und nur mit wenigen Fußnoten kommentierte Auszüge aus Autobiografien, Interviews, Briefen, archivalischen Quellen und dokumentarischen Texten, die das Schicksal von acht ehemaligen jüdischen Zwangsarbeiterinnen des Außenlagers Freiberg nachzeichnen. Nicht an allen Stellen wird deutlich, wie der Verfasser redaktionell in die Texte eingegriffen hat. Inhaltlich, so hält er in Abgrenzung zu Cziborra fest, habe er die Berichte „in jedem Fall so belassen“, da „Achtung und Respekt ihnen gegenüber das gebieten [...], auch wenn gelegentlich individuelle Erinnerungen vereinzelt unklar oder widersprüchlich zu anderen Berichten oder zu bisherigen Forschungen erscheinen mögen“ (S. 125). Meist greifen die vorgestellten Lebensschicksale

zudem weit über die eigentliche Zeit in Freiberg hinaus, wie etwa in den Erinnerungen von Esther Bauer – von Düsing bereits an anderer Stelle zum Abdruck gebracht (M. DÜSING, „Mein Weg, Herr Oberbürgermeister, ist schon bestimmt“, Dresden 2011, S. 66-77) –, die sowohl die Vorgeschichte ihrer Zeit als Zwangsarbeiterin als auch die Zeit nach 1945 thematisieren.

Auch Cziborra rekonstruiert in seinen Bänden das Schicksal der Frauen, allerdings fast ausschließlich in ihrem Kontext als Häftlinge und Zwangsarbeiterinnen, mithin als Personen innerhalb des Lagerkomplexes, die über mehrere Stationen schließlich nach Dresden bzw. Freiberg gelangen, von dort dann wiederum etwa nach Theresienstadt oder Mauthausen „evakuiert“ werden. Im Unterschied zu Düsing geht er dabei auch auf die Täter – Lagerleitung, Wachmannschaften und Aufseherinnen – ein, erwähnt allerdings trotz Nutzung entsprechender Unterlagen kaum die gegen diese nach 1945 gerichtete Strafverfolgung. Auch andere Aspekte der Lagergeschichte blenden seine Einzelstudien aus, so etwa die lokale Erinnerungskultur nach 1945, die gerade auch mit Blick auf die Entstehung bzw. das Vorhandensein von Selbstzeugnissen der ehemaligen Häftlinge zu kontextualisieren wäre.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass alle vier hier besprochenen Titel – gerade auch Cziborras beide Bände zu den Lagern in Dresden-Reick und -Striesen – den Kenntnisstand zur Zwangsarbeit in Sachsen 1944/45 erweitern. Dabei kennzeichnen Cziborra und Düsing äußert unterschiedliche Zugänge zu einem Themenkomplex, der auch weiterhin Bestandteil der wissenschaftlichen als auch der öffentlichen Auseinandersetzung bleiben wird.

Dresden

Daniel Ristau

**BEATA HALICKA, Polens Wilder Westen.** Erzwungene Migration und die kulturelle Aneignung des Oderraums 1945–1948, Ferdinand Schöningh, Paderborn u. a. 2013. – 393 S., 21 s/w u. 4 farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-506-77695-2, Preis: 29,90 €).

Der ‚Wilde Westen‘ weckt sofort Assoziationen: Aufbruchsstimmung im Westen der heutigen USA, 19. Jahrhundert, Migration, Goldrausch. In der Habilitationsschrift der Kulturhistorikerin Beata Halicka aber geht es nicht um die Vereinigten Staaten von Amerika, sondern um die Transformationsprozesse im Westen Polens nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

Nach 1945 wandelte sich der Charakter des Oderraums, die Grenzverschiebung Polens nach Westen führte zu Zwangsmigration und Neubesiedlung: Die Bevölkerung wurde fast vollständig ausgetauscht. Während offiziell von den ‚Wiedergewonnenen Gebieten‘ die Rede war, verbreitete sich im alltäglichen Sprachgebrauch rasch die informelle Bezeichnung ‚Polens Wilder Westen‘ (‚Polski Dziki Zachód‘). Sie verhiess Aufbruch und Neubeginn, aber auch chaotische Zustände und Rechtlosigkeit – die vormals bedeutsame Region erlebte eine tiefgreifende Rezession.

Halicka schildert die Geschichte des Westens Polens, indem sie historische Ereignisse bzw. politische Zäsuren mit subjektiven Erinnerungsdokumenten kombiniert und dabei regionale Entwicklungen und Spezifika differenziert. Im Mittelpunkt steht die Frage, was mit einem Raum geschieht, in dem es innerhalb kürzester Zeit zu einem fast vollständigen Austausch der Bevölkerung kommt.

Die von Halicka beschriebenen Jahre zwischen 1945 und 1948 zeichnet ein schier unvorstellbares Nebeneinander verschiedenster Migrationsbewegungen, Problemkonstellationen und Transformationsprozesse aus: Die deutsche Bevölkerung wurde nach



dem Ende des Zweiten Weltkriegs – in einer Gemengelage aus Übereifer und gleichzeitiger Überforderung der Akteure sowie einer drastisch antideutschen Stimmung – fast vollständig aus den nunmehr zu Polen gehörenden Gebieten vertrieben. Die Neubesiedlung der Region sollte zugleich möglichst rasch erfolgen. Dafür konstruierte die staatliche Propaganda Traditionslinien zur Piasten-Zeit, die aus dem Oderraum ein ‚urpolnisches Gebiet‘ machten und die Bezeichnung ‚Wiedergewonnene Gebiete‘ untermauerten.

Die meisten ‚Neusiedler‘ hatten ihre Heimat selbst mehr oder weniger erzwungenermaßen verlassen. Sie kamen aus deutscher Zwangsarbeit zurück, stammten aus Zentralpolen, wurden aus Ostpolen vertrieben oder 1947 im Zuge der Aktion ‚Weichsel‘ aus dem Südosten des Landes zwangsumgesiedelt. Andere waren wiederum mit den Verheißungen einer positiven Zukunft an die Oder gelockt worden. Halicka unterscheidet diese Siedler nach drei Typen in diejenigen, die „immer auf gepackten Koffern“ saßen und „verzweifelte Kriegsopfer“ gewesen seien (S. 167-170); in Plünderer und Diebe („Szabrownicy“, S. 170-174) sowie in die „begeisterten Pioniere“ (S. 175-182).

Die vielschichtigen Migrationsbewegungen spielten sich vor der Kulisse eines vom Krieg verheerten Raums ab. Das Chaos wuchs zusätzlich, indem auf polnischem Gebiet eine Bodenreform durchgeführt wurde. Die sich aus der Reform ergebenden Probleme waren dabei dieselben wie sie die Neubauern in der Sowjetischen Besatzungszone plagten: der Mangel an Land, Vieh und Gerät, an finanziellen Ressourcen, Arbeitskräften und tradiertem Wissen über die lokalen Gegebenheiten. Dies führte, wie im Nachbarland auf der anderen Seite der Oder, zu zahlreichen Betriebsaufgaben und mündete hier wie dort in eine Kollektivierung der Landwirtschaft.

Halicka beschreibt in elf Kapiteln die kulturelle Aneignung des Oderraums als Gleichzeitigkeit verschiedenster Prozesse. Dabei kam es sowohl zur Übernahme von Bestehendem und damit zu Kontinuitäten (etwa in Bezug auf Architektur, Kulturgüter und Alltagsgegenstände der ehemaligen deutschen Bewohnerinnen und Bewohner) als auch zu Umdeutungen und Neuaufloadungen (zur Konstruktion von Traditionslinien zu einer ‚piastischen Geschichte‘) sowie durchaus auch zu radialen Akten des Auslöschens (z. B. Denkmalstürze). Aneignung bedeutete in jener Zeit mehr als nur die Dekonstruktion („Entdeutschung“) und Neukonstruktion („Polonisierung“) des Raumes durch die Inbesitznahme: Die staatlich forcierte Polonisierung konnte kaum verdecken, dass es nicht die eigene Geschichte war, die die neuen Bewohnerinnen und Bewohner umgab, dass es nicht die eigenen Häuser waren, in denen sie lebten. Die neue Heimat, das zeigt Halicka anschaulich, war zunächst vor allem eine fremde.

Die zugrundeliegenden Quellen sind Archivalien, Erinnerungstexte, die teilweise anlässlich von Wettbewerben entstanden (ausgewählte Memoiren hat die Autorin in einer Anthologie herausgegeben, vgl. B. HALICKA, *Mein Haus an der Oder*, Paderborn u. a. 2014), Tagebücher, Briefe sowie literarische Werke.

Beeindruckend ist zum Teil die Unmittelbarkeit, die Nähe zu den historischen Ereignissen, die aus den Quellen spricht und zugleich erscheint sie auch als problematisch in Kombination mit anderen, retrospektiven Quellen. Hier wären mitunter tieferreichende Interpretationsansätze sowie genauere soziale und biografische Einordnungen der Verfasserinnen und Verfasser der Memoiren wünschenswert gewesen. Andererseits sind die statistischen Informationen in einzelnen Kapiteln sehr dicht – hier hätte die eine oder andere Visualisierung oder tabellarische Darstellung sicher das Lesen erleichtert. Insgesamt aber ist Halickas Buch – gerade für eine Habilitationsschrift – äußerst verständlich geschrieben.

Der ländliche Raum im Westen Polens war bislang kaum Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen. Das vorliegende Buch kann demnach als grundlegend gelten.

Halicka zeichnet darin ein dichtes Bild jener Zeit, in der sich so viele Wandlungen und Brüche bündelten. Deutlich wird dabei vor allem: *Die* Geschichte der Nachkriegszeit in Polen gibt es nicht. Es ergab sich zeitgleich eine Vielzahl von Möglichkeiten und Handlungsspielräumen ebenso wie Unsicherheiten des Anfangs, die weitreichende Findungs- und Aushandlungsprozesse erforderten. Hinzu kam die äußerst heterogene Struktur der Neusiedler.

Bemerkenswert ist ferner, dass hier eben nicht die Sichtweise der enteigneten Deutschen im Fokus steht: Der Autorin gelingt der Perspektivwechsel – oder vielmehr die Perspektiverweiterung, indem sie sowohl Schilderungen von Polen als auch von Deutschen in ihre Analyse einbezieht. Beata Halicka untersucht deutsch-polnische Erinnerungen damit jenseits von Vertriebenen-Diskurs und Narrationen von den ‚Wiedergewonnenen Gebieten‘. Studien, die an den hier gewählten zeitlichen Rahmen anschließen und die *longue durée* der Entwicklungen aufzuzeigen ermöglichen, stehen nun aus.

Dresden

Uta Bretschneider

**Die Friedliche Revolution in Leipzig.** Bilder, Dokumente und Objekte, im Auftrag des Bürgerkomitees Leipzig e. V. hrsg. von TOBIAS HOLLITZER/SVEN SACHENBACHER unter Mitarbeit von Tina Langner, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2012. – 2 Halbbände, 816 S., geb. (ISBN: 978-3-86583-647-2, Preis: 39,90 €).

„Wir sind das Volk!“ lautete die Parole der Friedlichen Revolution im Herbst 1989, die den Untergang der zweiten deutschen Diktatur einleitete. Seit dem 2. Oktober 2009 widmet sich die vom Bürgerkomitee Leipzig e. V. erarbeitete Sonderausstellung „Leipzig auf dem Weg zur Friedlichen Revolution“ im ehemaligen Stasi-Kinosaal der „Runden Ecke“ in Leipzig den Ereignissen zwischen 1988 und 1990, die zunächst zur Friedlichen Revolution führten und schlussendlich in die deutsch-deutsche Wiedervereinigung im Oktober 1990 mündeten. Der hier zu besprechende Ausstellungskatalog versammelt die in der Ausstellung zu sehenden Materialien und dokumentiert den oppositionellen Widerstand in Leipzig von 1988 bis 1990.

Zunächst leiten vier Grußworte der fördernden Institutionen den Katalog ein. RAINER EPPELMANN, Vorsitzender der Bundesstiftung Aufarbeitung, betont die herausragende Bedeutung der Leipziger Ereignisse für die deutsche, aber auch europäische Freiheits- und Demokratiegeschichte (S. V). BERND NEUMANN, ehemaliger Staatsminister für Kultur und Medien, lobt die Ausstellung als „wichtigen Beitrag zum Gedenken an die Menschen, die sich gegen die SED-Diktatur auflehnten“ (S. VI). Der sächsische Ministerpräsident STANISLAW TILICH würdigt in seinem Grußwort die zentrale Rolle Sachsens während der Friedlichen Revolution (S. VII). Schließlich weist der Leipziger Oberbürgermeister BURKHARD JUNG insbesondere auf das Engagement der Opposition hin, das den Weg zur Demokratie geebnet hat (S. VIII).

In ihrer Einleitung resümieren die Herausgeber TOBIAS HOLLITZER und SVEN SACHENBACHER anschließend die prägenden Ereignisse, die zum Zusammenbruch der DDR führten, angefangen bei der Befreiung Leipzigs von der NS-Diktatur im April 1945 durch die US-Armee über die anschließende Einverleibung in den Machtbereich der sowjetischen Besatzer bis hin zum planmäßigen Aufbau einer kommunistischen Diktatur nach sowjetischem Vorbild. Lehnten sich die Bürger noch am 17. Juni 1953 gegen die Sozialistische Einheitspartei auf, um in der Folge von sowjetischem Militär niedergeschlagen zu werden, scheiterten auch freiheitliche Volksaufstände und -initiativen in anderen sozialistischen Ländern wie Ungarn 1956, der Tschechoslowakei 1968

oder Polen 1981. Die dort existierenden Demokratiebewegungen wurden trotzdem zum Vorbild der auch in der DDR erstarkenden Opposition der 1980er-Jahre. Insbesondere das Zusammenwirken von Ausreisewilligen auf der einen, und denjenigen, die in der DDR bleiben wollten und für Reformen eintraten, auf der anderen Seite, habe Leipzig zum Ausgangspunkt für den Sturz des SED-Regimes gemacht. Die Ambivalenz der weltläufigen Messestadt Leipzig und ihres gleichzeitig zunehmenden Verfalls infolge von Misswirtschaft und Umweltzerstörung habe dazu geführt, dass engagierte Leipziger verstärkt versuchten, sich neue Freiräume – insbesondere unter dem Schutzdach der evangelischen Kirche – zu schaffen und sich stärker Themen wie Umweltschutz, Menschenrechten und Demokratisierung zuwandten.

Als Reaktion auf das atomare Wettrüsten begann man im Herbst 1982 mit der Etablierung montäglicher Friedensgebete in der Leipziger Nikolaikirche, die zunächst nur von einigen wenigen kirchlichen Basisgruppen getragen wurden. Ab 1987 politisierten sich die Friedensgebete zunehmend und widmeten sich nun auch tagesaktuellen Themen. Aus diesem Grund wuchs der staatliche Druck auf die Kirchenleitung, sodass Teile der Oppositionsgruppen das Regime verstärkt mit öffentlichen Aktionen in Bedrängnis brachten. Ihnen schlossen sich nun auch solche Menschen an, die nicht Teil der Oppositionsgruppen waren. Nach Ende der Sommerpause wuchs die Zahl der Teilnehmer an den Friedensgebeten, die sich im Nachgang auf dem Nikolaikirchhof versammelten und mehr Demokratie und Reisefreiheit forderten. Waren es bei der ersten Montagsdemonstration Ende September noch etwa 5 000 Menschen, die auf den Leipziger Ring zogen, wuchs die Zahl der Demonstranten schon eine Woche später auf 20 000 an. Wie in anderen großen Städten der DDR war auch in Leipzig der kurz darauf begangene 40. Jahrestag der DDR begleitet von Massenprotesten und gewaltsamen Auseinandersetzungen mit den Einsatzkräften der Polizei. Die Bilder von der blutigen Niederschlagung der Studentenproteste in Peking im Juni 1989 vor Augen, befürchteten die Demonstranten auch für Leipzig ein gewaltsames Ende ihrer Proteste für die folgende Montagsdemonstration am 9. Oktober. Dass die Demonstration entgegen allen Befürchtungen friedlich verlief, konnte als erster Erfolg gewertet werden und führte zu einem rasanten zahlenmäßigen Anstieg der Demonstranten in den folgenden Tagen und Wochen auch in anderen Städten der DDR. Die Losungen der Leipziger Montagsdemonstrationen strahlten dabei auf die gesamte DDR aus und prägten damit auch den Verlauf hin bis zur Besetzung der Stasi-Zentralen und der Etablierung der Runden Tische.

Ausstellung und Katalog gliedern sich in 18 Kapitel, die jeweils durch einen verknüpften Überblickstext eingeleitet werden. Angefangen bei der neuen Reformpolitik unter Michail Gorbatschow widmet sich die Ausstellung zunächst der unabhängigen Friedensbewegung „Schwerter zu Pflugscharen“, der Etablierung der Leipziger Friedensgebete in der Nikolaikirche und deren zunehmender Politisierung sowie dem wachsenden politischen Druck auf die Kirchenleitung im Jahr 1988. Dass sich der Konflikt zwischen Oppositionsgruppen und der Staatsmacht verschärfte, zeigte sich insbesondere in den beiden Aktionen „Kristall“ und „Störenfried“, im Zuge derer Oppositionelle aufgrund ungenehmer Transparente und illegal angefertigter und verbreiteter Flugblätter verhaftet wurden. Eine öffentliche Bühne für ihre Proteste bot sich den Bürgerrechtlern durch die Leipziger Frühjahrmesse im März 1989. Etwa 650 Ausreisewillige nutzten die messebedingte Anwesenheit der westlichen Journalisten für eine Demonstration durch die Leipziger Innenstadt im Anschluss an das Friedensgebet in der Nikolaikirche. Um Ruhe in die angespannte Situation zu bekommen, konnten 4 000 Ausreiseantragsteller im Zuge der Aktion „Auslese“ die DDR legal verlassen. Dies führte allerdings keineswegs zu einer Beruhigung der angespannten

Lage, sondern veranlasste nun noch mehr Menschen dazu, ihrem Ausreisevorhaben öffentlich Nachdruck zu verleihen.

Das vierte Kapitel der Ausstellung beschäftigt sich insbesondere mit der Kritik am DDR-Wahlsystem und dem Aufruf zum Boykott der anstehenden Kommunalwahlen im Mai 1989. Während die SED alles daran setzte, die Wähler durch eine temporäre Verbesserung der Versorgungslage, schnellere Wohnungszuweisungen und bauliche Verbesserungen in der Stadt milde zu stimmen, beteiligten sich in Leipzig erstmals flächendeckend Mitglieder der Basisgruppen an der Auszählung der Wahlergebnisse. Sie konnten in der Folge Wahlfälschungen nachweisen. Eine anschließende Protestveranstaltung auf dem Leipziger Markt wurde von Sicherheitskräften der Polizei unterbunden – 76 Menschen wurden verhaftet. In den folgenden Kapiteln schildert die Ausstellung das Wirken der Leipziger Umweltgruppen, die u. a. im Juni 1989 den „Pleißepilgerweg“ organisierten, um auf die katastrophale Umweltsituation in und um Leipzig aufmerksam zu machen und damit die lokale Oppositionsbewegung zusätzlich stärkten. Die Kriminalisierung des Straßenmusikfestivals vom Juni 1989 und die angespannte Situation während des Kirchentags im Juli 1989 werden in den Kapiteln 6 und 7 thematisiert.

Im Folgenden widmet sich die Ausstellung dann den Veränderungen in den benachbarten Ostblockstaaten im Sommer 1989: Hunderte Menschen nutzten die kurzzeitige Öffnung der ungarisch-österreichischen Grenze anlässlich den Paneuropäischen Picknicks Mitte August 1989 zur Flucht. Kurze Zeit später reisten nach offizieller Öffnung der Grenze etwa 15 000 Personen über Ungarn in den Westen aus. Immer mehr Menschen flüchteten sich zudem in die bundesdeutsche Botschaft in Prag – und konnten schließlich Ende August 1989 ausreisen. Die Ausstellung veranschaulicht im Verlauf, dass sich zur gleichen Zeit aber auch immer mehr Menschen zum Bleiben entschieden und grundsätzliche Reformen forderten. Bürgerrechtsbewegungen wie das „Neue Forum“ oder der „Demokratische Aufbruch“ entstanden und wandten sich mit Aufrufen an die Öffentlichkeit.

Die Kapitel 10 und 11 beschäftigen sich mit den Leipziger Montagsdemonstrationen ab dem Spätsommer 1989. Bemerkenswert in dieser Zeit war die Abkehr von der bisherigen Forderung „Wir wollen raus!“ hin zum Ruf „Wir bleiben hier“ (Bd. 1, S. 334), der den Willen zur aktiven Beteiligung an grundsätzlichen politischen und gesellschaftlichen Veränderungen implizierte. Gleichzeitig reagierte die Staatsmacht auf die Proteste mit gewaltsamen Festnahmen und empfindlichen Geldstrafen – auf Plakaten wurde an den Fenstern der Nikolaikirche in der Folgezeit die Freilassung der Gefangenen gefordert. Die Zuspitzung des Konfliktes zwischen Volk und Partei wurde in den folgenden Wochen offen sichtbar: Am 25. September fand die erste Demonstration auf dem Leipziger Ring statt. Etwa zur gleichen Zeit etablierten sich auch Demonstrationen in anderen Städten der DDR: In Arnstadt, Dresden, Berlin, Halle, Ilmenau, Karl-Marx-Stadt, Magdeburg, Plauen und Potsdam eskalierte die Situation ebenso wie in Leipzig zum 40. Jahrestag der DDR am 7. Oktober 1989 – zahlreiche Verletzte waren zu beklagen, mehr als 3 000 Menschen wurden an diesem Tag festgenommen. Der friedliche Verlauf der Montagsdemonstration am 9. Oktober 1989 war schließlich der entscheidende Wendepunkt – die Protestwelle schwappte auf die ganze DDR über und führte schlussendlich zum Sturz des SED-Regimes.

Kapitel 12 setzt sich mit den Demonstrationen nach dem Mauerfall auseinander und schildert die Diskussions- und Dialogkultur zwischen Bürgerrechtlern und Funktionären bis hin zur Entstehung der Runden Tische im Dezember 1989/Januar 1990. Das folgende Kapitel thematisiert die Auflösung des Ministeriums für Staatssicherheit, seine kurzzeitige Umbenennung in „Amt für Nationale Sicherheit“ und die beginnende Aktenvernichtung, derentwegen Bürgerrechtsgruppen schließlich die Leipziger

Bezirkszentrale der Staatssicherheit Anfang Dezember 1989 besetzten und ihre Schließung erwirkten. Die Kapitel 14 und 15 widmen sich dem Weg hin zur Wiedervereinigung: Angefangen mit der Vorlage des 10-Punkte-Plans des damaligen Bundeskanzlers Helmut Kohl, über die strafrechtliche Verfolgung von Spitzenfunktionären des alten SED-Regimes hin zum Rücktritt von Politbüro und Zentralkomitee. Die ersten freien Volkskammerwahlen im März 1990, bei denen die „Allianz für Deutschland“ bestehend aus CDU, DSU und Demokratischem Aufbruch als deutlicher Sieger hervorging, die Kommunalwahlen vom Mai 1990 und der Weg zur Wiedervereinigung stehen im Mittelpunkt der Kapitel 16 und 17. Das letzte Kapitel beschäftigt sich abschließend mit der Rolle der Friedlichen Revolution für die Stadt Leipzig und dem jährlich stattfindenden Lichtfest zur Erinnerung an die Ereignisse von 1989.

Verdienst der Ausstellung und des vorliegenden Katalogs ist es, die Vielzahl an Ereignissen auf dem Weg zur Friedlichen Revolution in Leipzig in erster Linie chronologisch zu bündeln und anhand von Dokumenten, Fotografien und Objekten wie Flugblättern oder Transparenten in ihrem Ablauf greifbar zu machen. Die zentralen politischen Ereignisse des Jahres 1989 werden zusätzlich im Einband beider Halbbände ganz vorn und hinten auf einem Zeitstrahl abgebildet. Der zweite Halbband endet mit einem ausführlichen Abkürzungsverzeichnis, einem Personenregister, dem Impressum unter Berücksichtigung der Leihgeber und Unterstützer sowie einem Lageplan zur Ausstellung.

Die beiden Halbbände beleuchten nicht nur auf beeindruckende Weise die Rolle der Stadt Leipzig für die Friedliche Revolution und den Zusammenbruch der SED-Diktatur, sondern verdeutlichen insbesondere auch, wie einzelne Akteure – Bürgerrechtler, Umweltgruppen, Friedensaktivisten, Ausreisewillige etc. – in den späten 1980er-Jahren dazu beigetragen haben, ein Bewusstsein für demokratische Werte zu etablieren und in die Öffentlichkeit zu bringen. Der fleißigen und minutiösen Recherchearbeit des Bürgerkomitees Leipzig e. V. ist es zu verdanken, dass die Stadt Leipzig um eine ihre Stadtgeschichte betreffende Ausstellung reicher ist und dank des 2012 erschienenen Katalogs nun auch unabhängig von der Ausstellung als Ausgangspunkt der Friedlichen Revolution Beachtung findet. Wirken die vielen Faksimiles in der sehr textlastigen Ausstellung zeitweise überfrachtend, so lohnt es sich doch, im Katalog noch einmal in Ruhe nachzuschlagen und sich dabei interessante Aspekte der vielschichtigen Ereignisse in den letzten Monaten der DDR zu vergegenwärtigen.

Berlin/Leipzig

Pia Heine

### *Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte*

**MARTINA LISA, Die Chronik des Václav Nosidlo von Geblice.** Aufzeichnungen aus der böhmischen Exulantengemeinde in Pirna zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Edition und Übersetzung (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, Bd. 47), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2014. – 463 S., 9 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-515-10714-3, Preis: 65,00 €).

Die Erforschung der frühneuzeitlichen Migrationsgeschichte ist in den letzten Jahren mit besonderer Intensität vorangekommen. Die Vielschichtigkeit der Ereignisse und Problemzusammenhänge wurde thematisiert und monokausale Erklärungsmuster konnten überwunden werden. In den Fokus der Forschung rückten dabei überlieferte Selbstzeugnisse als unverzichtbare Quellen zur Mentalitätsgeschichte. Mit der Edition der Chronik des Václav Nosidlo von Geblice erschließt Martina Lisa eine zwar nicht

unbekannte, aber bisher unveröffentlichte und nur wenig rezipierte Quelle. Die Publikation basiert auf der Magisterarbeit der Bearbeiterin und schließt Ergebnisse aus ihrer Mitarbeit im Rahmen eines in der Tschechischen Republik angesiedelten Forschungsprojektes zum Thema „Prodigien, Prophezeiungen und eschatologische Erwartungen als Mentalitätsparadigma bei den böhmischen Protestanten im 17. Jahrhundert“ ein.

Bei der Chronik des Václav Nosidlo von Geblice handelt es sich um das Selbstzeugnis eines gut situierten Leitmeritzer Bürgers und Intellektuellen, der das Amt des Stadtschreibers ausübte. Im Jahr 1626 begab er sich aus Glaubensgründen auf den Weg ins sächsische Exil und lebte zunächst 13 Jahre in Pirna. Die Niederlassung in dieser Stadt dürfte den Quellenwert seiner Aufzeichnungen für die Forschung steigern, denn sie geben Einblicke in den Brennpunkt des Geschehens. Durch die Nähe zur Grenze, vielfältige traditionelle wirtschaftliche Verflechtungen mit Böhmen, aber auch infolge der restriktiven Einwanderungspolitik in der Residenz- und Festungsstadt Dresden entwickelte sich Pirna zu einem Hauptaufnahmeort. Im Jahr 1628 lebten über 2 000 Böhmen in der Stadt, jeder dritte Einwohner war ein Exulant. Durch die hier von ihnen begründete Gemeinde, in der Gottesdienste in tschechischer Sprache gehalten wurden, und durch die Existenz einer böhmischen Buchdruckerei entwickelte sich Pirna zum intellektuellen, politischen und religiösen Zentrum der Exulanten, das bis zur schwedischen Eroberung im Frühjahr 1639 bestand. Die Zulassung der Exulantengemeinde ermöglichte den misstrauischen sächsischen Behörden, die separierenden Wirkungen befürchteten, zugleich eine effektive Aufsichtsführung. Die Exulantenproblematik ist hier auch gegenwärtig – anders als in Dresden – fest in der Erinnerungskultur verankert. Die Prager Professorin Lenka Bobková, die Martina Lisa auf die Chronik aufmerksam machte und bei ihrer Magisterarbeit unterstützte, leistete schon 1999 mit der Edition der Pirnaer Exulantenverzeichnisse eine bedeutende, die Forschung stimulierende, Quellenerschließung, welche insbesondere die Situation der Einquartierung detailliert dokumentierte (vgl. L. BOBKOVÁ, *Exulanti z Prahy a severozápadní Čech v Pirně v letech 1621–1639*, Praha 1999). In der weitgehend erhaltenen Altstadt ist diese heute gut nachvollziehbar.

In einer ausführlichen einleitenden Studie (S. 11–59) widmet sich Martina Lisa u. a. wesentlichen Fragen der böhmischen Exulantenproblematik im Kontext frühneuzeitlicher Migrationen und erörtert die Bedeutung von Ego-Dokumenten exulantischer Provenienz. Sie richtet den Fokus auf die Situation in Pirna und analysiert die Inhalte der Chronik. Akribisch wird der Quellenüberlieferung nachgegangen, wobei offene Fragen benannt werden. Die Transkription des Textes basiert auf der ältesten Quelle, welche im Jahr 1971 in der Bibliothek der damaligen Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften in Prag entdeckt wurde. Die Niederschrift von Nosidlos Chronik befindet sich in einem Exemplar der zweiten Ausgabe des historischen Kalenders des böhmischen Humanisten Daniel Adam z Veleslavína aus dem Jahre 1590. Die Bearbeiterin argumentiert mit Verweis auf Umfang, Informationsvielfalt, die exakte Platzierung der Einträge und innertextliche Bezüge überzeugend gegen eine Niederschrift aus dem Gedächtnis. Nach ihrer Ansicht muss es für die Übertragung des Textes in den Kalender eine heute verschollene Vorlage gegeben haben. Die Fassung dieser ursprünglichen Chronik wurde jedoch nicht vollständig in den Kalender übernommen. Bemerkenswert bleibt die Tatsache, dass jeweils nur Einträge für die Zeit von Januar bis Mitte August berücksichtigt wurden. Die Bearbeiterin enthält sich mangels Überlieferung weiterer Überlegungen, um nicht das Feld der Spekulation zu betreten. In der Frage nach dem Urheber der erhaltenen Abschrift tendiert sie zu der Auffassung, dass es sich um Nosidlos Autograf handelt. Beweiskraft war hier jedoch nicht zu erlangen, da insbesondere kaum Material für einen Schriftvergleich zur Verfügung stand. Neben der Niederschrift im Kalender existieren noch zwei weitere Abschriften aus dem

18. Jahrhundert. Während die Bearbeiterin die Abschrift des Historikers František Martin Pelcl in einigen Zweifelsfällen zur Beurteilung heranzog, blieb die zweite, ein nur auf Pelcl zurückgehendes Exzerpt, für die Edition ohne Bedeutung.

Im zweiten Teil der Publikation (S. 66–422) wird die überlieferte Chronik vollständig aus dem Alttschechischen transkribiert, ins Deutsche übertragen und kommentiert. Während sich der tschechische Text primär an den Erfordernissen einer wissenschaftsrelevanten Quellenwiedergabe orientiert, folgt die deutsche Übersetzung der literarischen Qualität der Abfassung unter Berücksichtigung des zeitgenössischen Lesers. Dazu wurden Sätze teils zugunsten der Lesbarkeit gekürzt bzw. neu gegliedert (lediglich zum Eintrag vom 1. Mai 1628, S. 155, ist der deutsche Text durch ein Versehen zum Teil doppelt abgedruckt worden). Die Editionsprinzipien für die tschechische Wiedergabe basieren auf den Richtlinien zur Veröffentlichung tschechischer Texte der Frühen Neuzeit. Textbezogene Bemerkungen stehen jeweils in Fußnoten am Seitenende. Die deutsche Veröffentlichung enthält 544 Endnoten mit sachbezogenen Erläuterungen und Kommentaren. Dieser auf umfangreichen akribischen Recherchen beruhende Anmerkungsapparat bietet der Forschung vielfältiges Material für die Interpretation der Inhalte.

Die Chronik behandelt Ereignisse der Jahre 1626 bis 1639 vorwiegend aus Böhmen und Sachsen insbesondere aus konfessioneller und sozialer Perspektive. Václav Nosidlo schreibt über den Verlauf der Rekatholisierung Böhmens mit Bezug auf seine Heimatstadt Leitmeritz, schildert politische und militärische Ereignisse und berichtet über Vorkommnisse im Pirnaer Alltag. Seine Erzählungen besitzen zum Teil einen hohen Informationswert und bieten neue exulantische Perspektiven auf bekannte Vorgänge. So unterstreichen Berichte über Verhandlungen und Beschlüsse der Exulantengemeinde deren politische Aktivität. Bedeutend erscheint der Wert der Chronik als Quelle zur Mentalitätsgeschichte. Der Themenauswahl und Beschreibung liegen Wahrnehmung und Deutung des Autors zugrunde, wobei dessen Sicht von der freiwilligen und aktiven Annahme des Migrantenschicksals bestimmt wird. Sein Text ist Ausdruck der Verarbeitung eigener Migrationserfahrungen, obwohl Ausführungen zu seiner Person und Familie selten bleiben. Die Berichte geben Einblicke in Einstellungen und Befindlichkeiten der eher pluralistischen Exulanten und offenbaren ihr Verhältnis zur streng lutherischen Aufnahmegesellschaft. Nosidlo berichtet sowohl von Konflikten mit dieser, als auch von solchen zwischen den Exulanten selbst. Die Bearbeiterin verwendet in ihrer Analyse mit Blick auf die Komplexität der konfessionellen Situation in Böhmen folgerichtig den Begriff des „Nichtkatholiken“. Einen wichtigen Platz erhalten in der Chronik außerdem die Prodigien, was jedoch angesichts der Blüte des Prodigien glaubens in der Frühen Neuzeit nicht überrascht.

Die Bearbeiterin bewertet die vorliegende Chronik zu Recht als herausragendes Selbstzeugnis eines Menschen, der als Vertreter der gebildeten Bürgerschicht und als Nichtkatholik im Exil die Ereignisse seiner Zeit wahrnimmt und beschreibt. Mit der Edition und Übersetzung der Chronik liegt deutschen und tschechischen Wissenschaftlern damit eine bisher nur wenig berücksichtigte Quelle vor, die den wissenschaftlichen Diskurs anregen und zu weiterem Erkenntniszuwachs führen kann. Durch die leseorientierte Übersetzung ins Deutsche und die präzisen sachbezogenen Hintergrundinformationen und Kommentare dürfte der Band auch für ein breiteres wissenschafts- und geschichtsinteressiertes Publikum von Interesse sein.

**FRANK METASCH, Exulanten in Dresden.** Einwanderung und Integration von Glaubensflüchtlingen im 17. und 18. Jahrhundert (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 34), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2011. – 321 S., 1 farb. u. 9 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-86583-137-8, Preis: 49,00 €).

Migration und der politische Umgang mit ihr sind als Gegenstand der Auseinandersetzung in Europa so alt wie das Zusammentreffen staatlich verfasster Gemeinwesen mit Bevölkerungsbewegungen und in Deutschland so aktuell wie die Diskussion um die Zuwanderungsgesellschaft, die seit mittlerweile mehr als einem Vierteljahrhundert geführt wird. Die Historische Migrationsforschung als Disziplin formuliert in diesem Kontext für sich den Anspruch, Erkenntnisse aus dem historischen Prozess zu gewinnen und bereitzustellen, die der Gegenwart in Hinblick auf *good governance* in Zeiten großer Wanderungsbewegungen tragfähig Hilfestellung bieten können.

Auch die hier anzuziehende Dissertation des Dresdner Landeshistorikers Frank Metasch formuliert in ihrer Einleitung die Forderung, die Gegenwärtigkeit des Phänomens Integration ebenso anzuerkennen wie die Grundannahme, dass aus deren Geschichte gelernt werden könne. Den Anspruch, hierzu einen Beitrag zu leisten, will er am Gegenstand derjenigen Migranten einlösen, die im 17. und 18. Jahrhundert als *böhmische Exulanten* in die kursächsische Residenzstadt Dresden zogen und dort im Laufe der folgenden Jahrhunderte in die Stadtgesellschaft integriert wurden.

Die Arbeit gliedert sich in sieben große Teile, die im Wesentlichen einem typisierten Migrationsverlauf folgen: von der Situation am Ausgangsort, den Rahmenbedingungen für die Auswanderung (S. 29-49), sowie den Hintergrundbedingungen im Kurfürstentum Sachsen und der Stadt Dresden (S. 51-62) über einen Abschnitt zu Einwanderungsverlauf und Aufnahmepolitik (S. 63-115) hin zu Befunden über den sozialen Ort der Niederlassung in der Stadt („Sozialstruktur und Sozialtopographie“, S. 117-143) sowie die rechtliche (S. 145-167), wirtschaftliche (S. 169-187) und kirchliche Integration der Zuwanderer (S. 189-230). Eine Zusammenfassung bündelt die Ergebnisse (S. 231-234), ein Anhang bietet zusätzliche Materialien, insbesondere eine Prosopografie der böhmischen Gemeinde, das Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein kombiniertes Orts- und Personenregister (S. 235-321).

Die Einleitung (S. 11-27) skizziert den Forschungsstand und kennzeichnet die Großkonzepte von Konfessionalisierung und Sozialdisziplinierung als weiteren, die aktuellen Studien von Lenka Bobková, Alexander Schunka und Wulf Wäntig zu böhmischen Exulanten als engeren Wissenschaftskontext für die eigene Forschung. Dem Untertitel der Arbeit entsprechend wird der Schwerpunkt der Untersuchung eher auf der Ein- als auf der Auswanderungsphase des Migrationsprozesses gesehen, Integration soll in Abgrenzung von Assimilation bzw. Akkulturation (in neuerem Konzept: *accomodation*) explizit nur im Sinne institutioneller Eingliederung in den genannten drei Bereichen (hier konkret gefasst als Bürgerrecht, Zunftwesen und Kirchenorganisation) verstanden werden. Dies bedeutet zugegebenermaßen, gemessen am anfangs der Studie apostrophierten Anspruch an den Nutzen der Historie für die Gegenwart, einen eher reduzierten Zugriff auf das hier untersuchte Phänomen. Die Begründung hierfür, wie sie begleitend an mehreren Stellen der Arbeit ins Gedächtnis gerufen wird, findet sich in der eingeschränkten Quellsituation für diese Studie: Verfügbar waren neben den einschlägigen Beständen des Sächsischen Staatsarchivs – Hauptstaatsarchiv Dresden, vor allem des kurfürstlichen Geheimen Archivs, und des Dresdner Stadtarchivs – mit ihrem Schwerpunkt auf der Zuwanderung im Dreißigjährigen Krieg – die ausführlichen Exzerpte der sogenannten Bergmannsammlung im Hauptstaatsarchiv Dresden sowie die Kirchenbücher und Kirchenrechnungen der böhmischen Exulantengemeinde. Der Zugang zum Untersuchungsgegenstand muss somit einem in ers-



ter Linie obrigkeitlichen Blick folgen, dessen Fokus von den Ordnungsinteressen der beteiligten Instanzen bestimmt ist. Beim Versuch, daneben – etwa in Bezug auf Zuwanderungsmotivation und Integrationsbereitschaft – die Migranten selbst stärker zu Wort kommen zu lassen, läuft dieser Zugang dabei in hohem Maß Gefahr, auf *fiction in the archives* (Natalie Zemon Davis) zu stoßen, etwa dann, wenn Selbstaussagen aus Suppliken als Belege zu Motivation und Lebenswelt der Exulanten genutzt werden (so S. 70 oder S. 194).

Bezogen auf die Position der Obrigkeit wird, insbesondere für die gut dokumentierten Kriegsjahre, das grundsätzliche Wechselspiel eines Mit- und Gegeneinander von kurfürstlicher und städtischer Seite herausgearbeitet, getragen von den jeweils akteur- und zeitgebundenen Interessen. Zur Sozialstruktur folgt die Arbeit einerseits einer ständischen Kategorisierung nach adligen und bürgerlichen Exulanten, andererseits einer soziologischen Einordnung nach Mittel- und Unterschichtsangehörigen. Die konkreten Folgen der jeweiligen Zugehörigkeit für die Integration müssen dabei, wiederum quellenbedingt, vage bleiben. Bedauerlich ist hier, dass der diesbezügliche Einschnitt, den schon die ältere Forschung 1650 ansetzte und der eine Ober- und Mittelschichts- von einer Unterschichtsmigration zu trennen scheint, mit einem Bruch in der Quellenlage zusammenfällt: Der dichteren Kriegs- steht eine eher unbefriedigende Nachkriegsüberlieferung gegenüber, die mit anderen Ressourcen zu kontrastieren die vorliegende Studie dezidiert ablehnt (so S. 169 zu den Innungsbeständen des Dresdner Stadtarchivs und S. 190 zu den Dresdner Kirchenbüchern), was aufgrund des Aufwands, der mit der Identifizierung von Exulanten in diesen Quellen verbunden gewesen wäre, zwar durchaus nachvollziehbar erscheint, den Leser aber in Hinblick auf die explizite Fragestellung und den Untersuchungszeitraum der Arbeit doch unbefriedigt zurücklässt.

Die Leistungen der Studie verteilen sich somit sehr unterschiedlich auf die genannten Abschnitte. Am stärksten erscheint das Buch dort, wo es unmittelbar aus dem Fundus der verfügbaren Quellen gearbeitet ist, also den Visitationslisten und Exulantenverzeichnissen der 1620er- und 1630er-Jahre und den Quellen zur böhmischen Gemeinde. Die Teile zur Zusammensetzung der obrigkeitlich erfassten Zuwandererschaft zu Kriegszeiten und zum Funktionieren der Gemeinde ab 1650 sowie zur kirchlichen Integration steuern Erkenntnisse bei, die bislang so noch nicht oder noch nicht für die Dresdner Exulanten (teilweise aber für die anderen beiden städtischen tschechischsprachigen Gemeinden in Pirna und Zittau) zur Verfügung standen. Zusammen mit dem Anhang zur Prosopografie des Personals der böhmischen Gemeinde wird das Buch damit zu einem wichtigen Beitrag für die Geschichte dieses Ausschnitts der frühneuzeitlichen Dresdner Stadtgesellschaft. Dagegen krankt der Teil über die Auswanderungsbedingungen und -motivationen ausgerechnet aus dem Königreich Böhmen an fehlendem Zugriff auf einen großen, den tschechischsprachigen Teil der Forschung – für die österreichischen und schlesischen Migranten gelingt die Zusammenschau des wissenschaftlichen Kenntnisstandes besser –, während gleichzeitig der Versuch, die Struktur der Zuwanderung über den gesamten Untersuchungszeitraum hin zeitlich und sozial differenziert zu erfassen, an die Grenzen der Quellensituation bzw. der methodischen Anlage der Studie stößt. Hier erscheint der selbst gesteckte Anspruch der Arbeit als zu weit gefasst: Tragfähige Aussagen über Verlauf und Gelingensbedingungen von insbesondere wirtschaftlich, ja selbst reduziert politisch verstandener Integration sind kaum ohne tiefer greifende Erkenntnisse über die genannten sozialen und motivationellen Rahmenbedingungen zu treffen.

Insgesamt ist dem Buch somit ein Platz in der Dresdner Stadtgeschichte sicher, während es in Bezug auf die Migrationsbewegungen zwischen Böhmen und Sachsen und auf die Frage nach Mechanismen und Verlauf des Zusammenwachsens mit der Auf-

nahmegesellschaft nicht wahrnehmbar über die bisherige Forschung hinausweist. Die diesbezüglichen Desiderate, vom Autor selbst durchaus benannt, laden zu weiterer Erkundung ein.

Berlin

Wulf Wäntig

**JIRKO KRAUSS, Ländlicher Alltag und Konflikt in der späten Frühen Neuzeit.** Lebenswelt erzgebirgischer Rittergutsdörfer im Spiegel der kursächsischen Bauernunruhen 1790 (Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 1091), Peter Lang, Frankfurt a. M. u. a. 2012. – 520 S., 28 teils farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-631-63223-9, Preis: 79,80 €).

Immer wieder haben die Ereignisse des „Sächsischen Bauernaufstandes“ von 1790 das Interesse der Forschung gefunden. Nach den monografischen Arbeiten von Hellmuth Schmidt (1909), Percy Stulz (1956) und Alfred Berger (1960) folgten in den 1970er- und 1980er-Jahren spezielle Einzelstudien u. a. von Karlheinz Blaschke, Michael Wagner, Siegfried Hoyer, Reiner Groß und Brigitte Emmrich sowie zuletzt Herbert Kaden für das Gut Purschenstein (2005). Gleichwohl stand zu diesem Ereignis ein methodischer Anschluss an die von der jüngeren Frühneuzeithistoriografie intensiv betriebene Protestforschung noch aus, wie überhaupt die Untersuchung sozialer Konflikte für Sachsen erhebliche zeitliche und räumliche Defizite aufweist. Nicht nur für die Revolten im August 1790 mangelt es an einer umfassenden und differenzierenden Aufarbeitung von Herrschaftskonflikten, die den Bezug zu allgemeinen Entwicklungszusammenhängen sucht. Ansätze dazu sind durchaus vorhanden. Zum Themenkomplex „bäuerlicher Widerstand“ entstand in den letzten Jahren eine Reihe von Arbeiten mit unterschiedlichen methodischen Zugangsweisen, die das Wissen um Konfliktlagen und Formen herrschaftlich-bäuerlicher Auseinandersetzungen sowie deren gesellschaftliche Konsequenzen vertieft haben. Dazu zählen beispielsweise Arbeiten, die das Phänomen der Widerständigkeit auf der Subjektebene in kleinräumiger Perspektive verfolgen und damit individuelle Entscheidungsprozesse und Handlungsalternativen der Beteiligten offenlegen. Solche Forschungsansätze nun auch für einige Aufstandsgebiete von 1790 zu erproben, unternimmt Jirko Krauß mit seiner 2011 an der Universität der Bundeswehr München eingereichten Dissertation. Dass der Verfasser dabei begrifflich nicht von *dem* Sächsischen Bauernaufstand ausgeht, sondern ausdrücklich den Terminus „Bauernunruhen“ wählt, ist angesichts der zu Recht angemerkten Diversität der einzelnen Revolten nachdrücklich zu begrüßen. Und auch mit einer weiteren lieb gewordenen These räumt die Darstellung auf: Die Französische Revolution spielte für die Ereignisse in Sachsen nachweislich nicht die Rolle, die ihr lange Zeit zugeschrieben wurde.

Dezidiertes Ziel der Arbeit ist einerseits die Untersuchung eines ländlichen Konflikts am Ende der Frühen Neuzeit, dessen Ereignisse mit dem methodischen Rüstzeug der historischen und soziologischen Protestforschung vergleichend analysiert werden.

Andererseits will der Autor die sich um diese Unruhen rankende Quellenvielfalt als – wie er schreibt – „Schlüsselloch“ für die Erkundung ländlicher Lebenswelten nutzen. Der räumliche Fokus liegt auf der bislang wenig beachteten Aufstandsbewegung im Erzgebirgischen Kreis, genauer gesagt in einigen der in diesem Raum gelegenen Rittergüter, denn diese Herrschaftsgebilde waren es ja, in denen sich der bäuerliche Protest vor allem entzündete. Als Fallbeispiele dienen die Rittergüter Neukirchen bei Chemnitz, Niederforchheim (Amt Lauterstein), Ringethal, Oberschöna, Börnichen, Wegfarth sowie Purschenstein (sämtlich Amt Freiberg).

Diese forschungsstrategische Zweiteilung der Arbeit schlägt sich auch in der Gliederung und methodischen Ausrichtung nieder: Struktur- bzw. Ereignisgeschichte soll mit Mikrostudien zum Alltagsleben der ländlichen Akteure verknüpft werden, das heißt, der Verfasser zielt nicht nur auf gesellschaftliche, politische und ökonomische Strukturen in Kursachsen sowie im Bereich der jeweiligen Rittergüter, sondern auch auf deren subjektive Wahrnehmung und Umsetzung durch die Beteiligten. Realisiert wird dieser Anspruch zunächst durch einleitende sogenannte Strukturkapitel (etwa zur Demografie und Ökonomie des Rittergutes mit allen zugehörigen Abgaben- und Dienstbelastungen, Agrar- und Gewerbeentwicklung bis hin zu Volksaufklärung und Medien), die nach einem Teil mit eher narrativen Schilderungen zu den Aufständen in ausgewählten Rittergütern in sogenannte Analysekapitel übergehen. Nicht durchgängig wird diese fragmentarische Darstellungsform allerdings dem Anspruch gerecht, klassische Strukturanalyse mit Mikrogeschichte zu verbinden – ein Problem, vor dem nicht wenige mikrogeschichtliche Analysen auf ihrer Suche nach der „Detailgeschichte des Ganzen“ (Hans Medick) stehen.

Dennoch ist der Erkenntnisgewinn besonders mit Blick auf die tiefgründige, differenzierende Analyse der Hintergründe für die Aufstände und der daran beteiligten Akteure enorm. Auf breiter Quellenbasis bezieht der Verfasser nicht nur die sogenannten Rädelsführer sowie die dörflichen Amtsträger und Deputierten mit ein, sondern ebenso die Familien der Rittergutsbesitzer und ihre Beamten, einschließlich die an den Gerichtsprozessen beteiligten Advokaten und Winkelschreiber. An diesen Stellen wird im besten Sinne des Wortes deutlich, was der Autor mit Untersuchung von Protestkultur meint. Gerade hier zeigt sich der besondere Ertrag von zumeist zeitraubenden Mikrostudien, die – in diesem Fall – unverzichtbare Einblicke in Konfliktlösungsmechanismen und Streitkulturen ländlicher Sozialgebilde vermitteln. Der Verfasser legt so einen gewichtigen Baustein für eine (noch ausstehende) Gesamtdarstellung der kursächsischen Bauernunruhen von 1790 vor, indem er nicht zuletzt durch einen interdisziplinären Methodenmix und eine breite Quellenkenntnis bis zur Handlungsebene der Protagonisten vordringt. Ein Orts- und/oder Personenregister hätte den Band abgerundet.

Dresden

Martina Schattkowsky

**JOHANNA LUDWIG, Eigner Wille und eigne Kraft.** Der Lebensweg von Louise Otto-Peters bis zur Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins 1865. Nach Selbstzeugnissen und Dokumenten, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2014. – 504 S. mit s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-86583-846-9, Preis: 39,00 €).

Es gab wohl keine bessere Kennerin des Lebens und Werkes von Louise Otto-Peters als die langjährige Vorsitzende der Louise-Otto-Peters-Gesellschaft e.V. in Leipzig, Johanna Ludwig. Ihr fundiertes Wissen findet nun seinen Niederschlag in dem posthum erschienen Lebensbild über die Schriftstellerin, Journalistin, Publizistin und Frauenpolitikerin bis zum Jahr 1865. Worin sie, wie Susanne Schötz treffend im Vorwort formulierte, „ihre Deutung des Lebenswegs von Louise Otto-Peters“ (S. 10) in jahrelanger Arbeit niederschrieb.

In 16 chronologisch aufgebauten Kapiteln folgt man Louise Otto-Peters 46 Jahre ihres Lebens von ihren glücklichen Kindertagen über frühe Schicksalsschläge, durch den ereignisreichen Vormärz, die Revolutionsjahre und die Ängste und Qualen der Restaurationszeit bis zur Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins 1865 in Leipzig. Diese Jahre waren von Glück, Hoffnung, Erfolg und Schaffenskraft, aber

auch Schmerz, Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit und Verlust geprägt. Jedem Kapitel steht eine stichpunktartige Zusammenfassung des Inhaltes voran, die die wichtigsten Ereignisse und Personen nennt und einen ersten Überblick vermittelt.

1819 „im lieblichen Meißen“ (S. 13) geboren, beschrieb sie ihre Kindheit aus der Retroperspektive immer als glücklich. Diese vielfältig veröffentlichten Beschreibungen aus ihren Kindertagen geben neben persönlichen Erinnerungen ein anschauliches Bild von den alltäglichen Lebensumständen eines bürgerlichen Haushalts im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts wieder. In dieser Zeit entwickelte sie ihre Naturliebe, ihren Wissensdurst und den Wunsch nach einem selbstständigen Leben (Kapitel II und III). Schon früh musste sie lernen mit dem Verlust geliebter Menschen umzugehen. Sie verlor nicht nur ihre älteste Schwester Clementine, sondern auch binnen Jahresfrist beide Eltern. Nach diesem traumatischen Erlebnis schöpfte sie neue Kraft in einem intensiven Selbststudium. Sie setzte sich zunehmend mit den sozialen und politischen Verhältnissen im Vormärz auseinander und verarbeitete diese dichterisch. Unterstützung und Förderung fand sie im Dresdner Advokaten Gustav Müller, mit dem sie bald mehr als gemeinsame politische Ansichten verband. Doch auch dieses Glück war ihr nicht vergönnt, als ihr Verlobter nach kurzer, aber heftiger Krankheit verstarb. Von diesem erneuten Schicksalsschlag erholte sie sich nur langsam und als sie nach 50 Jahren das große „Liebesbuch“ ihrer Briefe verbrannte, um es „vor profanen Blicken nach [ihrem] Tod zu schützen“ (S. 67), lässt sich erahnen, wie tief der Schmerz über diesen Verlust noch immer saß. Erneut befreite sie sich mit Studien und der Auseinandersetzung mit tagespolitischen Themen aus der Resignation. Ab diesem Zeitpunkt verschrieb sich Louise Otto-Peters nun gänzlich einem höheren gesellschaftlichen Ziel und trat als Autorin in die Arena des öffentlichen Lebens. Die Kapitel V bis VII beschreiben die Entwicklung der jungen, lyrisch begabten Meißnerin hin zur bekannten „Lerche des Völkerfrühlings“ und politisch interessierten Autorin. Neben ihrem sozialkritischen Roman *Schloß und Fabrik*, schrieb sie für diverse politische Journale des Vormärz. Sie veröffentlichte Berichte ihrer Reisen, die sie zum Teil allein unternahm, politische Lyrik und Artikel. Dabei setzte sie sich immer mehr mit der Stellung der Frau in der Gesellschaft, ihrer Bildungschancen und ihrer politischen Teilhabe auseinander. Zudem begründete sie ihr Netzwerk in deutsch-katholischen, liberalen und demokratischen Kreisen, zu denen Persönlichkeiten wie Robert Blum, Ernst Keil oder Franz Brendel gehörten. Als 1848 die Revolution ausbrach, war aus dem „sächsischen Mädchen“ eine anerkannte Fürsprecherin für die Benachteiligten der Gesellschaft geworden, die Arbeiter und die Frauen (Kapitel VIII). Wie ernst es ihr mit einer tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderung war, wird an der Gründung der *Frauen=Zeitung* deutlich, mit der sie ein Sprachrohr von Frauen für Frauen aller Schichten schuf (Kapitel IX). Im schicksalhaften Jahr 1849 lernte sie August Peters, ihren späteren Ehemann, persönlich kennen, wenige Monate bevor der überzeugte Revolutionär in Rastatt gefangen genommen wurde. In den folgenden Jahren kämpfte sie mit Repressionen durch den Polizeiapparat und die Zensur, soziale Schmähungen, Geldsorgen, der Suche nach Arbeit für sie und den inhaftierten Verlobten sowie quälenden Sorgen um seine Zukunft. Eindrucksvoll wird diese schwierige Zeit anhand von persönlichen Quellen geschildert und offenbart eine verletzte und manchmal verzweifelte Frau, die aber stets ihren Überzeugungen treu blieb und den Gesinnungsgenossen beistand (Kapitel X bis XIII).

Die folgenden Kapitel geben Einblicke in die Zeit zwischen 1856 und 1864, aus der hauptsächlich publizistische Arbeiten überliefert sind. Auch nach der Entlassung August Peters im Jahr 1856 wurden ihre Sorgen nicht weniger. Nach wie vor plagten sie Geldprobleme und die Überwachung durch die Obrigkeit, hinzu kam die Untreue August Peters, die sie tief verletzte (S. 403-405). Doch diesmal sollte sich das Schicksal zu ihren Gunsten wenden und das Paar wurde am 24. November 1858 im Meißner

Dom getraut. Die folgenden Ehejahre widmeten beide der gemeinsamen journalistischen und redaktionellen Arbeit, vor allem an der Mitteldeutschen Volks-Zeitung und etablierten sich als angesehenes Paar in der intellektuellen Leipziger Gesellschaft. Louise Otto-Peters wandte sich neben feuilletonistischen Themen wieder zunehmend der Emanzipation der Frau zu (Kapitel XV). Als ihr Ehemann im Juli 1864 einem Herzleiden erlag, sollte für sie ein neuer und bedeutender Lebensabschnitt beginnen. Im letzten Kapitel wird der Weg zur Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins im Oktober 1865 nachgezeichnet, der den Beginn der organisierten Frauenbewegung in Deutschland markiert. Seine langjährige Vorsitzende Louise Otto-Peters hatte bis dahin ein bewegtes Leben vorzuweisen, dem noch weitere Aufgaben folgen sollten.

Als Basis der Arbeit diente Johanna Ludwig, neben ihrem durch jahrelange Forschungen gesammeltem Wissen, ein dichter Quellenkorpus von Egodokumenten, wie Briefen, Tagebucheintragungen und das noch unedierte Manuskript *Selbsterlebtes. Skizzen aus Haus und Welt*, welches sich seit 2007 im Besitz der Louise-Otto-Peter-Gesellschaft e.V. befindet (S. 16), die durch publizistische und lyrische Texte von Louise Otto-Peters ergänzt werden. Diese Quellen repräsentieren nicht nur das vielseitige Schaffen der Protagonistin, sondern erlauben auch sehr persönliche Einblicke in ihr vielschichtiges Gefühls- und Geistesleben. Johanna Ludwig knüpft hier an die Arbeit von Irina Hundt an, die sich in der Edition der Tagebücher Louise Otto-Peters' von 1849 bis 1857 mit ihrer komplexen und teilweise ambivalenten Persönlichkeit auseinandergesetzt hat (S. 10). Neben Louise Otto-Peters' persönlicher Wahrnehmung stehen Erinnerungen und Berichte von Weggefährtinnen und Weggefährten, die die Perspektive auf ihr Leben um eine zusätzliche Ebene erweitern. Mithilfe vieler gewissenhaft ausgewählter Zitate entwirft die Autorin eine anschauliche und lebendige Biografie dieser interessanten Frau und ihrem bewegten Leben. Gleichzeitig bindet sie die persönlichen Erfahrungen der Protagonistin in die größeren politischen und kulturellen Entwicklungen ein und schafft so ein dichtes Bild der Zeit. Daneben gibt sie auch Einblicke in die Biografien wichtiger Zeitgenossinnen und Zeitgenossen sowie ihrem Netzwerk vor einer etablierten Frauenbewegung. Damit ermutigt sie die Forschung, sich weiter mit Personen wie Auguste Scheibe oder dem Ehepaar Herz auseinanderzusetzen, Lücken dieser Biografien zu schließen und Beiträge für die frühe Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland, aber auch die Revolutionsforschung zu leisten.

Das 500 Seiten starke und gut lesbare Werk richtet sich nicht nur an ein Fachpublikum, sondern mit seinen vielen Anknüpfungspunkten auch an interessierte Laien, die ihr Wissen über das 19. Jahrhundert erweitern möchten. Die sparsam und passend gewählten Illustrationen ergänzen den Text an den richtigen Stellen und zeigen vorwiegend Porträts oder zeitgenössische Stadt- und Landschaftsansichten. Allein die zum Teil zu langen Gedichtzitate erschweren an einigen Stellen den Lesefluss. Vielleicht wäre es sinnvoll gewesen, die vollständigen Gedichte in einem Quellenanhang abzu drucken und nur die prägnantesten Stellen im Fließtext zu zitieren. Zudem ist es wohl den Umständen geschuldet, dass dem Band kein Quellenverzeichnis, Personen- und Ortsregister beigefügt wurde. Durch den Umfang des Werks, die Fülle der verwendeten Quellen und die vielen genannten Personen, würde dies die wissenschaftliche Arbeit mit dem Band wesentlich erleichtern.

Man darf gespannt sein, ob sich jemand der großen Aufgabe stellt, den zweiten Teil der Biografie zu schreiben.

**PEGGY RENGER-BERKA, Weibliche Diakonie im Königreich Sachsen.** Das Dresdner Diakonissenhaus 1844–1881 (Historisch-theologische Genderforschung, Bd. 7), Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2014. – 446 S., brosch. (ISBN: 978-3-374-03740-7, Preis: 48,00 €).

Die zu besprechende Arbeit wurde 2012 von der Philosophischen Fakultät der TU Dresden im Fach Evangelische Theologie als Dissertation angenommen und ist im Rahmen des an derselben Hochschule angesiedelten Sonderforschungsbereiches 537 „Institutionalität und Geschichtlichkeit“ entstanden. Diesen Entstehungshintergrund merkt man der Studie deutlich an, da sie dezidiert einen institutionengeschichtlichen Blickwinkel einzunehmen versucht. Die Einordnung der Quellenbefunde in theoretische Überlegungen zu Institutionalisierungsprozessen ist dabei im Wesentlichen gelungen, Renger-Berkas Studie ist mithin sowohl theoriegeleitet – ohne dabei allzu abstrakt zu werden – als auch auf eine große Quellenbasis gestützt.

Als Untersuchungsgegenstand dient der Autorin das 1844 gegründete Dresdner Diakonissenhaus. Dieses hat bisher wenig Beachtung von Seiten der historischen Diakonieforschung gefunden, deren Fokus – was freilich auch der Quellenüberlieferung geschuldet ist – meist auf der 1836 gegründeten ersten Diakonissenanstalt in Kaiserswerth liegt. Zweifelsohne war Kaiserswerth im 19. Jahrhundert das bedeutendste deutsche Diakonissenhaus, dies kam auch in der 1861 erfolgten Gründung der Kaiserswerther Generalkonferenz zum Ausdruck, in der ein großer Teil der europäischen Diakonissenhäuser in einen losen Verband unter Kaiserswerther Führung eintrat. Wie Renger-Berka zeigt, orientierte sich auch das Dresdner Diakonissenhaus von Beginn an stark am Kaiserswerther Vorbild. Maßgeblich beteiligt am Aufbau der Dresdner Einrichtung waren denn auch die Diakonissen Caroline Schulze und Pauline Wuttge, die quasi als Aufbauhelferinnen aus Kaiserswerth entsandt worden waren und wesentlichen Anteil an der erfolgreichen Etablierung des Hauses hatten. Trotz dieser auch in den Folgejahren bestehenden engen Anlehnung an Kaiserswerth entwickelte sich das Diakonissenhaus in Dresden auf eine Art und Weise, die dem spezifisch sächsischen Umfeld (sozio-ökonomische Faktoren etc.) der Institution entsprach. Indem sie dies anhand vieler verschiedener Themenbereiche aufzeigt, eröffnet Renger-Berka neue Perspektiven für die historische Diakonieforschung und deutet an, dass das Kaiserswerther Modell diakonischer Frauenarbeit in sich keineswegs so geschlossen war, wie viele ältere Darstellungen dies vermuten lassen. Hervorzuheben ist ferner, dass die Autorin einerseits normative Quellen, wie die zahlreich überlieferte Eigengeschichtsschreibung, auswertet, mit der sie sich stets kritisch auseinandersetzt. Parallel werden ausgiebig Briefquellen, vor allem von den Diakonissen Schulze und Wuttge an die Kaiserswerther Hausleitung, analysiert. Durch dieses methodische Vorgehen kann Renger-Berka das normative Diakonissenleitbild, als deren „Kardinaltugenden“ „Uneigennützigkeit, Selbstverleugnung, Hingabe, Bescheidenheit und Demut“ (S. 254) galten, mit der Praxis diakonischer Arbeit konfrontieren. Aus Gender-Perspektive ist hierbei besonders interessant, dass die Schwestern in vielerlei Hinsicht sehr wohl große Handlungsspielräume zu eigenverantwortlichem Arbeiten hatten und bisweilen auch Konfliktbereitschaft (z. B. gegenüber dem ärztlichen Personal) zeigten. Andererseits ist hier bemerkenswert, dass mit dem Wachstum der Institution und der Professionalisierung und Bürokratisierung der Anstalt der Trägerverein der Einrichtung, dessen Vorstand vormals rein weiblich besetzt war, unter männliche Führung geriet.

In der knappen Einleitung (S. 11–27) fällt der sehr kurz umrissene Forschungsstand (S. 19–25) auf. Begründet wird der Verzicht auf einen „systematischen Forschungsüberblick“ mit dem Hinweis, dass „dies an anderer Stelle bereits ausführlich geschehen“ sei (S. 19). Anstatt hier jedoch zu analysieren, wie Institutionalisierungsprozesse

in der Forschung zur Geschichte der weiblichen Diakonie an anderer Stelle diskutiert worden sind, werden beispielsweise neuere Forschungen vorgestellt, die sich der Oral-History-Methode bedienen. Dies ist zweifelsohne interessant, doch wird der Bezug zu Renger-Berkas Studie, die sich dem 19. Jahrhundert widmet, nicht recht deutlich.

Im zweiten Kapitel zur „Schwesternschaft als Sensor der Institutionalisierung“ (S. 29-61) wird der Leserschaft ein – dank zahlreicher Diagramme und Tabellen sehr anschaulicher – Überblick über die Größe und Zusammensetzung der Schwesternschaft des Dresdner Diakonissenhauses geboten. Hier finden sich Erhebungen zur beruflichen Tätigkeit der Frauen vor ihrem Eintritt in die Anstalt, ihrer sozialen Herkunft und ihrem Eintrittsalter. Zudem geht Renger-Berka auch auf die familiäre Situation der Frauen bei ihrem Eintritt in die Anstalt ein, wobei sie zeigen kann, dass gut die Hälfte aller Frauen beim Eintritt in das Diakonissenhaus Halb- oder Vollwaise war (S. 53). An dieser Stelle finden sich zudem Überlegungen sowohl zu den Eintrittsmotiven der Frauen (S. 54-58) als auch zu möglichen Gründen, die zum Austritt von Probeschwestern und Diakonissen geführt haben (S. 41-44).

Das dritte Kapitel widmet sich den „vorinstitutionellen Rahmenbedingungen“ und „geistigen Wurzeln des Diakonissenhauses“ (S. 63-118). Beleuchtet werden hier die Entwicklungen im Vereinswesen des 19. Jahrhunderts, die in Sachsen vorherrschenden theologischen Strömungen zwischen 1800 und 1840 sowie die Entwicklungen in der Krankenpflege. Diese Ausführungen sind nützlich und sinnvoll, da sie helfen, die Geschichte des Dresdner Diakonissenhauses in übergreifende Zusammenhänge einzuordnen. Etwas unklar ist jedoch, weshalb nicht dieses Kapitel, sondern das zur Schwesternschaft, auf die Einleitung folgt.

Den Hauptteil der Arbeit bildet das vierte Kapitel „Phasen der Institutionalisierung – Institutionengenese“ (S. 119-401), das sich, durchaus überzeugend, an vier Phasen – Gründungsphase (1844), Stabilisierung (1844-1849), Destabilisierung (1849-1856), Restabilisierung (1856-1881) – chronologisch orientiert. Hierin finden sich neben eher deskriptiv gehaltenen Unterkapiteln, z. B. zu den Arbeitsgebieten der Dresdner Diakonissen (S. 252-273) und zu den Filialen und auswärtigen Stationen des Mutterhauses (S. 319-352), auch analytische Abschnitte, so zu den Raum- und Zeitstrukturen der Anstalt (S. 364-388) und zur Subjektformierung (S. 388-401). Erfreulicherweise wird auch im vierten Kapitel die Geschichte des Dresdner Diakonissenhauses zur „allgemeinen“ Geschichte in Bezug gesetzt, exemplarisch sei hier verwiesen auf ein Unterkapitel zum Dresdner Maiaufstand 1849 (S. 240-244).

Trotz des insgesamt sehr überzeugenden Eindrucks, den die vorliegende Studie macht, soll auch auf einige kleinere Kritikpunkte hingewiesen werden. So finden sich beispielsweise einige Redundanzen im Text, die ein sorgfältigeres Lektorat hätte beheben können. Im Personenregister (auch ein Ortsregister wäre im Übrigen wünschenswert gewesen) werden leider nur Personen geführt, die im Fließtext und nicht in den Anmerkungen genannt werden. Auch die Bibliografie ist etwas knapp geraten und verzichtet auf eine ausführlichere Auflistung einzelner benutzter Akten (stattdessen werden nur grob die Bestände angegeben). Bisweilen sind in den Anmerkungen genannte Titel nicht in der Bibliografie zu finden. So ist z. B. nicht ersichtlich, was sich hinter dem Verweis „Der Dampfwagen. 1847“ verbirgt (Anm. 180, S. 220). Mit Blick auf den Inhalt sei bemerkt, dass sich Renger-Berka u. a. im Kapitel zum Vereinswesen (S. 63-82) bisweilen auf recht alte Forschungsarbeiten stützt (nicht genutzt wurde z. B. K. NATHAUS, *Organisierte Geselligkeit*, Göttingen 2012). Auch in ihrem Kapitel zum Einsatz der Diakonissen im Krieg (S. 356-364) fehlt der Hinweis auf die aktuellste einschlägige Publikation (A. BÜTTNER, *Konfessionelle Kriegsrankenpflege im 19. Jahrhundert*, Stuttgart 2013) zu diesem Thema (wobei dies aufgrund der eng beieinander liegenden Erscheinungsdaten nicht das Verschulden der Autorin sein muss). Insgesamt

wäre sicherlich auch eine noch umfassendere Kontextualisierung der Untersuchungsergebnisse möglich gewesen. So hätte die Autorin neben den zahlreichen Vergleichen zu Kaiserswerth noch stärker andere Diakonissenhäuser, wie z. B. Flensburg, in ihre vergleichenden Betrachtungen einbeziehen können (z. B. J. OEHLER, „Weltferne Klosterfrauen?“, in: *Demokratische Geschichte* 21 [2010], S. 11–67). Zu diesem Zweck hätte gern auch auf die sicherlich mühsame Rekonstruktion des einen oder anderen Details zur Geschichte der Dresdner Einrichtung verzichtet werden können.

Oldenburg

Michael Czolkoß

**Die Frau im Judentum – Jüdische Frauen in der Medizin**, hrsg. von CARIS-PETRA HEIDEL (*Medizin und Judentum*, Bd. 12), Mabuse Verlag, Frankfurt a. M. 2014. – 299 S. mit Abb., brosch. (ISBN: 978-3-86321-221-6, Preis: 39,90 €).

Das Verhältnis von Medizin und Judentum sowie die Rolle jüdischer Mediziner bilden, das zeigen etwa die Arbeiten von Eberhard Wolff (E. WOLFF, *Medizin und Ärzte im deutschen Judentum der Reformära*, Göttingen/Bristol 2014) und John M. Efron (J. M. EFRON, *Medicine and the German Jews*, New Haven 2001), ein aktives Feld der Historiografie. Auch die seit 1994 von dem inzwischen verstorbenen Dermatologen Albrecht Scholz und der Medizinhistorikerin Caris-Petra Heidel herausgegebene Dresdner Reihe *Medizin und Judentum*, die die Beiträge medizinhistorischer Kolloquien präsentiert, hat sich dem Themenkomplex in bisher elf Bänden aus unterschiedlicher Perspektive genähert. Der nunmehr erschienene zwölfte Band bietet in 20 Beiträgen die Ergebnisse des 2013 abgehaltenen Kolloquiums, das sich der Rolle jüdischer Frauen in der Medizin im weitesten Sinne zuwendet. Es geht also nicht, wie sich angesichts eines Teil des Buchtitels vermuten ließe, um die „Frau im Judentum“, sondern den bislang nur wenig erforschten „eminente[n] Beitrag“ von Jüdinnen „in der medizinischen Wissenschaft und wissenschaftlichen Medizin, für die Gesundheitsversorgung und Krankenpflege“ (S. 9), so Heidel in ihrem knappen, einige Forschungsdesiderate anreißenden Vorwort. Die hier publizierten Beiträge bildeten dabei ein breites thematisches wie disziplinäres Spektrum ab und stünden am Anfang der fächer- und länderübergreifenden Forschungsarbeit in diesem Themenfeld (S. 11).

Tatsächlich bietet der Band höchst unterschiedliche Einzelbeiträge, die in der Mehrzahl in die Biografien jüdischer Frauen in Medizin, Psychiatrie, Pharmazie, Pflege und Wohlfahrtswesen einführen. Den Schwerpunkt bilden dabei die ersten beiden Drittel des 20. Jahrhunderts, wobei der Eintritt von Frauen in medizinische Praxis und Berufe vor allem im deutschen Raum, in Palästina wie dem östlichen Europa thematisiert werden. Viele der Texte gehen dabei zwangsläufig auch auf die Zeit des Nationalsozialismus als einschneidendes Lebensereignis ein; der Beitrag von SUSANNE DOETZ und CHRISTOPH KOPKE etwa ist der Entlassung und Verfolgung Berliner jüdischer Ärztinnen nach 1933 gewidmet. Die besondere Rolle jüdischer Wissenschaftlerinnen im Feld der Psychoanalyse untersuchen ebenfalls mehrere der hier versammelten Aufsätze, so etwa THOMAS MÜLLERS und LUDGER M. HERMANNs Ausführungen zu der Berliner Ärztin Margarete M. Brandt (1892–1977).

Drei der hier versammelten Beiträge weisen einen expliziten Sachsen-Bezug auf: INGRID KÄSTNER stellt mit Therese Benedek (1892–1977) die erste Psychoanalytikerin Leipzigs vor. Benedek eröffnete 1921 eine private Praxis für Psychoanalyse in der Messestadt, ehe sie sich 1936 gezwungen sah, in die Vereinigten Staaten zu emigrieren, wo sie als Pionierin der psychosomatischen Medizin wirkte. JÜRGEN NITSCHKE wendet sich in seinem Beitrag der Chemnitzer Stadtschulärztin Frieda Freise (1886–1938)



zu. Freise, die sich 1924 taufen ließ, wurde nach 1933 entlassen, eröffnete eine private Praxis und verstarb, aufgrund ihrer jüdischen Herkunft immer weiter zurückgesetzt, nur wenige Tage nach den Novemberpogromen 1938. Die Herausgeberin und MARINA LIENERT widmen sich schließlich den jüdischen Ärztinnen in Dresden, wobei sie die rechtlich-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und den überproportionalen Anteil jüdischer Ärztinnen an der weiblichen Ärzteschaft sowie ihren hohen Spezialisierungsgrad herausarbeiten. Sie stellen die von ihnen identifizierten acht Ärztinnen jüdischer Herkunft in Kurzbiografien vor, in deren Lebenswegen sie eine „ihre (Aus-) Bildung, Wahl des Studienfaches und der ärztlichen Fachspezialisierung sowie den beruflichen Tätigkeitsbereich bestimmende hohe Prägnanz ihrer jüdischen Herkunft“ (S. 226) erkennen. Demnach liege die Entscheidung jüdischer Frauen für die Medizin „eher in ihrer Positionierung als Jüdin denn als Frau“ (S. 226) begründet, deren Ursache sie u. a. in der Halacha und dem jüdischen Wohltätigkeitsgebot (Zedaka) vermuten (S. 222 f.). Sie bieten insgesamt eine analytische Zusammenführung ihrer Ergebnisse aus früheren Arbeiten zur Thematik, wie sie zuletzt etwa in einem Schwerpunktheft des Ärzteblatts Sachsen (11/2013) publiziert wurden.

Was dem Band insgesamt fehlt, ist eine stärkere thematische Strukturierung, vor allem aber eine Verknüpfung der einzelnen Beiträge. Letztere fallen in Stil und Form äußerst unterschiedlich aus, überzeugen hinsichtlich ihres wissenschaftlichen Erkenntniswerts wie ihrer Qualität zudem nicht immer. HUBERTUS HUGS Text zu den ersten Apothekerinnen in Palästina hebt am Schluss hervor, dass „die mündliche Überlieferung der Angehörigen [der Apothekerinnen] in einem leicht verklärenden Licht erscheinen“ (S. 45) mag, ohne sich in seiner eigenen Darstellung ausreichend davon zu distanzieren. EDUARD SEIDLERS Beitrag zur Ärztin Lucie Adelsberger (1895–1971) versteht sich als „Gedenkblatt“ (S. 250) für die Überlebende des Holocaust. BOŻENA PŁONKA-SYROKA spricht von den in ihrem Beitrag behandelten jüdischen Akademikerinnen an der Medizinischen Akademie in Wrocław in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg gar von den „Heldinnen“ (S. 278, 285) ihres Artikels.

Die Funktion des Bandes, dem leider ein Personenregister fehlt, bleibt damit insgesamt vor allem eine dokumentarische: Die Inhalte der Beiträge des Kolloquiums werden öffentlich zugänglich gemacht. Inwiefern diese im Einzelnen ein fächerübergreifendes, internationales Forschungsfeld zur Rolle jüdischer Frauen im medizinischen Kontext weiter voranbringen, wird ihre wissenschaftliche Rezeption erweisen.

Dresden

Daniel Ristau

**MARTIN BEMMANN, Beschädigte Vegetation und sterbender Wald.** Zur Entstehung eines Umweltproblems in Deutschland 1893–1970 (Umwelt und Gesellschaft, Bd. 5), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2012. – 540 S., 13 Abb., geb. (ISBN: 978-3-525-31710-5, Preis: 74,99 €).

Abgestorbene Bäume, devastierte Wälder – Bilder zerstörter Natur lösten in den 1980er-Jahren vor allem in der westdeutschen Öffentlichkeit eine breite gesellschaftliche Debatte über Umweltprobleme aus, die insbesondere das Waldsterben in den Fokus rückte. Diesem ‚Medienphänomen‘ widmete sich an der Universität Freiburg das DFG-Forschungsprojekt „Und ewig sterben die Wälder. Das deutsche ‚Waldsterben‘ im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik“, das sich mit den gesellschaftlichen Problematisierungen, Hintergründen und Funktionsweisen der Waldsterbensdebatte beschäftigte (vgl. die Projekt-Homepage: <http://www.waldsterben.uni-freiburg.de/projekt>). Im Rahmen dieses Projektes entstand auch die hier zu besprechende

Dissertationsschrift von Martin Bemann, die die bisher kaum zusammenhängend erforschte Vorgeschichte der Diskussion um das Sterben des Waldes und immissionsbedingte Waldschäden analysiert.

Ausgangspunkt der Studie ist die Feststellung einer grundlegenden Differenz der Problemsicht zwischen den Debatten der 1980er-Jahre und jenen um 1900. Dabei konstatiert der Verfasser, dass es, obgleich sich die jeweiligen Zeitgenossen demselben Phänomen widmeten – nämlich den Folgen immissionsbedingter Waldschäden –, eine völlig verschiedenartige Ver- und Behandlung dieser Problematik gab. Während zunächst die entstandenen Waldschäden vor allem als wirtschaftliches Problem Einzelner (Land- und Forstwirte sowie Industrielle) interpretiert wurden, sah man in den 1980er-Jahren hierin ein Umweltproblem, das Waldsterben als Zeichen einer allgemeinen „Umweltkrise“ verstand, die die gesamte Gesellschaft betreffe (S. 13 f.). Das erklärte Ziel der Studie ist es demzufolge, das Wie und Warum dieses Wandels der Interpretationen im Laufe des 20. Jahrhunderts zu analysieren und zu erklären (S. 15). Bemann nimmt dabei vor allem die am Diskurs beteiligten Akteure, ihre jeweiligen Teilöffentlichkeiten sowie deren spezifische „Deutungs- und Argumentationsmuster“ (S. 21) in den Blick und verfolgt einen konstruktivistischen Ansatz: die Problemsicht auf in der Realität existierende Phänomene – wie immissionsbedingter Waldschäden –, so seine grundlegende theoretische Annahme, sei vom Menschen konstruiert. Probleme versteht er dementsprechend als „auf beobachtete Phänomene bezogene Interpretationen oder Konstrukte“ (S. 16), deren Bewusstwerden eines speziellen Wissens und gesellschaftlicher Kommunikation bedürfen (S. 16 f.). Indem sich der Verfasser auf diese Weise nicht nur einer allgemeinen Analyse jener Umweltdebatte widmet, sondern gleichsam nach der Produktion von Wissen, nach dessen Produzenten sowie der Anwendung, Weitergabe/Kommunikation und politisch-gesellschaftlichen Funktion fragt, leistet er nicht nur einen Beitrag zur Umweltgeschichte, sondern verortet sich selbst darüber hinaus im Bereich der prosperierenden Wissensgeschichte (S. 33-45).

Im Mittelpunkt der chronologisch aufgebauten Studie stehen fünf Fallbeispiele, anhand derer die Ver- und Behandlung immissionsbedingter Waldschäden in zeitgenössischen Debatten dargelegt werden, wobei der zeitliche Schwerpunkt vor 1945 liegt. Räumlich werden mehrere Regionen erfasst: Während sich der Verfasser für die Zeit vor 1945 vor allem auf Oberschlesien, Sachsen und das Ruhrgebiet konzentriert, wird der Blick nach 1945 auf die westdeutsche Debatte mit Fokus Nordrhein-Westfalen gerichtet.

Die Analyse beginnt mit dem Prozess eines oberschlesischen Waldbesitzers gegen mehrere Firmen im Jahr 1893. Er beklagte, dass deren Schwefeldioxyd-Emissionen seinen Wald schädigen würden und er daher finanzielle Einbußen zu verzeichnen hätte (S. 49-97). Dieser Prozess erfuhr überregional große Aufmerksamkeit und rückte das bis dahin kaum beachtete Problem immissionsbedingter Waldschäden in den Fokus einzelner Expertengruppen von Forstleuten, Hüttenbesitzern, Chemikern oder Juristen.

Ausgangspunkt des zweiten Fallbeispiels ist eine im Jahr 1907 an den sächsischen Staat gerichtete Petition westsächsischer Waldbesitzer, die ebenso wirtschaftliche Einbußen aufgrund von Waldschäden beklagten (S. 98-178). Die folgende nun auch auf staatlicher Ebene geführte Debatte kann für jene Zeit, so Bemann, als beispiellos gelten, was ihren Umfang, ihre Dauer und ihre Folgen anbelangt. So wurde u. a. erstmals ein Rauchschadenskommissar ernannt und das Immissionsrecht weiterentwickelt. Wichtiger erscheint dem Verfasser jedoch die staatliche Förderung wissenschaftlicher Grundlagenforschung, wovon vor allem die Tharandter Rauchschadensforschung um Hans Wislicenus profitierte, deren Arbeit er in die überregionale Debatte einbindet und auf diese Weise kontextualisiert.

Während die Sichtweise auf immissionsbedingte Waldschäden bei den ersten beiden Beispielen eine rein wirtschaftlich-wissenschaftliche war, die durch einzelne Expertengruppen geprägt wurde, konstatiert Bemann seit den 1920er-Jahren einen Wandel der Deutungs- und Argumentationsmuster (S. 180). Am Beispiel des Ruhrgebietes und der Waldschutzpolitik des ‚Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk‘ zeigt er, wie Waldschäden erstmals auch durch die „massenmediale Öffentlichkeit“ (S. 180) thematisiert und als Problem der Allgemeinheit begriffen wurden (S. 179-259). Auch konstatiert der Verfasser eine zunehmende Ideologisierung des Waldes, die Abgas-Immissionen als „Bedrohung des ‚deutschen Waldes‘“ verstand und auf die Debatte Einfluss zu nehmen begann (S. 238-247).

Diese Argumentations- und Deutungsweisen gewannen schließlich in der Zeit des Nationalsozialismus an Bedeutung, wurde doch das Problem der Waldrauchschäden nun von allen Teilöffentlichkeiten als Problem der Allgemeinheit interpretiert (S. 260-338). Mit der Parole „Deutscher Wald ist Deutsches Volksgut“ (S. 310) galt nun nicht mehr nur der Waldbesitzer als von Waldschäden betroffen, sondern das deutsche Volk überhaupt. Vor diesem Hintergrund entwickelte sich eine „NS-spezifische Problemsicht“ (S. 336), die sich u. a. in neuen Gesetzesinitiativen oder in der Intensivierung der Forschung zeigte. In diese Phase fällt auch die Gründung der als viertes Fallbeispiel gewählten Freiburger Forschungsstelle für Rauchschäden, die sich zwischen 1941 und 1945 der Erforschung der schädlichen Wirkung von Abgas-Immissionen und deren Verminderung bzw. Verhinderung widmete.

Ein letztes Beispiel beschäftigt sich mit der Ver- und Behandlung immissionsbedingter Waldschäden in der westdeutschen Öffentlichkeit der 1950er- und 1960er-Jahre (S. 349-444). Zunächst ein Randthema, änderte sich diese Situation mit dem Wandel der „diskursiven Rahmung“, infolge dessen immissionsbedingte Waldschäden stärker in den Fokus von Medien, Politik und Naturschutzverbänden rückten und schließlich seit der „ökologischen Wende“ um 1970 als für die Gesellschaft relevantes Umweltproblem interpretiert wurden. Eine gesellschaftliche Debatte über das Sterben der Wälder existiert jedoch erst seit den 1980er-Jahren, was Bemann in seinem Schlusskapitel auf ein Konglomerat von Voraussetzungen zurückführt, die sich zum Ende der 1970er-Jahre „verdichten und eine kritische Masse“ bildeten (S. 452). Dazu zählt er u. a. den immer schlechter werdenden Waldzustand, wachsende Aufmerksamkeit seitens der politischen Akteure sowie eine zunehmend erstarkende Umweltbewegung und deren Warnung vor einem „ökologischen Hiroshima“ (S. 452).

Die methodisch sowie theoretisch versierte Studie Bemanns erweist sich als ein wichtiger Baustein zur Untersuchung der historischen Genese der Waldsterbensdebatte. Die Arbeit ist logisch gegliedert und erschließt sich dem Leser dank der Zusammenfassungen am Ende eines jeden Kapitels relativ rasch. Es gelingt dem Verfasser, mit reflektiertem Blick und gestützt auf eine breite Quellenbasis aufzuzeigen, wie sich die Problemsicht sowie die Deutungs- und Argumentationsmuster verschiedener Teilöffentlichkeiten im Lauf der Zeit entwickeln und verändern, wandeln und anpassen und wie sich aus dieser diskursiven Praxis heraus neue Interpretationen ein und desselben Phänomens ergeben, an dessen Ende der Wandel eines zunächst rein ökonomisch-technischen Problems hin zum gesellschaftlich relevanten und anerkannten Umweltproblem steht. Interessant erscheint dabei zum einen die führende Rolle, die Sachsen bzw. sächsische Wissenschaftler in der Frühphase der Ver- und Behandlung von Rauchschäden am Anfang des 20. Jahrhunderts einnehmen konnten. Zum anderen kann Bemann aber auch zeigen, dass jene Experten für den Wandel der Interpretationen letztlich kaum verantwortlich waren. Sie seien, so konstatiert er, lediglich dafür verantwortlich gewesen, dieses „Phänomen mit ihren Methoden und Theorien sichtbar zu machen“, während die Deutung als Umweltproblem mit der Entwicklung einer

„unspezifischen ‚öffentlichen Meinung‘“ einherging (S. 460-462). Und doch betont Bemann, dass die Debatten der 1980er-Jahre lediglich mit Blick auf die langfristige Genese zu erklären seien, da sie in „evolutionärer Entwicklung“ (S. 470) mit jenen Diskursen im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert verbunden sind und ohne deren Deutungs- und Argumentationsmuster nicht existieren würden.

Während Sachsen für die Zeit vor 1945 ausführlich behandelt wird, fehlt leider eine Betrachtung der Situation nach 1945 sowie in der DDR insgesamt, jedoch scheint diese Lücke bewusst gewählt, beschäftigte sich doch ein Nebenprojekt des DFG-Projektes mit eben dieser Thematik (vgl. T. HUFF, *Natur und Industrie im Sozialismus*, Göttingen 2015). Auf methodischer Ebene kann kritisch eingewandt werden, dass die Fallbeispiele, die als solche logisch erscheinen, bisweilen jedoch besser hätten verknüpft werden können. Zwar werden Ähnlichkeiten und Differenzen aufgezeigt und die Entwicklung in der Gesamtschau auch deutlich, doch wäre eine stärkere Kennzeichnung dieser Verbindungs- und Trennungslinien wünschenswert gewesen. Letztendlich sind dies jedoch Details, die den überzeugenden Eindruck der innovativen Studie Martin Bemanns in keiner Weise schmälern.

Dresden

Henrik Schwanitz

**ERNST PETER FISCHER, Werner Heisenberg – ein Wanderer zwischen zwei Welten**, hrsg. von der Heisenberg-Gesellschaft e. V., Springer Spektrum, Berlin/Heidelberg 2015. – 374 S., 43 s/w Abb. (ISBN: 978-3-662-43441-3, Preis: 19,99 €).

Der Autor schreibt keine landläufige Biografie, sondern hinterfragt gezielt das Denken des Physikers und Nobelpreisträgers für Physik Werner Heisenberg – eine gewählt schwierigere Aufgabe, die ihn in die neue, nicht mehr gegenständliche Physik führt, in die Welt der unsichtbaren, unfassbaren Atome, die aus einem Kern und einer Hülle bestehen, aus Teilchen, die weiter teilbar sind. Heisenberg verabschiedete sich von dem alten Denkmuster der klassischen Physik. Er ist Künstler „nahe der produktiven Gabe“ (S. 346, zit. n. Carl Friedrich von Weizsäcker), Pianist, und überragender Quantenphysiker. Naturverstehen und Naturerleben bilden bei Heisenberg zunehmend eine Einheit.

Die akademischen Lehrer von Heisenberg waren Arnold Sommerfeld, Max Born und Niels Bohr. Großartige Gespräche mit weiteren, hochbegabten jungen Physikern führten zur Geburt einer neuen physikalischen Disziplin, die an der Schönheit der Natur gemessen werden kann: die Entwicklung der Quantenmechanik.

Neben klassischer Physik lehrte Heisenberg ab Ende 1926 in Leipzig zunehmend die neue Quantenphysik. Sein internationaler Schülerkreis erweiterte sich schlagartig, auch die Zahl seiner Promovenden stieg an. Sein Assistent Felix Bloch habilitierte sich bei ihm. Die Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 verändert alles: Heisenberg wurde zur Unperson und unterlag der Willkür einer unmenschlichen Diktatur. Nun blieben auch ausländische Studenten aus, seine jüdischen Assistenten verließen Deutschland. Dies beschreibt Fischer eindringlich und bezieht dabei vor allem auch Heisenbergs privaten Lebensbereich mit ein. Die Heirat mit Elisabeth Schumacher, die schwierigen Nachkriegsjahre, die lebenslange Freundschaft mit Carl Friedrich von Weizsäcker. Stets kommt er auf die geniale Theorie der Unschärferelation zurück, die Heisenberg 1925 in einer Nacht auf Helgoland formuliert hatte.

Die lesenswerte Darstellung stellt, wie übrigens auch Heisenbergs Autobiografie „Der Teil und das Ganze“, gewisse Anforderungen an den naturwissenschaftlich nicht gebildeten Leser. Dennoch lohnt sich die Lektüre. Wohltuend verzichtet Fischer auf

die durchsichtige Polemik, wie sie zuweilen zwischen Bohr und Heisenberg künstlich konstruiert wird.

Leipzig

Gerald Wiemers

**UTA BRETSCHEIDER, Wolle aus Amerika.** Erkundungen zu Spinnerei und Siedlung im Muldental (Reihe Weiß-Grün, Bd. 43), Verlag der Kunst, Dresden 2014. – 148 S., zahlr. farb. Abb., brosch. (ISBN: 978-3-86530-204-5, Preis: 16,95 €).

Amerika – ein großer Begriff, der zumeist mit dem gleichnamigen Kontinent assoziiert wird. Dem deutlich kleineren und unbekannteren Amerika widmet sich Uta Bretschneider in ihrer Studie, die 2008 als Magisterarbeit an der Friedrich-Schiller-Universität Jena eingereicht wurde und 2014 im Druck erschien. Mit der Arbeit schließt die Autorin eine Lücke im Bereich der wissenschaftlichen Forschung zur sächsischen Textilindustrie im 19. und 20. Jahrhundert. Die Studie dokumentiert sowohl die Geschichte der Spinnerei Amerika mit ihrer zugehörigen Werkssiedlung als auch die wechselvolle Firmen- und Ortsgeschichte und beleuchtet die Zeit nach den Umbrüchen 1989/90, die beispielhaft für viele Industriezweige und Fabriken auf dem Gebiet der ehemaligen DDR steht.

Im sächsischen Amerika, heute Ortsteil von Penig (Mittelsachsen), entstand um eine Spinnerei des frühen 19. Jahrhunderts eine Siedlung, die exemplarisch für viele weitere Textilproduktionsstätten, die Sachsens Industrielandschaft prägten, steht. Dabei kann die mikrohistorische Studie als Spurensuche in einer durch den Niedergang dieses Wirtschaftszweiges nach dem Ende der DDR beinahe vergessenen Welt gelesen werden, die jedoch – wie Bretschneider anschaulich darstellt – auch eng mit Alltag und Leben der ansässigen Bevölkerung verflochten war. Aufgrund der bruchstückhaften Überlieferung schriftlicher Quellen stützt sich die Autorin auf ein vielfältiges Quellenkonvolut. Neben den spärlichen, aber verschiedensten Schriftquellen und Plänen werden besonders die Abschnitte zum 20. Jahrhundert durch lebensgeschichtliche Interviews mit ortsansässigen Personen sowie mit Akteuren der Betriebsgeschichte gestützt. Ergänzt wird der Text durch zahlreiche Fotografien, die u. a. die Topografie und Ausgestaltung des Geländes im Wandel der Zeit illustrieren und auch die Abrisse der Gebäude und das rasche Entschwinden und beinahe Vergessen dieser über 150 Jahre währenden Fabrikgeschichte einer ehemaligen Spinnerei dokumentieren, begleitet. Alte Werbeplakate und Produktionsbeispiele sowie Aufnahmen aus dem Betriebsalltag runden die interessante Text-Bild-Komposition ab und sind gut in das insgesamt sehr hochwertig gestaltete Buch eingepasst, wodurch die Studie den Charakter eines ausführlichen Ausstellungskataloges erhält.

In Form eines Exkurses wird durch den Wirtschaftshistoriker Rainer Karlsch die Geschichte der sächsischen Bauwoll- und Kammgarnspinnerei skizziert, deren Ursprung schon im ausgehenden 18. Jahrhundert durch den Import englischer Spinnmaschinen auszumachen ist, der die Industrialisierung Sachsens vorantrieb und nachhaltig prägte: Schon Mitte des 19. Jahrhunderts arbeitete mehr als ein Drittel der berufstätigen Bevölkerung Sachsens im Sektor der Textilindustrie, der weitere Wachstumsprozess sowie Produktions- und Produktivitätssteigerungen lassen sich auch an der Fabrik in Amerika erkennen, die um die Jahrhundertwende bereits rund 500 Beschäftigte zählte und sich in der Folgezeit auf die Strickgarnproduktion spezialisierte.

Bretschneider stellt die Geschichte des Betriebes anschließend im Kontext der textilwirtschaftlichen Gesamtentwicklung dar, wobei die Ausführungen für die Zeit des 19. Jahrhunderts aufgrund der schlechten Überlieferung zum Teil unpräzise bleiben.

Negativ besetzte Themen wie der Einsatz von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen für die Produktion werden in der Studie nicht ausgespart, wengleich die Autorin für die Fabrik in Amerika keine konkreten Zahlen oder Bedingungen ermitteln konnte. Aufgrund von Anmerkungen ehemaliger Mitarbeiter zu Kriegsgefangenen ist von deren Einsatz in der Fabrik jedoch auszugehen. Da der Textilbetrieb von Bombardierungen und der Demontage von Maschinen in der Nachkriegszeit verschont worden war, konnte die nur kurz unterbrochene Produktion bereits im Juli 1945 – in Abhängigkeit von der Rohstofflage und der Verfügbarkeit von Arbeitskräften – wieder aufgenommen werden.

1946 übergab die Sowjetische Militäradministration die Spinnerei der Sächsischen Verwaltung landeseigener Betriebe, konkrete Gründe für diese Enteignung, die normalerweise aufgrund von NS-Belastung verfügt wurde, konnten von der Autorin jedoch nicht rekonstruiert werden. 1948 erfolgte die Zuordnung des Werkes zur Vereinigung Volkseigener Betriebe Kammgarn- und Streichgarnspinnereien Gera. Amerika als Fallbeispiel spiegelt in der Folgezeit die Probleme der gesamten ostdeutschen Textilbranche, die mit Überalterung der Technik und abnehmender Produktivität sowie mangelnden Rohstoffen zu kämpfen hatte. Dennoch blieb die Branche aufgrund von Subventionen und den Sonderbedingungen der DDR-Zwangsverwaltungswirtschaft im Gegensatz zu der westeuropäischen Textilindustrie, die aufgrund des Warenimports aus Asien stark schrumpfte, weiter bestehen. Jedoch gingen in dem Transformationsprozess der Wirtschaft nach der Wiedervereinigung 1990 über 90 Prozent der Arbeitsplätze in der Textilbranche verloren, so auch in Amerika.

Neben der Unternehmens- und Wirtschaftsgenese stehen im zweiten Teil des Buches besonders die Fabrik als Arbeitsort und die Arbeiterinnen und Arbeiter als prägende Faktoren für die Spinnerei Amerika im Fokus. Im Verlauf des späten 19. zum 20. Jahrhundert avancierte das Unternehmen zu einem großen Arbeitgeber in der Region. Anfang der 1950er-Jahre erreichte es mit über 900 Personen seinen Personalhöchststand, wobei die Aufschlüsselung der Belegschaft bei der Rekonstruktion der Arbeitsbereiche und -abläufe sowie der Gebäude-(Um-)Nutzung einen facettenreichen Blick auf den Betrieb ermöglicht. In der DDR erhielt Amerika durch die Erweiterung der Betriebsausstattung – so die These – nicht nur als Arbeitsplatz, sondern als gesellschaftlicher Ort und Lebensraum eine deutlich größere Bedeutung für die Beschäftigten, auch wenn Wohnhäuser und Kleingärten schon vorher entstanden waren.

Die Kinder in Amerika, deren Bezug zur Fabrik einem starken Wandel unterworfen war, werden in einem eigenen Abschnitt thematisiert: Waren im 19. Jahrhundert noch viele Kinderarbeiter in der Spinnerei beschäftigt – wobei Bretschneider die Anpassung an das geltende Arbeitsrecht, das heißt, die spätere Reduktion der Arbeitszeit und die Anhebung des Arbeitsalters für Sachsen, herausstellt und die Einrichtung einer Fabriksschule 1837 für die Kinderarbeiter hervorhebt – sind sie spätestens ab 1949/50 in der Fürsorge von Kindergärtnerinnen im betriebseigenen Kindergarten zu finden. In diesem wurde durch Patenbrigaden und Betriebsbesichtigungen versucht, den Kindern schon früh die realsozialistische Arbeitswelt der Spinnerei näher zu bringen.

Nachdem die Geschichte der Fabrik auch durch die Illustration mit alten Fotografien häufig weit weg von der Gegenwart erscheint, schlägt Bretschneider eine Brücke, indem sie ihre Untersuchung nicht 1992 enden lässt. Zu diesem Zeitpunkt wurde der Betrieb im Rahmen des Transformationsprozesses der Wiedervereinigung als nicht wirtschaftlich eingeschätzt und geschlossen. Amerika wäre somit als Bestandteil einer abgeschlossenen Vergangenheit zuzuordnen gewesen. Die Autorin schildert stattdessen die Verwaltung der Anlage durch die Treuhandanstalt. Somit wird Amerika wieder zum Exempel für viele (Textil-)Betriebe in der ehemaligen DDR: Diese wurden durch fehlende Investoren und veraltete Technik als unwirtschaftlich eingeschätzt und im

Zuge der Abwicklung durch die Treuhandanstalt geschlossen, was letztlich das Ende der Textilwirtschaft Sachsens bedeutet habe, wie die Autorin folgert. Die Bewohner Amerikas wurden zu 70 Prozent arbeitslos und in ähnlichem Maße waren die umliegenden Orte wie Penig von der Schließung und deren Folgen betroffen, obwohl das Gelände selbst 1995 von der Stadt Penig gekauft wurde. Die Suche nach umfassenden Nachnutzungskonzepten und solventen Investoren blieb jedoch bis heute erfolglos und förderte den Verfall des Ortes, ebenso wie die schlechte Infrastruktur. Kurzzeitige Touristenwellen aus dem ‚Westen‘ nach Amerika nach dem Bekanntwerden dieser namentlich herausstechenden Industriebrache, in der auch ein kleines Textilmuseum entstand, ebten bald wieder ab.

Insgesamt liefert Uta Bretschneider mit ihrer erinnerungskulturellen Studie Amerikas nicht nur eine exemplarische Mikrogeschichte der Textilindustrie in Sachsen, sondern kann auch die tiefgreifenden und bis heute andauernden Auswirkungen der postsozialistischen Transformation nach 1990 auf die Lebenswelt und Identität des Ortes und seiner Bewohner aufzeigen. An einzelnen Stellen führt die problematisierte schlechte Überlieferungslage leider zu etwas ungenauen oder lückenhaften Darstellungen, die bei sehr gut dokumentierten Aspekten der Spinnereientwicklung in eine sehr breite Detailfülle umschlägt. Dies schmälert aber nicht den positiven Gesamteindruck, denn nichtsdestoweniger ist der Autorin eine inhaltlich und thematisch breit angelegte Abhandlung gelungen, die in ihrer Form als Spurensuche potenziell auch als ostdeutsche Selbstvergewisserung nach dem Transformationsprozess gelesen werden kann.

Bochum

Julia Reus

**MICHAEL DÜSING, Das Freiburger Kaufhaus Schocken – eine Spurensuche,** 2. Aufl., Universitätsstadt Freiberg, Freiberg 2013. – 71 S., brosch. (zu beziehen über den Autor).

**Erich Mendelsohns Schocken in Chemnitz.** Vom Kaufhaus zum Museum, hrsg. von MATTHIAS ZWARG, Chemnitzer Verlag, Chemnitz 2014. – 120 S., zahlr. farb. u. s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-944509-17-4, Preis: 16,50 €).

In kaum einer anderen Institution manifestierten sich ab dem Ende des 19. Jahrhunderts die Umbrüche im Einzelhandel deutlicher, als in den aufkommenden Warenhäusern, die ihre Blütezeit in der Weimarer Republik erlebten. Die auf den Verkauf preiswerter, dennoch qualitativer Massenware an alle Bevölkerungsschichten, auch den unteren Mittelstand und die Arbeiterschaft, ausgerichteten „Tempel der Kauflust“ (H. FREI, Tempel der Kauflust, Leipzig 1997) prägten auch in sächsischen Städten Generationen von Konsumenten und bestachen vielfach durch ihre moderne Architektur. Es überrascht daher wenig, dass bereits zahlreiche, meist lokal angelegte Studien zur Geschichte der sächsischen Warenhäuser vorliegen. Gerade jene Häuser, die von Unternehmern mit jüdischen Wurzeln gegründet wurden, deshalb zeitgenössisch immer wieder antisemitische Anfeindungen erlebten und sich nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten zur Schließung oder „Arisierung“ gezwungen sahen, erlangten gerade auch im Kontext der lokalen Erinnerungskultur besondere Aufmerksamkeit (u. a. A. LÖRZ, Warenhaus Ury Gebrüder, in: Leipziger Blätter 27 [1995], S. 84–88; J. Richter [Konzeption u. Red.], Das tietz Chemnitz, Chemnitz 2004; K. FUCHS, Ein Konzern aus Sachsen, Stuttgart 1990).

Dem erinnerungspolitischen Tenor folgt auch die zweite, vor allem hinsichtlich der Geschichte der „Arisierung“ und der Zeit nach 1945 ergänzte Auflage der erstmals

2007 erschienenen kleinen Schrift von Michael Düsing zum 1914 gegründeten Freiburger Warenhaus Schocken. Dass die „jüdische“ Geschichte des Hauses in der DDR-Zeit weitestgehend in Vergessenheit geraten sei, mache die Erinnerung nunmehr „überfällig“ (S. 9). In sechs Kapiteln zeichnet Düsing chronologisch die Geschichte des Kaufhauses und seiner wichtigsten Akteure nach, wobei er insbesondere auch auf die Schikanen und die „Arisierung“ nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten eingeht. Dabei bietet er auch einen Einblick in die Geschichte der Warenhauskultur und des Schocken-Konzerns sowie dessen – im Unterschied zum Tietz-Konzern – lange vorherrschende Orientierung auf Kleinstädte und die Provinz. Tatsächlich gelingt es Düsing, den besonderen jüdischen Hintergrund des Kaufhauses abzubilden: So geben die hier abgedruckten Auszüge aus den Erinnerungen des ersten Kaufhausdirektors Carl Lewin, die Düsing bereits an anderer Stelle vollständig wiedergegeben hat, Einblicke in das Leben einer jüdischen Familie, antisemitische Zurücksetzungen, die religiöse Erziehung der Kinder wie die Abhaltung religiöser Zeremonien in der Bergstadt. Zudem seien die Warenhäuser des Schocken-Konzerns die einzigen gewesen, die zu Schabbat geschlossen blieben (S. 47). Nach der Enteignung des Konzerns trug das Warenhaus ab 1939 den Namen Merkur, fungierte nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Enteignung kurzzeitig als sowjetisches Armeekaufhaus Univermag, anschließend bis 1992 als Kontakt-Warenhaus der Freiburger Konsumgesellschaft. Nach zunehmendem Verfall wurde der Bau weitestgehend abgerissen und 2010 ein neuerrichtetes modernes Einkaufszentrum eröffnet, in dem zumindest eine Gedenktafel an den ursprünglichen Schocken-Bau erinnert.

Düsing verweist in seiner Arbeit auch auf das 1930 eröffnete größte Warenhaus des Schocken-Konzerns in Chemnitz, dem der zweite hier besprochene Band gewidmet ist. Die vom Leiter des Buchprogramms der Chemnitzer „Freien Presse“, Matthias Zwarg, anlässlich der Eröffnung des Staatlichen Museums für Archäologie Chemnitz (smac) herausgegebene, reich bebilderte Schrift versteht sich als eine Sammlung von „Geschichten, Anekdoten, Bilder[n] und Dokumente[n] aus der Warenhausgeschichte“ (S. 5) von der Gründung bis zur Eröffnung des Museums. Diese wurden überwiegend von Mitarbeitern der „Freien Presse“ – dies spürt man auch am teils journalistischen Stil der Beiträge – zusammengetragen. Der Band, den eine umfangreiche Chronik zur Geschichte des Hauses und der Warenhauskultur im Allgemeinen des Chemnitzer Historikers JÜRGEN NITSCHKE begleitet – hier finden sich viele wichtige Fakten, die den eigentlichen Texten fehlen –, widmet sich in drei großen Teilen zunächst dem Architekten Erich Mendelsohn, dessen konzeptionelle Idee und Intentionen beim Bau durch Wiedergaben aus dessen eigenen Reden und Schriften herausgearbeitet werden. Im zweiten Teil zum Warenhauskonzern Schocken widmet sich Nitsche den Biografien der Geschwister Schocken, um insbesondere auch die in Vergessenheit geratene „jüdische Vergangenheit“ (S. 34) des Kaufhauses wieder in Erinnerung zu rufen. Beleuchtet werden hier zudem die Konzernphilosophie sowie die – auch von Düsing für das Freiburger Haus hervorgehobene – Mitarbeiterführung und -versorgung. Der dritte Teil ist schließlich, vorwiegend von den Erinnerungen von Zeitgenossen, dem verstaatlichten HO-Warenhaus CENTRUM gewidmet. Dieses wurde 1990 durch die Warenhauskette Kaufhof übernommen und 2001 geschlossen, ehe der Umbau und die Einrichtung des smac erfolgten.

Zusätzlich bietet der Band mehreren kleinere Beiträge etwa zu 2004 an der Universität Stuttgart entstandenen Modellen zu Erich Mendelsohns Bauten sowie nunmehr ins Chemnitzer Museum gelangten Objekten, deren Geschichten mit dem Schocken-Warenhaus verbunden sind, zur 1969 in dem Gebäude abgehaltenen „Leistungsschau der kulturschöpferischen Kräfte der Arbeiterklasse“ sowie zur Spurensuche der Schocken-Enkel Racheli Edelman und Hillel Schocken. Einen kurzen Abriss zum



Umbau des Kaufhauses, der Einrichtung des smac und dessen Ausstellung bietet abschließend ULRICH HAMMERSCHMIDT, wobei er auf die dem ehemaligen Kaufhaus, seinem Architekten und den Schockens gewidmete permanente Erker-Ausstellung zumindest hinweist.

Im Vergleich zu Düsings ausführlicher Rekonstruktion der Geschichte des Freiburger Hauses sowie stärkeren Einbettung in den historisch-gesellschaftlichen Kontext, schürft der Band zum Chemnitzer Haus kaum in die Tiefe. Dies fällt vor allem dann auf, wenn man Tilo Richters umfangreiche Studie zum Warenhaus und seinen Protagonisten dagegen hält (T. RICHTER, Erich Mendelssohns Kaufhaus Schocken, Leipzig 1998). Eine Biografie des Architekten Erich Mendelssohn etwa findet sich so trotz des Buchtitels nicht. Auch die Einführung in die nunmehrige museale Ausstellung erfolgt lediglich durch die Benennung der einzelnen Ausstellungsteile (S. 112 f.). Interessierten bietet hier das schwerpunktmäßig dem smac gewidmete Heft der Sächsischen Heimatblätter (4/2014) einen weit umfassenderen Einblick. Zumindest durch die umfangreiche Bebilderung gelingt es dem Band stärker als dem inhaltsstarken Heftchen von Düsing, die architektonischen Dimensionen und die Verkaufskultur der Leserschaft vor Augen zu führen.

Zusammenfassend bieten beide Publikationen zwar keine innovativ neuen Forschungserkenntnisse, belegen jedoch das anhaltende, insbesondere auch öffentliche Interesse an der Thematik ehemaliger Warenhäuser in Sachsen, für die eine zusammenführende analytische Studie, von Einzelaspekten wie der Warenhaussteuer (U. SPIEKERMANN, Warenhaussteuer in Deutschland, Frankfurt a. M. u. a. 1994) abgesehen, weiterhin aussteht.

Dresden

Daniel Ristau

**MARTIN KUKOWSKI/RUDOLF BOCH, Kriegswirtschaft und Arbeitseinsatz bei der Auto Union AG Chemnitz im Zweiten Weltkrieg** (Beiträge zur Unternehmensgeschichte, Bd. 34), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2014. – 518 S., 73 s/w Abb. u. Tab., kart. (ISBN: 978-3-515-10618-4, Preis: 75,00 €).

Die in den späten 1990er- und frühen 2000er-Jahren stattgehabte Debatte um die Entschädigung von Opfern des Nationalsozialismus – insbesondere ehemalige Konzentrationslager-Häftlinge sowie zumeist aus Ost- und Mitteleuropa stammende Zwangsarbeiter – führte innerhalb der Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte zu einem regelrechten Boom in der Erforschung dieses Themenkomplexes; dies nicht zuletzt, da sich vor allem große deutsche Unternehmen dem Thema kaum mehr verschließen konnten und die kritische Aufarbeitung dieser eigenen Geschichte forcierten. Einem ähnlichen Impuls folgte auch die Studie von Martin Kukowski und Rudolf Boch über die Chemnitzer Auto Union AG im Zweiten Weltkrieg, hatten sich doch „kritische Stimmen zur Unternehmenshistorie“ und mehr noch „zum Umgang des Ingolstädter „Nachfahren“ mit diesem Kapitel der Unternehmensgeschichte“ (Vorwort) geregt. Die beiden für die sächsische Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte sowie für die Geschichte des Automobilbaus und der Auto Union AG einschlägigen Autoren übernahmen dann die Konzeption und Durchführung eines mehrjährigen Forschungsprojektes, dessen beeindruckendes und auf breiter Quellenbasis aufruhendes Ergebnis hier besprochen werden kann.

Die Studie gliedert sich in fünf Hauptkapitel, wobei zu Beginn – und anders, als der Titel vermuten lässt – die Unternehmensgeschichte des „Sächsischen Autoblocks“ von 1931 und bis 1939 vorgestellt wird. Dem folgen drei Kapitel zur Auto Union AG im

Zweiten Weltkrieg, wobei der Fokus nicht allein auf dem Einsatz von Zwangsarbeitern und später KZ-Häftlingen liegt. Vielmehr werden auch Produktlinien vorgestellt, die sich teils im Wechselspiel von unternehmerischem Handeln und Kriegswirtschaft entwickelten. Im fünften Hauptkapitel gehen die Autoren schließlich der Entwicklung nach 1945 nach und zeigen hier die partiellen Kontinuitäten sowie die weithin gescheiterte Transformation und Demontage. Dieser Prozess der Sozialisierung der Auto Union AG wie auch die personale Entwicklung in den westlichen Besatzungszonen und der späteren BRD wird dabei eher im Überblick angedeutet, dies hat Martin Kukowski bereits 2003 in einer umfassenden Studie bearbeitet. Dennoch: auch in diesem Teil geht die Studie deutlich über ihren Titel hinaus.

Das Unternehmen profitierte von Anfang an von der Machtübernahme der Nationalsozialisten, die die Automobilherstellung im Sinne einer ‚Motorisierung des Volkes‘ begünstigten und im Motorsport ein nicht zuletzt international-propagandistisch zu verwertendes Aktionsfeld ausmachten. Diese Entwicklung machte die exportstarke Auto Union AG rasch zum zweitgrößten Automobilhersteller im Deutschen Reich. Hinzu kam freilich schon ab 1934 eine auf Aufrüstung und ‚Wiederbewaffnung‘ orientierte Politik. Auch wenn die Herstellung von Fahrzeugen, Motorrädern und Motoren bis 1939 nur einen vergleichsweise kleinen Anteil am Firmenumsatz ausmachte und das Management 1936/37 gar bewusst den Einstieg in den Nutzfahrzeugebereich ablehnte, so kam dem Unternehmen in der Rüstungsproduktion keineswegs eine „Protagonistenrolle“ (S. 52) zu. Allerdings führte die zivile Schwerpunktsetzung bei Kriegsausbruch zu erheblichen Umsatzeinbußen, hinzu kamen die massiven Einberufungen auch von Fachpersonal. Zudem konnte sich das Management, überzeugt von einem schnellen Kriegsende, bis Ende 1941 nicht von Nachkriegsplanungen und dem Wiederanlaufen des zivilen Fahrzeugbaus abbringen lassen. Hierin zeigt sich bereits die Ambivalenz des Beispiels der Auto Union AG, das als „privatwirtschaftlich geführtes Staatsunternehmen“ (S. 471) ohnehin in einem besonderen Verhältnis von Eigentums- und Verfügungsrechten stand: So mischten sich unmittelbar nach der Machtübernahme vor allem die sächsische NSDAP und die Dresdner Ministerien regelrecht in das Unternehmen und seine Entwicklung ein, verloren aber sukzessive das Interesse und überließen Richtungsentscheidungen dem Management. Dies mündete ab 1939 allerdings nicht in eine – eigentlich in dieser Eigentumskonstellation erwartbare bzw. angewiesene – Fokussierung auf Rüstungsbelange. Diese wiederum wurde in einzelnen, aber eben nicht flächendeckend das ganze Unternehmen betreffenden Rüstungs- und Fertigungsprogrammen von Reichsbehörden forciert. Die von Albert Speer etablierte Wirtschaftsorganisation, in der sich die Auto Union AG vor allem in der Luftrüstung in entscheidender Stelle positionieren konnte, verschaffte großen Unternehmen wie dem Chemnitzer Autobauer dagegen noch zusätzliche Spielräume; über die damit verbundene Frage nach der Reichweite unternehmerischer Freiheit in der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft hatte zuletzt zwischen 2006 und 2009 eine Debatte zwischen Peter Hayes sowie Christoph Buchheim und Jonas Scherner stattgefunden.

Die Autoren können herausarbeiten, dass staatliche Behörden – und allen voran das Speer-Ministerium – auf den Ausbau des Unternehmens zu einem „internationalen Rüstungskonzern“ kaum Einfluss nahmen und das Management hier eigeninitiativ alle Expansionschancen nutzte, die das nationalsozialistische System und vor allem die Kriegswirtschaft bot – „eigeninitiierte Sicherung von Rüstungsaufträgen und zukünftigen Marktchancen“ rechtfertigten den Zwang zur Arbeit unter menschenwürdigen Bedingungen, wobei man bei „aller Beschwörung patriotischer Pflichterfüllung“ freilich nie die „Sicherung des Gewinns“ aus den Augen verlor (S. 473 f.). Die Zugangsmöglichkeit zu diesen Arbeitskräften vergrößerte sich, als das Unternehmen im Winter 1943/44 die Fertigung von Maybach-Panzermotoren aufnahm, die mit der höchsten

Dringlichkeitsstufe versehen waren und die der Auto Union AG mit der Zerstörung der Maybach-Werke in Friedrichshafen durch Bombenangriffe eine kurzzeitige Führungsrolle im deutschen Panzermotorenbau einbrachte. Diese hier nur knapp umrissenen Entwicklungen waren freilich von der Belegschaft und der Verfügbarkeit von Arbeitskräften abhängig, dem Mangel infolge der Einberufungen begegnete man auch bei der Auto Union AG ab Sommer 1942 – und damit allerdings vergleichsweise spät – mit dem massiven Einsatz von Zivil- und Zwangsarbeitern, die teilweise 35 % der Belegschaft ausmachten. An dieser Stelle sei das einzige Monitum an der Studie formuliert, die zwar en détail Produktlinien, Entwicklung und Umsetzung erzwungener Arbeit sowie das Management bis hin zu individual- und gruppenbiografisch vorgestellten Führungskräften und Organisationsmustern anbietet. Über das Verhältnis der regulär Beschäftigten der Auto Union AG zu den Zwangsarbeitern erfährt man dagegen nur am Rande etwas, wiewohl unternehmenskulturelle oder auf Fragen des „Betriebs als soziales Handlungsfeld“ (Thomas Welskopp) abgestellte Perspektiven in diesem zuletzt 50 000 Beschäftigte zählenden Konzern ausgeblendet bleiben. Dies erklärt sich zwar aus der Schwerpunktsetzung, die die Autoren auf „Kriegswirtschaft“ und „Arbeitseinsatz“ (S. 15) festlegen, blendet aber eben Teile der sozialen Unternehmensgeschichte in einer ganzheitlichen Perspektive aus.

Die Auto Union AG profitierte in der Frage des Zwangsarbeitereinsatzes teilweise von der Einbindung in die nationalsozialistische Kriegswirtschaft, im Herbst 1942 etwa erreichte man über eine „Aushebung zum Reichseinsatz“ (S. 210) in Frankreich die Überstellung von etwa 2 000 Citroën-Arbeitern; auch in den Werken der Auto Union AG lassen sich die mit Herkunft und Art der ‚Rekrutierung zur Arbeit‘ verbundenen, unterschiedlichen Freiheits- und Sicherungsgrade der Zwangsarbeit nachvollziehen (S. 32 f.). Ab 1944 allerdings griff das Management auch auf den Pool der ‚Arbeitsklaven‘ aus den Konzentrationslagern zurück: auf „interne Initiative“ des Unternehmens selbst und obwohl hinsichtlich der Produktion kein „direkter Zwang“ bestand (S. 476). Soweit es die Aktenlage erlaubt, geben die Autoren hier einen vergleichenden Einblick in die verschiedenen KZ-Außenlager der Auto Union AG in Sachsen und im böhmischen Leitmeritz – über Verpflegung bzw. Unterernährung, Krankheiten und bis hin zur gezielten Tötung von Menschen. Allein im Kontext der in Leitmeritz aufgebauten unterirdischen Panzermotorenfabrik für ein Tochterunternehmen stand die Auto Union AG in der „moralischen Mitverantwortung“ (S. 478) für den Einsatz von etwa 18 000 KZ-Häftlingen, von den 1944/45 ca. 4 500 ums Leben kamen. Im Kernunternehmen selbst waren diese Zahlen zwar deutlich niedriger, lagen aber im Februar/März 1945 noch immer bei 3 700 KZ-Häftlingen und damit bei 7,4 % der Gesamtbelegschaft. Dieser Fakt mag sich umso drastischer ausnehmen, als dass die Leitung des Unternehmens schon im Sommer 1944 den Krieg für verloren hielt, im kleinsten Führungszirkel an der Nachkriegsplanungen arbeitete und vorsorglich Aktenbestände nach Süddeutschland verbrachte. Im Vergleich zu anderen Unternehmen der Branche besaß das Unternehmen, so das Fazit der Autoren, hinsichtlich der Zwangsarbeit keine besondere Qualität oder Quantität, sondern agierte in der prozentualen Verteilung wie andere Hersteller. Anders als die westdeutschen Konkurrenten freilich bezahlte die Auto Union AG nach 1945 aber „für die Exzesse in der Kriegswirtschaft mit ihrer Auslöschung im Stammland Sachsen“ (S. 480).

Die tiefgehend recherchierte und in der Zusammenfassung ausgewogen argumentierte Studie enthält über 70 Fotografien und mehr als 50 Tabellen, zudem ist sie durch umfangreiche Register leicht erschließbar (Orte, Länder, Personen, Firmen, Institutionen, Parteien, Verbände, Vereine, Sachbegriffe, Typen). Für das Thema Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg, das in Sachsen noch der Untersuchung in der Breite bzw. im vergleichenden Überblick harret, liefert die sehr gut lesbare Studie von Martin Kukowski

und Rudolf Boch zweifelsohne den wichtigen Baustein einer rüstungsrelevanten Aktiengesellschaft, an dessen hoher Qualität sich künftige Standortstudien auch anderer Regionen werden messen lassen müssen.

Los Angeles

Swen Steinberg

**LEONIE TREBER, Mythos Trümmerfrauen.** Von der Trümmerbeseitigung in der Kriegs- und Nachkriegszeit und der Entstehung eines deutschen Erinnerungsortes, Klartext Verlag, Essen 2014. – 484 S. mit Abb., brosch. (ISBN: 978-3-8375-1178-9, Preis: 29,95 €).

Die Betonung der Rolle der „Trümmerfrauen“ beim Wiederaufbau nach 1945 gehört bis in die Gegenwart zum festen Erinnerungsrepertoire der unmittelbaren Nachkriegszeit und ‚funktioniert‘ als Geschichtsbild nach wie vor. Leonie Treber widmet sich – der Titel verrät es bereits – aber nicht allein der Analyse der Rolle der Frauen bei der Trümmerbeseitigung. Vielmehr geht sie auch der Frage nach, wie dieser heute gesamtdeutsche Erinnerungsort (Étienne François/Hagen Schulze) entstand, sich in den beiden deutschen Staaten entwickelte und schließlich – modifiziert – auch nach 1990 nicht aus der Öffentlichkeit verschwand. Ihr Buch argumentiert folglich auf zwei verschiedenen Ebenen, wobei die Grundsubstanz des Mythos den eigentlichen Ausgangspunkt bildet: Treber untersucht zum einen die These, „dass die Trümmerberäumung entgegen symbolträchtiger Legenden nicht von ‚Trümmerfrauen‘, sondern maschinell mit schwerem Gerät durchgeführt worden sei“ (S. 16). Darauf aufbauend bzw. die Quantität der Gruppe fokussierend, formuliert die Autorin die Frage, inwieweit „die Beteiligung von Frauen an der Trümmerberäumung als regionales Phänomen begriffen werden muss“ (S. 19). Um diese Frage zu klären, wurde ein Sample von elf deutschen Städten gebildet. Zum zweiten stehen in geschlechtergeschichtlicher Perspektive die mit dem „Mythos Trümmerfrau“ verbundenen Rollenzuschreibungen im Zentrum des Interesses, die lebensweltlich wie auch geschichtspolitisch und erinnerungskulturell analysiert werden.

Dieser Perspektivierung folgend besteht der Band aus zwei Hauptteilen und untersucht im ersten Schritt den Verlauf der Entrümmerung. Dabei wird nicht lediglich die Rolle der Frauen nach dem Ende des Krieges in den Blick genommen. Vielmehr setzt die Analyse bereits in der Zeit des Luftkriegs ein und zeigt hier Entstehung und Entwicklung von Strategien der Trümmerbeseitigung auf, die zuerst auf Fachkräfte des Bauhandwerks zurückgriffen, dann die Formationen der nationalsozialistischen Organisationen integrierten und bereits ab 1940 auch den Einsatz von Kriegsgefangenen, Zwangsarbeitern und schließlich KZ-Häftlingen umfassten. Dem folgt ein umfassendes Unterkapitel zur Entrümmerung ab 1945, das vor allem die Arbeitskräfte und die kommunalen Modelle der Trümmerbeseitigung analysiert. Dabei zeigen sich – jenseits lokaler Einzelentwicklungen – vor allem die Heranziehung von Arbeitslosen und freiwillige wie verpflichtende „Bürgereinsätze“ als grundlegende Muster. In den hieran beteiligten Gruppen fand sich allerdings nicht nur die „alteingesessene Bevölkerung im arbeitsfähigen Alter“ (S. 198), sondern alle Alters- und geografischen Herkunftsgruppen, die sich in den deutschen Städten aufhielten. Im Vergleich wird dabei deutlich, dass die Rekrutierung von entsprechenden Arbeitskräften in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und in Berlin deutlich früher einsetzte und länger vorhielt. Zugleich arbeitet Treber heraus, dass es auch bei der Entrümmerung ab 1945 durch die Beteiligung von Bauhandwerkern und Bauunternehmen von Anfang an einen hohen Grad der Professionalisierung gab. Erst das letzte Unterkapitel des

ersten Teils thematisiert dann die Rolle der Frauen bei der Entrümmern vor und nach 1945. Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges spielten diese hierbei keine Rolle; man mutete den Frauen diese Arbeit schlicht nicht zu. Dagegen kamen sehr wohl Zwangsarbeiterinnen und weibliche KZ-Häftlinge zum Einsatz. Deutlich komplexer war der Einsatz von Frauen nach Kriegsende: zuerst wurden neben den männlichen NSDAP-Mitgliedern auch die weiblichen Parteimitglieder zur Trümmerbeseitigung eingesetzt. Hier gab es auch zwischen den Besatzungszonen in Ost und West kaum nennenswerte Unterschiede. Gefolgt wurde dieser Einsatz von einer weiteren Zwangsmaßnahme, durch die „leichte Mädchen“ (S. 204) resozialisiert werden sollten. Beim Einsatz von Arbeitslosen zur Trümmerbeseitigung war der Anteil der Frauen anfangs in allen Städten sehr hoch, sank dann aber bis 1946 zumeist auf ein Niveau von etwa 40 Prozent. Größere interzonale Unterschiede gab es dagegen bei den Bürgereinsätzen: Nach einer nur kurzen Überzahl an Frauen in der Trümmerbeseitigung der SBZ räumten „in aller Regel“ hier die „Frauen und Männer gemeinsam die Trümmer“ (S. 226). In den westlichen Besatzungszonen blieben diese Bürgereinsätze dagegen weitgehend auf die männliche Bevölkerung beschränkt. Treber kann dabei die eingangs benannte These untermauern und aufzeigen, dass „den deutschen Frauen bei der Trümmerberäumung insgesamt eine nachgeordnete Rolle zukam“ (S. 234) und es zugleich erhebliche Unterschiede zwischen den Systemen gab. Schließlich wurden Frauen in der SBZ und in Berlin deutlich stärker in die Entrümmern einbezogen, während dies in den westlichen Besatzungszonen teilweise kategorisch ausgeschlossen wurde – hier kamen bereits früh die „tradierten Vorstellungen über Männer- und Frauenarbeit“ (S. 239) wieder zum Tragen.

Bevor Treber im zweiten Teil der Entstehung, Nutzung und Modifikation des „Mythos Trümmerfrau“ nachgeht, analysiert sie in einem mehr als 30-seitigen ‚Zwischenkapitel‘ die Repräsentation der Trümmerbeseitigung in den deutschen Nachkriegsmedien. Der wesentliche Befund dieses Kapitels besteht dabei im erneut aufscheinenden Ost-West-Unterschied: Frauen oder gar „Trümmerfrauen“ kamen in der Berichterstattung der drei westdeutschen Besatzungszonen schlicht nicht vor, während in der SBZ und in Berlin die „entrümmern Frau“ regelrecht zum „Medienstar avanciert[e].“ Jene Berichterstattung erfand dabei nicht nur den Begriff „Trümmerfrau“ als solchen. Vielmehr popularisierte sie ihn und verband diesen zugleich „mit vielen der noch heute gängigen Stereotype“, insbesondere hinsichtlich der selbstlosen „Freiwilligkeit“ des Tuns dieser Frauen. Der Hintergedanke dieser „Medienkampagne“ freilich war von Beginn an ein strategischer, sollte der entsprechenden Arbeit doch der „Geruch der Strafarbeit“ genommen und diese in ein „sinnhaftes Bild“ umgewandelt werden (S. 275 f.).

Dieses Zwischenkapitel legt die Grundlage für den zweiten Hauptteil der Studie, der sich mit dem Bild der „Trümmerfrau“ im kollektiven Gedächtnis der DDR und der BRD befasst. Die Befunde der knappen Medienanalyse deuten bereits auf unterschiedliche Entwicklungen in Ost und West, die allerdings auch in sich selbst divergierende Bilder der „Trümmerfrau“ entwickelten: Während dies in der SBZ/DDR anfangs zwischen „erwerbstätiger Mutter“ (S. 281) und „Aufbauhelferin“ (S. 304) changierte, im Kern aber vor allem Momente der Gleichberechtigung und das Leitbild der „neuen sozialistischen Frau“ (S. 298) im Erwerbsleben voranbrachte, kehrte man im Westen früh zur überkommenen Mutter- und Hausfrauenrolle zurück. Lediglich in West-Berlin avancierte die „Trümmerfrau“ zur „Heldin des Wiederaufbaus“ (S. 318). Letzteres allerdings hatte kaum Wirkung über die Grenzen der Stadt hinaus, dagegen war auch mit der Verleihung von Bundesverdienstkreuzen nicht anzukommen. Und mehr noch: die „Trümmerfrau“ diente in der BRD der 1950er-Jahre gar als „Negativ-Bild für die abzulehnende Ausbeutung der Frau im Sozialismus“ (S. 340). Jenseits dieser nicht zuletzt auch ‚systembedingten‘ Unterschiede macht Treber jene Entwicklung auch an den

Denkmalssetzungen in Dresden und Berlin-Ost sowie in West-Berlin deutlich, die hier zudem den lokalen Diskurs mit einbinden und zugleich interessante ikonografische Perspektiven aufwerfen. Überzeugend wird dabei am Beispiel der „Trümmerfrau“ der Befund vorgetragen, dass „die Herausbildung einer lokalen Erinnerungskultur auch in der zentralistischen DDR möglich war“ (S. 374). Und trotz einiger Veränderungen in Nuancen: das Bild der „Trümmerfrau“ blieb in der DDR weitgehend konstant und positiv mit Aspekten wie Wiederaufbau, Berufstätigkeit oder Gleichberechtigung verbunden. Dagegen unterlag das Geschichtsbild „Trümmerfrau“ in der BRD einem fundamentalen Wandel, noch in den 1970er-Jahren war es „weit davon entfernt, eine allseits präsenste bundesrepublikanische Gedenkikone zu sein“ (S. 375). Erst die Debatten um das „Baby-Jahr“ und die damit verbundenen Regelungen der Rentenversicherung wie auch die aufkommende Frauengeschichtsschreibung schoben in den 1980er-Jahren die Rolle der Frau in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft wieder ins Blickfeld – durch ein massives „Medienecho“ wurden die „Berliner ‚Trümmerfrauen‘ in einem regelrechten Erinnerungsboom reaktiviert“ (S. 387). Der Begriff der Nachkriegsgesellschaft deutet dabei bereits auf den neuen Zuschnitt, denn die „Trümmerfrau“ in der westdeutschen Konstruktionsvariante der 1980er-Jahre musste nicht „tatsächlich Steine geklopft und Trümmerschutt beiseite geräumt“ haben. Vielmehr wurde „Trümmerfrau“ nunmehr als „Generationenbegriff“ verwendet und bezeichnete jene Frauen, die ab 1945 aufgrund ihrer emanzipierten „Stärke und Selbstständigkeit“ einerseits ein Gegenbild zum männlich fokussierten Nationalsozialismus verkörperten. Andererseits galt diese am Wiederaufbau beteiligte Frau als „Grundsteinlegerin des Wirtschaftswunders“ – die „Trümmerfrau“ avancierte also zum Anfangspunkt der „bundesrepublikanischen Erfolgsgeschichte“ (S. 416). Diese Entwicklung führte nicht nur zum Wirken der „Trümmerfrau“ bis in die Gegenwart und zu ihrer „Omnipräsenz [...] in der bundesdeutschen Medienlandschaft“ (S. 434). Vielmehr wirkte sich dies auch lokal aus und führte in den 2000er-Jahren – im Kontext der immer aktiver werdenden „Erinnerungsgemeinschaft“ der „Kriegskindergeneration“ (S. 435) – zu einer regelrechten Welle der Einrichtung entsprechender Erinnerungszeichen in öffentlichen Stadträumen. Wie wirkmächtig das in den 1980er-Jahren entwickelte Narrativ dabei geworden war, zeigt der Umstand, dass diese Denkmale für „Trümmerfrauen“ auch in solchen Städten im Westen Deutschlands gesetzt wurden, in denen die Frauen bei der Entrümmerung gar keine Rolle gespielt hatten. Treber beendet ihr Buch mit Reflexionen über die Bedeutung der Zeitzeugen gerade in diesen Diskursen – und rundet ihre erfrischend methodenvielfältige Studie so mit gegenwärtigen Überlegungen ab. Erwähnt sei zudem, dass dem ohnehin auf breiter Material- und Literaturbasis aufruhenden Band zahlreiche Bilder beigegeben sind, die das Thema zusätzlich anschaulich machen bzw. auf dem Wege eine für die Entstehung des dekonstruierten Geschichtsbildes ebenso zentrale Quellengruppe präsentieren – dieser Zusammenhang ist ebenfalls Gegenstand des Schlusskapitels.

Leoni Trebers Studie liefert einerseits einen wesentlichen Beitrag zur Sozial- und Geschlechtergeschichte der Nachkriegszeit in Ost- wie Westdeutschland. Andererseits zeigt sie dezidiert die strategisch-geschichtspolitische Nutzung und die erinnerungskulturelle Entwicklung des „Mythos Trümmerfrau“ auf. Hinzu kommen zahlreiche lokal- und regionalgeschichtliche Perspektiven. Der nicht zuletzt ausgezeichnet lesbare Band überzeugt folglich nicht allein durch seinen dekonstruierenden Ansatz, sondern auch durch die Fokussierung des Gegenstandes auf verschiedenen Ebenen und die deswegen möglichen komparativen Einordnungen.

**CHRISTIAN KÖNIG, Flüchtlinge und Vertriebene in der DDR-Aufbaugeneration.** Sozial- und biographiegeschichtliche Studien, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015. – 459 S., geb. (ISBN: 978-3-86583-862-9, Preis: 39,00 €).

Etwa 4,3 Millionen Menschen gelangten in Folge von Flucht und Vertreibung am Ende des Zweiten Weltkriegs auf das Gebiet der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ), wo sie knapp ein Viertel der Bevölkerung stellten. Rasch wurden sie als „Umsiedler“ deklariert und sollten innerhalb kurzer Zeit in eine sogenannte Aufnahmegesellschaft eingegliedert werden, die sich in einer Ausnahmesituation befand. Der neu entstehende sozialistische Staat bot den Rahmen einer forcierten Assimilation, die keinerlei Rücksicht auf die zurückliegenden Erfahrungen der Flüchtlinge und Vertriebenen nahm. Sie sollten Menschen ohne Vergangenheit mit unbedingtem Willen zur Zukunft sein. Aus „Umsiedlern“ wurden so „ehemalige Umsiedler“, schließlich „Neubürger“. Spezifische Hilfsmaßnahmen wie auch statistische Erfassungen endeten bereits Anfang der 1950er-Jahre. Somit sind heute die Möglichkeiten einer Erforschung der Thematik anhand archivalischer Quellen zeitlich deutlich eingeschränkt. Diese Beschränkung überwindet Christian König mit dem vorliegenden Buch, dem seine 2013 an der Friedrich-Schiller-Universität Jena eingereichte und von Lutz Niethammer betreute Dissertationsschrift zugrunde liegt. Darin rückt König die Rolle der „Umsiedler“ in der Aufbaugeneration der DDR in den Fokus und betrachtet die Prozesse der Neuorientierung und (Neu-)Verortung in einer Langzeitperspektive, die von der unmittelbaren Nachkriegszeit bis in die Gegenwart reicht.

Basis der Studie ist das Generationenmodell von Thomas Ahbe und Rainer Gries, in dem die Kohorte der zwischen 1925 und 1935 Geborenen als „Aufbaugeneration“ charakterisiert wird. Diese habe sich sowohl aus Anhängern der Idee des Sozialismus als auch aus eher systemkonformen Personen zusammengesetzt, die sich engagierten ohne zu rebellieren. Sie verbrachten ihre Kindheit in der Zeit des Nationalsozialismus und erlebten 1945 als tiefgreifende Zäsur. Ihre Lebenswege zeigen eine gewisse Parallelität zur Entwicklung der DDR, deren Ende auch für die „Aufbaugeneration“ eine abermalige Desintegrationserfahrung bedeutete (T. AHBE/R. GRIES, *Geschichte der Generationen in der DDR und in Ostdeutschland*, Erfurt 2007, S. 18, 80).

Eingangs beschreibt der Autor die politischen Rahmenbedingungen und skizziert die zugrunde liegenden theoretisch-methodischen Konzepte, indem er u. a. gedächtnistheoretische Überlegungen anstellt, auf erinnerungskulturelle Aspekte und den Ansatz der Oral History eingeht. Das Kernstück der Studie bilden die „Personenbilder“. Diese umfassen zwei unterschiedliche Personengruppen: Einerseits Flüchtlinge und Vertriebene, die in der DDR zu Personen des öffentlichen Lebens wurden und deren Biografien König anhand von autobiografischen und archivalischen Quellen, Sekundärliteratur sowie eigenen Interviews rekonstruiert. Andererseits zeichnet der Autor die Biografien von Flüchtlingen und Vertriebenen nach, die um 1945 nach Thüringen bzw. nach Eisenhüttenstadt gelangten und die er mit der etwas unglücklichen Bezeichnung „Normalbürger“ fasst.

Für den ersten Teil wählte König 27 Biografien von „Umsiedlern“ aus, die in den Bereichen Politik, Sicherheitsorgane, Kultur und Bildung zu „Personen der Zeitgeschichte“ wurden. Von diesen konnte der Verfasser neun in den Jahren 2008/2009 befragen, beispielsweise den in Westpommern geborenen SED-Politiker Hans Modrow und den aus Niederschlesien stammenden Architekturtheoretiker Bruno Flierl. Die Basis für die Stichprobenziehung bildete eine Vorauswahl von etwa 150 relevanten Biografien aus der Online-Version des Personenlexikons „Wer war wer in der DDR“.

Im zweiten Teil des Samples beschreibt König zunächst zwölf Lebenswege von Personen, die infolge von Flucht oder Vertreibung nach Thüringen kamen und die sich auf einen von ihm initiierten Zeitungsaufruf hin meldeten. Mit ihnen konnte er zwischen

2004 und 2008 biografische Interviews führen. Neben diesen selbst erhobenen Interviewquellen greift der Verfasser auf Befragungen aus dem Ende der 1980er-Jahre von einer westdeutschen Forschungsgruppe durchgeführten Projekt „Volkseigene Erfahrung“ zurück (vgl. L. NIETHAMMER/A. VON PLATO/D. WIERLING, *Die volkseigene Erfahrung*, Berlin 1991). Lutz Niethammer, Alexander von Plato und Dorothee Wierling hatten 1987 in der Industrieregion Eisenhüttenstadt 160 Arbeiterinnen und Arbeiter sowie Angestellte interviewt. Aus den im Archiv „Deutsches Gedächtnis“ in Lüdenscheid überlieferten Transkripten und Tondokumenten wählte König fünf Biografien aus, die sich dem fokussierten Generationszusammenhang zuordnen lassen.

Von zentralem Interesse für die „Personenbilder“ sind die individuellen Lesarten, spezifischen Prägungen, wiederkehrenden Narrative und jeweiligen Selbstverortungen in Bezug auf Flucht und Vertreibung sowie auf die darauffolgenden Prozesse der Integration und des Aufbaus des „Arbeiter-und-Bauern-Staates“. Hier zeigt sich die Stärke der Studie, wenn König die situativen Rahmenbedingungen der Interviews als Einführungen nutzt und in dichten Beschreibungen die Lebenswege der Interviewpartnerinnen und -partner entfaltet, die er jeweils mit den entsprechenden historischen Entwicklungen kontextualisiert. Die inhaltliche Ausrichtung der biografischen Skizzen orientiert sich dabei an den Priorisierungen der Befragten, was ein breites Spektrum der Erlebnisse und Erfahrungen eröffnet.

In der zusammenfassenden Analyse widmet sich König inhaltlichen und sprachlichen Aspekten. Dabei zeigt er die sich den jungen „Umsiedlern“ im jungen sozialistischen Staat bietenden Handlungsoptionen, die sie mit ihrem Leistungswillen zu nutzen wussten, wodurch sie wiederum Teil der „Aufbaugeneration“ wurden. Aufgrund des weitgehenden Tabus habe eine „stumme Vergemeinschaftung“ stattgefunden und die „Umsiedler“ seien durch ihre „auffällige Unauffälligkeit“ zu charakterisieren (S. 426). Der Autor bestätigt mit seiner Studie den Befund von Ahbe und Gries, dass diese Generation – zumindest bezogen auf die „Normalbürger“ – betont unideologisch agiert habe und stark materiell ausgerichtet gewesen sei. Die Mitte der 1920er- bis Mitte der 1930er-Jahre Geborenen hätten sich in den Aufbau hineingestürzt und sich (temporär) mit dieser „Anästhesie des Gefühls durch Arbeit“, wie es der Schriftsteller Reinhard Jirgl treffend formuliert hat, psychologisch entlastet (vgl. R. JIRGL, *Die Unvollendeten*, München 2003, S. 238).

Leider schöpft König das Potenzial seiner aufwendig generierten Quellen nicht hinreichend aus. Er lässt die Befragten etwa nur in kurzen Passagen direkt zu Wort kommen, was den Einblick in die Selbstkonzepte und biografischen Konstruktionen beschränkt. Die „Personenbilder“ fallen sehr divergent in Hinblick auf Form und Inhalt aus. Und es gelingt dem Autor nur bedingt, die drei unterschiedlichen Komplexe und Herangehensweisen für die Personen des öffentlichen Interesses, die Flüchtlinge und Vertriebenen in Thüringen sowie für die „Umsiedler“ in Eisenhüttenstadt zusammenzubringen. Ein stärker parallel angelegter Aufbau der „Personenbilder“ wäre sicher zielführender gewesen. Auch wären ausführlichere Analysen, insbesondere bei der Zusammenschau der skizzierten Biografien und ein stärkeres In-die-Tiefe-Gehen in den kontextualisierenden Abschnitten ebenso wie eine intensivere Verschränkung der einzelnen Teile der Arbeit wünschenswert gewesen. Nichtsdestotrotz zeichnet der Autor mit der vorliegenden Publikation ein vielschichtiges Bild jener Generation der 1925 bis 1935 Geborenen, die den Wieder- und Neuaufbau in der SBZ/DDR nach dem Zweiten Weltkrieg gestaltete. Die Studie zeigt mit ihrem besonderen Forschungsdesign einen biografiegeschichtlichen Zugang zu Flucht, Vertreibung und Integration, der die Dimension ‚Erfahrung‘ in den Mittelpunkt rückt. Christian König erfasst mit den erhobenen Quellen nicht zuletzt die Erinnerungen einer Generation, die in absehbarer Zeit verschwinden wird.



**CHRISTIAN SCHWOKOWSKI, Überliefertes, Erlebtes und Erkenntnisse.** Reflexionen zur Chirurgie an der Universität Leipzig, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015. – 364 S., 120 Abb., geb. (ISBN: 978-3-86583-943-5, Preis: 33,00 €).

Der Mann des Skalpells greift zur Feder. Der Chirurg Christian Schwokowski legt eine Geschichte seines Faches an der Universität Leipzig vor, sich selbst eingeschlossen. Dabei hat er früher kleinere und größere Beiträge verfasst, aber erst als Emeritus gelang ihm in mehrjähriger Arbeit die Gesamtdarstellung. Über Jahre hat er archivalische Quellen ausgewertet und Zeitzeugen befragt. Der vorliegende Band erscheint rechtzeitig zum gefeierten 600. Geburtstag der medizinischen Fakultät. Das mag den kleinen Mangel entschuldigen, dass ein Personenregister fehlt. Inhaltlich kommen die ohnehin wenigen Frauen in der Chirurgie, Ida Boysen und Helmtraud Arzinger nicht nur statistisch oder abgebildet vor. Mit einigen wenigen Sätzen zeichnet Schwokowski ein gültiges Bild von Ida Boysen, der Tochter des Leipziger UB-Direktors, der ausgezeichneten Ärztin und glänzenden Chirurgin an der Seite von Prof. Dr. Erwin Payr.

Abgesehen von diesem marginalen Einwand liegt hier zum ersten Mal die Geschichte des Faches Chirurgie an der Universität Leipzig von den Anfängen bis zur Gegenwart vor – und bildet somit einen wichtigen Baustein zur Geschichte der Medizin in Leipzig. Herausragende Namen wie Karl Thiersch, Friedrich Trendelenburg, Erwin Payr, Wilhelm Rieder oder Ernst Heller leuchten auf. Sie repräsentieren die große Zeit der Leipziger Chirurgie. Der Autor hat ihnen zu Recht ganze Kapitel vorbehalten. Ihre Namen waren bisher lediglich zu Straßennamen erstarrt. Zuvor beschreibt er in kleinen Sachkapiteln die schwierige Gründung der Medizinischen Fakultät 1515 oder die Bindung der Chirurgie an die Anatomie, den historischen Werdegang der Chirurgie zum selbständigen medizinischen Fach. Von der jüngeren Generation, oft sind es Schüler der unmittelbar vorangegangenen, werden Herbert Übermuth, Werner Kothe, Siegfried Kiene und Manfred Schönfelder ausführlich behandelt. Sie alle wirkten schulbildend und ihr wissenschaftliches Œuvre ist beträchtlich. Zu Unrecht blieben sie vielfach von akademischen Mitgliedschaften ausgeschlossen. Die Chirurgie ist längst kein rein praktisches Fach mehr und genügt überwiegend hohen wissenschaftlichen Ansprüchen.

Jeder, der sich ernsthaft mit der Geschichte der Medizin, insonderheit der Chirurgie, befasst, wird diesen Band mit den zuverlässigen Angaben zur Hand nehmen müssen. Es ist anzunehmen, dass der Verfasser an einer zweiten, erweiterten Auflage arbeiten wird. Die Feder ist noch heiß, die da strickt.

Leipzig

Gerald Wiemers

*Bildungs- und Universitätsgeschichte*

**BEATE KUSCHE, „Ego collegiatus“ – Die Magisterkollegien an der Universität Leipzig von 1409 bis zur Einführung der Reformation 1539.** Eine struktur- und personengeschichtliche Untersuchung, 2 Teilbände (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte Reihe A, Bd. 6 I/II), Evangelische Verlagsanstalt Leipzig, Leipzig 2009. – 979 S., 18 s/w. Abb., geb. (ISBN: 978-3-374-02706-4, Preis: 118,00 €).<sup>1</sup>

Die europäische Universität des Mittelalters organisierte sich als Personenverband, als die namengebende *universitas* der Magister und Scholaren. Weniger starre Institutionen als vielmehr die Angehörigen der Hohen Schule und ihre Verflechtungen untereinander bildeten dabei das, was uns als ‚Universität‘ vor Augen tritt. Auch der universitätsinterne Betrieb funktionierte über zahlreiche Personenverbände, wobei das Zusammenleben des Magisters mit seinen Studenten den Nukleus des universitären Lebens und Lernens ausmachte. Dieser wiederum war eingebettet in übergeordnete Strukturen, etwa Fakultäten, fand aber zumeist in den Kollegien statt. Das waren Institutionen, die für eine klar bestimmte Klientel für einen klar bestimmten Zweck (Besoldung, Unterkunft, Unterricht etc.) eingerichtet und ausgestattet wurden. In ihren Gebäuden spielte sich der größte Teil des universitären Alltags ab, von Vorlesungen über Prüfungen bis hin zu gemeinsamen Mahlzeiten. Beate Kusche hat sich in ihrer 2008 eingereichten und 2009 erschienenen Dissertation den mittelalterlichen Magisterkollegien in Leipzig angenommen, einem Thema also, das für die Alltags-, Bildungs-, Sozial- und auch Wirtschaftsgeschichte einer spätmittelalterlichen Universität von größter Bedeutung ist. Denn die Kollegien waren nicht nur eine zentrale Säule der Hohen Schule, auch lassen sich deren Beziehungen zur Stadt, zum Landesherrn oder zur restlichen Universität, wie auch die personelle Zusammensetzung der einzelnen Häuser untersuchen. Diese Unterteilung in Struktur- und Personengeschichte ordnet grundsätzlich die Arbeit. Während sich der erste Teilband der Institutionengeschichte der Leipziger Häuser widmet, bietet der zweite Teilband 211 umfangreiche Biogramme der Kollegiaten der hier behandelten drei Magisterkollegien, dem landesherrlichen Großen und Kleinen Fürstenkolleg sowie dem als private Stiftung (vornehmlich für Schlesien) eingerichteten Liebfrauenkolleg. Das Studienhaus des Zisterzienserordens, das St. Bernhardskolleg, lag hingegen aufgrund seiner besonderen Funktion außerhalb der Themenstellung. Den Band beschließen ein Bildteil (S. 928-953) sowie ein umfangreiches Personen- und Ortsregister (S. 954-979).

In ihrer Einleitung (S. 15-46) umreißt die Verfasserin Forschungsstand und Quellenlage sowie den Aufbau der Studie. Kusche konzentriert sich nach eigener Aussage auf die „Verfassungs-, Institutionen- und Organisationsgeschichte“, aber auch die „Finanz-, Sozial-, Alltags-, Kultur-, und Personengeschichte“ sollen nicht zu kurz kommen (S. 31). Im Grunde will Kusche also das Phänomen Magisterkolleg am Beispiel Leipzigs in seiner Ganzheit beleuchten, wobei sich das vordergründige Interesse „speziell auf die institutionell-rechtliche Dimension der Universitätsgeschichte“ richtet (S. 31). Fragen nach dem geistig-wissenschaftlichen Profil der Magister und ihrer Lehrtätigkeit bleiben damit, wohl auch aus Gründen der disparaten Überlieferung, außen vor. In Kapitel 2 (S. 47-93) diskutiert Kusche den mittelalterlichen Begriff ‚Kol-

<sup>1</sup> Anm. der Redaktion: Der ursprünglich vorgesehene Rezensent für diesen Band ist leider im Herbst 2014 verstorben. Alexander Sembdner hat dankenswerterweise kurzfristig die Besprechung des Buches übernommen.

leg<sup>e</sup> und den sich daraus ableitenden rechtlichen wie sozialen Eigenschaften der Kollegiaten (S. 47-50), woran sich ein kompakter Abschnitt zu Entwicklung, Funktion und Betrieb der Universitätskollegien (S. 51-66) und eine überblicksartige Aufstellung der bekannten Kollegienhäuser an den spätmittelalterlichen Universitäten des Reiches (S. 66-93) anschließt, sodass hier auf engstem Raum Vergleichsmaterial für die vorliegende Studie bereitgestellt wird.

Darauf aufbauend untersucht Kapitel 3 (S. 95-191) die Einrichtung und rechtlich-institutionelle Verfasstheit des Großen und Kleinen Fürstenkollegs (S. 112-164) sowie des Liebfrauenkollegs (S. 164-175). Dem Ganzen ist ein Abschnitt zur Planung eines Kollegs an der Universität Prag für die polnische Nation vorgeschaltet (S. 96-111), das aber aufgrund der Umbrüche um 1409, welche zum Auszug der Magister und letztlich der Gründung der Universität Leipzig führten, nicht umgesetzt wurde. Dies bietet zwar die Möglichkeit die Gründungsgeschichte der Universität Leipzig aufzurollen, steht aber doch konkret in engem Zusammenhang mit der Stiftung des Liebfrauenkollegs 1422/23, sodass nicht ganz einleuchtend ist, warum dieser Abschnitt nicht direkt dort eingefügt wurde. Überzeugend kann Kusche allerdings nachweisen, dass die aus Prag kommenden Magister um den Wert der Kollegien zur Sicherung eines dauerhaften Lehrbetriebs wussten, hatten sie doch bereits an der Carolina entsprechende Erfahrungen gemacht. Abschließend wird die Perspektive bis ins 20. Jahrhundert erweitert (S. 175-191), wobei hier „Translationsvorstellungen“ (S. 175 et passim), also die Frage nach der institutionellen Anbindung des Liebfrauenkollegs an die landesherrliche Universität oder die eventuelle Übertragung an eine andere Universität zum Zweck der Erfüllung des Stifterwillens (als einem Kolleg für Schlesier) im Vordergrund stehen. Kapitel 4 (S. 193-329) widmet sich umfassend der Verfassung und Statuten der Magisterkollegien sowie der Stiftungspraxis der einzelnen Kollegiaten. Die Untersuchung der Rekrutierungsmechanismen (S. 193-263), die zugleich eine quantitative Auswertung der personellen Zusammensetzung der Kollegien ist, macht deutlich, dass sich durch das Recht auf Kooptation an den einzelnen Kollegienhäusern spezifische Personenverbände und -strukturen ausbildeten. Landesherrlicher Einfluss auf die Besetzung der Stellen ist vor der Reform Herzog Georgs 1496 kaum auszumachen. Persönliche Kontakte oder landsmannschaftliche Bindungen halfen dabei, eine Kollegiatur zu ergattern. Nach der Darlegung der unterschiedlichen Gründe für das Ausscheiden aus einem Kolleg (S. 264-288) – besonders interessant ist dabei die Frage nach einer möglichen Residenzpflicht in Leipzig – widmet sich Kusche den Ämtern und Funktionen in den Kollegien und den Aufgaben und Pflichten der Kollegiaten (S. 288-306), waren mit den Stellen doch auch Lehrverpflichtungen verknüpft. Auf den ersten Blick etwas fehl am Platz erscheint der abschließende Abschnitt zur Stiftungspraxis in den Kollegienhäusern (S. 306-329), doch war die mit solchen Stiftungen verbundene Memoria konstitutiv für den Zusammenhalt und das Profil der jeweiligen Personenverbände und daher unverzichtbar. Verzichtet wurde aber leider auf eine grafische Umsetzung der gewonnen Erkenntnisse, etwa im Hinblick auf Beziehungsgeflechte oder Netzwerke, was doch die Benutzung erheblich erleichtert hätte.

Kapitel 5 (S. 331-430) beleuchtet in einem dezidiert alltags- und sozialgeschichtlichen Zugriff die Lebensumstände an den Leipziger Magisterkollegien. Nach der Beschreibung der Lage der Kollegienhäuser und den zugehörigen Grundstücken (S. 332-355), widmet sich Kusche den Räumlichkeiten der einzelnen Häuser selbst, deren Ausstattung und Nutzung (S. 355-383) sowie dem „Alltagsleben“ der Kollegiaten und ihrer Hausgenossen (S. 383-430), womit z. B. auch die Studenten gemeint sind, die in den an die Kollegien angeschlossenen Bursen lebten. Gerade dieses Kapitel bietet einen detaillierten Einblick in das Alltagsgeschäft und den Studienbetrieb, in den Lebensrhythmus von Magistern und Scholaren, in die wirtschaftlichen Nöte oder

Möglichkeiten der jeweiligen Institutionen (etwa die Bewirtschaftung eigener Gärten oder die Probleme der Abwasserorganisation). Allerdings besteht hier wie so oft das methodische Problem, dass die überwiegende Mehrzahl der Erkenntnisse nur aus normativen Quellen gewonnen werden können, wenn auch vereinzelte Testamentssachen oder Inventarisierungen Auskunft über den Besitz von Studenten oder die Kleinodien der Kollegien geben. Nichtsdestotrotz ist allein dieses Kapitel für die Sozialgeschichte der spätmittelalterlichen Universität Leipzig von großem Gewinn. Das kurze Kapitel 6 (S. 431-434) bietet zwar einen Ausblick zur Bedeutungsveränderung der Kollegienhäuser nach Einführung der Reformation im albertinischen Sachsen 1539, wäre aber auch verzichtbar gewesen.

In ihrer Zusammenfassung (S. 435-458) macht Kusche noch einmal den Charakter der mittelalterlichen Magisterkollegien als Personenverbände deutlich, deren Mitglieder „in mehrere soziale Beziehungssysteme, Personen- und Interessenkreise involviert“ (S. 444) waren. Die Verfasserin streicht die institutionelle Verfasstheit und innere Struktur der Kollegienhäuser heraus, versäumt es aber leider, die Verbindungen und Verflechtungen der Kollegiaten untereinander oder mit Dritten zu beleuchten. Dieser Aspekt, wie auch die wissenschaftlich-geistigen Leistungen der einzelnen Personen, spielte daher in den im zweiten Teilband gebotenen Biogrammen keine Rolle, da diese vor allem Angaben zu Name, Herkunft, Lebensdaten, akademischem Werdegang und Zugehörigkeit zu universitären Korporationen enthalten. Hier stand die „Erstellung von möglichst vollständigen und präzisen Mitgliederlisten zu den drei Leipziger Magisterkollegien“ (S. 472) im Vordergrund, wofür das bekannte Quellenmaterial in umfassender Weise ausgewertet wurde. Die Biogramme stellen daher aufgrund des reichen Datenmaterials einen schier unerschöpflichen Steinbruch für weitere Forschungen zur Leipziger (und mitteleuropäischen) Universitätsgeschichte dar. Eine statistische Auswertung und Analyse des prosopografischen Materials, wie auf S. 480 angekündigt, erfolgt aber leider ebenso wenig wie, das wurde bereits bemängelt, eine grafische Umsetzung. Im methodischen Mix aus institutionell-rechtlichem Ansatz auf Grundlage normativer Quellen und der umfangreichen personengeschichtlichen Arbeit der Biogramme hätte somit die Auswertung des prosopografischen Materials noch vertieft werden können. Diese Kritik verblasst aber gegenüber dem Verdienst Beate Kusches mit dieser Arbeit ein Grundlagenwerk nicht nur für spätmittelalterliche Geschichte der Universität Leipzig, sondern auch für das Phänomen der Magisterkollegien an den Universitäten Europas vorgelegt zu haben, an welchem die Forschung auf lange Zeit nicht vorbeikommen wird.

Leipzig

Alexander Sembdner

**MAREK WEJWODA, Spätmittelalterliche Jurisprudenz zwischen Rechtspraxis, Universität und kirchlicher Karriere.** Der Leipziger Jurist und Naumburger Bischof Dietrich von Bocksdorf (ca. 1410–1466) (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance, Bd. 42), Brill, Leiden 2012. – 480 S., 8 Abb., geb. (ISBN: 978-9-004-21241-1, Preis: 169,00 €). (I)

**DERS., Die Leipziger Juristenfakultät im 15. Jahrhundert.** Vergleichende Studien zu Institution und Personal, fachlichem Profil und gesellschaftlicher Wirksamkeit (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte, Bd. 34), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2012. – 174 S., geb. (ISBN: 978-3-515-10125-7, Preis: 44,00 €). (II)

**DERS., Sächsische Rechtspraxis und gelehrte Jurisprudenz.** Studien zu den rechtspraktischen Texten und zum Werk des Leipziger Juristen Dietrich von Bocksdorf (ca. 1410–1466), Hahnsche Buchhandlung, Hannover 2012. – XXX, 318 S., geb. (ISBN: 978-3-7752-5714-5, Preis: 40,00 €). (III)

**DERS., Dietrich von Bocksdorf und seine Bücher.** Rekonstruktion, Entwicklung und inhaltliche Schwerpunkte einer spätmittelalterlichen Gelehrtenbibliothek (Schriften aus der Universitätsbibliothek, Bd. 31), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2014. – 270 S., brosch. (ISBN: 978-3-86583-785-1, Preis: 29,95 €). (IV)

Die Grundlage der hier vorliegenden vier Bände, man mag es kaum glauben, bildet Wejwodas Leipziger Dissertation von 2010/11 über den Juristen Dietrich von Bocksdorf (ca. 1400–1466), deren Hauptteil der Band über die Spätmittelalterliche Jurisprudenz (I) darstellt, die aber über eine derartige Materialfülle verfügt, dass sich die anderen drei Abhandlungen über die Leipziger Juristenfakultät (II), die sächsische Rechtspraxis (III) und Bocksdorfs Gelehrtenbibliothek (IV) organisch diesem Hauptband zuordnen, ihn ergänzen und bereichern, zugleich aber auch als Einzelbände ihren eigenen Wert haben und durchaus allein zu bestehen wissen.

Es geht Wejwoda in seiner Arbeit über Bocksdorf, einem wichtigen Protagonisten in der Verbindung von sächsischem und gelehrtem Recht, nicht um den statistisch-quantitativ ausgerichteten, prosopografischen Ansatz, sondern um die über die Beschreibung seiner Individualität hinausgehende Analyse der tatsächlichen praktischen juristischen Tätigkeit und damit um die Analyse einer sozialen Rolle (I, S. 17).

Mit Dietrich von Bocksdorf, gewürdigt in den großen Lexika von der Neuen Deutschen Biographie bis hin zum Lexikon des Mittelalters, hat Wejwoda eine Person der sächsischen Landesgeschichte herausgegriffen, die weit über dieselbe hinaus Bedeutung für die deutsche Rechtsgeschichte des Spätmittelalters hat. Fast entschuldigend merkt der Verfasser an, dass „die Fülle des im Lauf der Arbeit erschlossenen, bisher unbenutzten oder völlig unbekanntem Materials“ eine „möglichst vollständige rekonstruktiv-positivistische Darstellung“ von Leben und Werk erfordert habe (I, S. 17). Aber gerade die akribische Erfassung der zur Verfügung stehenden Quellen, insbesondere jener in den Archiven sowie in den Handschriftenbeständen der Bibliotheken, ihre Auswertung und quellenkritische Hinterfragung macht den Reiz und den Wert seiner Untersuchung zur spätmittelalterlichen Jurisprudenz (I) aus, die in zwei großen, inhaltsschweren Kapiteln zum einen die Biografie Bocksdorfs in aller möglichen Gründlichkeit erhellt und zum anderen seine konkrete rechtspraktische Tätigkeit sowohl im geistlichen als auch im weltlichen Gericht und als Gutachter darstellt. Die verwendeten Quellentexte, Bocksdorfs rechtspraktische Arbeiten sozusagen, die die Grundlage für dieses letztgenannte Kapitel bilden, finden sich in seiner Abhandlung zur sächsischen Rechtspraxis (II) detailliert vorgestellt, die Handschriften und ihre Überlieferung beschrieben. Auf einige dieser wichtigen Texte wird noch einzugehen sein.

Der aus einer niederlausitzischen niederadligen Familie entstammende Dietrich von Bocksdorf absolvierte ein juristisches Studium in Leipzig (ab 1425) und Perugia (1434–1438), dort vor allem mit dem Schwerpunkt auf dem römischen Zivilrecht, wie seine Vorlesungsnachschriften in der Universitätsbibliothek Leipzig belegen. Er erwarb hier wohl aber auch wichtige Handschriften zum römischen und kanonischen Recht sowie Klassiker der Literatur des *Jus commune* (I, S. 55), die Wejwoda in seiner Abhandlung zu Bocksdorfs Büchern detailliert zusammenstellt (IV, S. 26 f.).

Nach seiner Rückkehr als Doktor beider Rechte, wodurch er nördlich der Alpen zur „schmalen Elite von Spitzenjuristen“ (III, S. 1) gehörte, wirkte er von 1439 bis

1463, als er Naumburger Bischof wurde, als Ordinarius der Juristenfakultät der Universität Leipzig (I, S. 56-81). Auch hier bestechen erstaunliche Quellenfülle und deren akribische Auswertung, die zudem über die Person Dietrichs von Bocksdorf weit hinausreicht und daher grundsätzliche Aussagen zur Entwicklung der Leipziger Juristenfakultät im 15. Jahrhundert (II) ermöglichte. Gerade in dieser Untersuchung kann Wejwoda die bisher allein greifbaren Werke von Theodor Muther und Emil Friedberg vom Ende des 19. Jahrhunderts durch neues Quellenmaterial, wie z. B. Sammelhandschriften aus dem Besitz Leipziger Juristen, auf eine neue Grundlage stellen und Bocksdorfs Stellung und Rolle innerhalb der Fakultät noch einmal vergleichend herausarbeiten (siehe auch Bocksdorfs Biogramm innerhalb von 35 vorgestellten Rechtsgelehrten II, S. 111 f.). Neben der Entwicklung des Lehrkörpers stellt der Verfasser in diesem Band (II) nicht nur dar, wie und in welchem Umfang römisches und sächsisches Recht in Leipzig gelehrt wurden, er geht ebenso wie in seinen Untersuchungen zu Bocksdorf (I, III) auf die rechtspraktische Tätigkeit der Leipziger Doktoren und Ordinarien und deren Stellung innerhalb der Gesamtuniversität ein.

Doch Bocksdorfs Wirken ging weit über die Universität hinaus. Im Dienst Kurfürst Friedrichs II. von Sachsen war er auf den Nürnberger Reichstagen von 1443 und dem Reichstag in Regensburg 1454 anwesend, weniger als politischer Berater denn als juristischer Sachverständiger (I, S. 107). Reichsgeschichtlich interessant ist eine von Bocksdorf verfasste Appellation Kurfürst Friedrichs an den Kaiser von 1457 in seiner Auseinandersetzung mit Burggraf Heinrich III. von Meißen und Herren von Plauen, die im Zeitzer Kopialbuch überliefert ist (III, S. 171). Darin wies Bocksdorf eine Vorladung des Kurfürsten vor das Hofgericht des böhmischen Königs in Prag im Mai 1457 mit der Begründung zurück, dass niemand einen Kurfürsten außer Landes vor Gericht laden dürfe und der von Heinrich von Plauen beanspruchte Besitz vom Reich zu Lehen rühre (I, S. 110). Wenn Wejwoda darauf hinweist, dass eine Reaktion Kaiser Friedrichs III. nicht überliefert sei, so will dies nicht viel besagen, da die Bearbeiter der Regesten Kaiser Friedrichs III. doch immer wieder in benachbarten Quellen kaiserliche Deperdita auffinden. Dass es derer mehr gibt, als in den Regestenbänden verzeichnet, zeigt sich auch, wenn man die von Wejwoda zusammengestellten Quellen näher ansieht. So hatte Bocksdorf in einem Gutachten die Frage zu entscheiden, ob der sächsische Kurfürst aufgrund eines 1441 geschlossenen Beistandsbündnisses verpflichtet sei, auf der Seite des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg in dessen Konflikt mit der Stadt Nürnberg, die 1449 zum sogenannten Markgrafen- oder Städtekrieg geführt hatte, einzugreifen. Dieses Gutachten findet sich ediert im Anhang (I, S. 421-426). Bei dem hier von Bocksdorf erwähnten Brief Friedrichs III. an den sächsischen Kurfürsten, dass er Markgraf Albrecht gegen die Reichsstädte nicht helfen solle, handelt es sich um ein solches Deperditum. Diese Aufforderung ist zwar für andere Empfänger belegt (in den Regesten Kaiser Friedrichs III., Heft 14: Die Urkunden und Briefe aus den Bibliotheken der Stadt Nürnberg 1440-1449, bearb. von D. RÜBSAMEN, Wien/Weimar/Köln 2000, Nr. 462-470, Nr. 478-482), war es bisher aber nicht für den Kurfürsten von Sachsen. Bocksdorf geht in seinem Gutachten zudem auf einen weiteren, bisher nicht bekannten Brief Friedrichs III. ein (I, S. 425). Die hier herausgegriffenen Beispiele zeigen an, dass die von Bocksdorf verfassten Texte über die juristischen Fragestellungen hinaus von historischem Interesse sind und so manche bisher unbekanntes Sachverhalte ans Licht zu fördern vermögen.

Neben dem Erstellen von Gutachten war Bocksdorf auch bei der Abfassung von Verträgen und Urkunden für die kurfürstliche Kanzlei tätig, wobei Urkundenkonzepte von seiner Hand überliefert sind (I, S. 117-120). Wejwoda meint, dass Dienstverhältnis Bocksdorfs zum Kurfürsten am besten mit der Stellung eines „Rates von Haus aus“ beschreiben zu können (I, S. 125), eine Stellung, die auch andere Leipziger

Universitätsjuristen als „gelehrte Räte“ des Kurfürsten innehatten, das heißt nur bei Bedarf punktuell herangezogen wurden (II, S. 77).

Bocksdorfs juristische Tätigkeit ging zudem einher mit einer erstaunlichen und erfolgreichen Pfründenkarriere. Mindestens elf Benefizien hat er besessen, darunter drei lukrative Domkanonikate (I, S. 141), wobei die Pfründen stark auf Mitteldeutschland konzentriert waren und in einem nur geringen Maße in Verbindung zum kurialen Pfründenmarkt standen (ebd., S. 143). Dass Bocksdorf 1463 Bischof von Naumburg wurde, sieht Wejwoda nicht als Höhepunkt seiner Karriere, sondern mehr als dessen Altersversorgung an, das Bischofsamt als Altenteil. Es blieben ihm ja auch nur drei Jahre in diesem Amt vergönnt, und er war bereits von Krankheit gezeichnet, als er es antrat.

Der zweite, wichtige Teil seiner Untersuchung zur spätmittelalterlichen Jurisprudenz (I) korrespondiert in besonders enger Weise mit der Abhandlung zur sächsischen Rechtspraxis (III), denn bei letzterem handelt es sich um den Quellen erschließenden Teil, der die rechtspraktischen Arbeiten Bocksdorfs in ihrer Überlieferung darstellt und in einem Anhang regestenartig zusammenstellt. Hervorgehoben werden muss, dass es sich hier um eine Ersterschließung bisher völlig ungenutzter und teilweise unbekannter Überlieferung handelt (III, S. 4). Wejwoda verweist jedoch darauf, dass eine „erschöpfende Tiefenerschließung des reichen Inhalts“ (I, S. 284) noch aussteht und von ihm im Rahmen seiner Dissertation nicht geleistet werden konnte. Dies hätte in der Tat vermutlich einer fünften Monografie bedurft, wenn man bedenkt, dass allein das Zeitzer Kopialbuch, für das Wejwoda Bocksdorfs Verfasserschaft gut belegen kann, aus 561 eng beschriebenen Blättern besteht und allein 234 Parteischriften, 76 Urteile und 27 Rechtsgutachten umfasst.

Der Wirkungsraum von Bocksdorfs rechtspraktischer Tätigkeit liegt vornehmlich in Mitteldeutschland, wobei er sowohl im geistlichen als auch im weltlichen Gericht tätig war. Gerade im weltlichen Gericht, in denen Schöffen ohne juristische Ausbildung nach überkommenen durchweg mündlichen Verfahren wirkten, trat er zwar nicht direkt als Fürsprecher auf, wurde aber mittelbar aktiv, indem er in hunderten Verfahren die Parteischriften anfertigte (I, S. 270). Damit drang die Schriftlichkeit in den Ländern des sächsischen Rechts um die Mitte des 15. Jahrhunderts, also recht früh, in das weltliche Gerichtsverfahren ein. Zudem begann man, gelehrte Juristen auch im weltlichen Gericht zunehmend bei der Urteilsfindung heranzuziehen. Für Bocksdorf war es jedoch kein Problem, dass die weltliche Rechtspflege bei den Schöffenstühlen lag, denn zu seinen Arbeiten gehörte auch die Abfassung von *Vragen*, mit denen man einen Schöffenstuhl um Rechtsbelehrung bat, wobei er vor allem auf die Spruchpraxis des Leipziger Schöffenstuhls mit dessen Autorität im sächsischen Recht vertraute (I, S. 282).

Die in III vorgestellten Textsammlungen wie das Zeitzer Kopialbuch und die „Leipziger *Informaciones Juris*“ sind gegenwärtig die ältesten erhaltenen Sammlungen von rechtspraktischen Texten eines einzelnen deutschen Juristen (III, S. 70). Im Mittelpunkt von Bocksdorfs Tätigkeit als praktizierender Jurist bildete das Privatrecht mit seinem kompliziertesten Bereich, dem Erbrecht, einen deutlichen Schwerpunkt. Während erbrechtliche Fragen in allen Schichten der mittelalterlichen Gesellschaft dominierten, ging es bei Niederadel und Bürgertum vornehmlich um Besitzstreitigkeiten, im ländlichen Bereich um Auseinandersetzungen zwischen Grundherren und bäuerlichen Gemeinden und im kirchlichen Bereich um die Entrichtung von Zehnten und Zinsen, um hier nur einige Schwerpunkte zu nennen (I, S. 286-288). Erbrechtliche Streitigkeiten resultierten aus durch hohe Sterblichkeit erzeugten komplexen familiären Konstellationen (mehrfache Eheschließungen), die eine komplizierte, keineswegs eindeutige Erbfolge generierten. Bocksdorfs aus den einschlägigen Artikeln des Sach-

senspiegels und dessen Glossen entwickelte „Sippzahlregeln“ über die Erbfolge sind, so Wejwoda, geradezu „ein Paradebeispiel für die Auslegung des Sachsenspiegels nach den Normen des gelehrten Rechts“ (I, S. 334 f.). Für Bocksdorfs juristisches Wirken war es generell von besonderer Bedeutung, dass er akademische Rechtstraditionen mit dem sächsischen Recht des Sachsenspiegels zu verbinden wusste.

Bocksdorfs praktische Arbeiten waren überaus umfangreich: 528 Texte, die sich 439 Fällen zuordnen lassen und ein breites soziales Spektrum umfassten (III, S. 72 f.). Auftraggeber waren weltliche Fürsten und Bischöfe ebenso wie Städte und einzelne Bürger, Niederadlige oder bäuerliche Gemeinden. Zu den von Bocksdorf geschaffenen Hilfsmitteln für die sächsische Rechtspraxis gehörte vor allem das Remissorium zu Sachsenspiegel und Weichbild mitsamt ihrer Glossen, quasi eine registerartige Benutzungshilfe für diese Rechtstexte (III, S. 79-102). Da in den verschiedenen Sachsenspiegelhandschriften sich Zahl und Aufteilung der Artikel unterschieden, suchte Dietrich in den Klöstern Grimma und Altzelle nach „Originalen“, weil er seinem Remissorium einen besonders zuverlässigen Text zugrunde legen wollte (I, S. 331). Wejwoda arbeitet die Fortschritte des von Dietrich erstellten Remissorium gegenüber jenem seines Onkels Tammo durch Erweiterung bestehender und Schaffung neuer Lemmata heraus. Dietrichs Arbeit sei „von einem spürbaren Bewusstsein für die Differenzen zwischen sächsischem Recht und gelehrtem Jus commune und für das Problem der Rechtsquellenvielfalt“ geprägt gewesen (III, S. 91). Die große Verbreitung des Remissoriums dürfte einigen Einfluss auf „die Durchsetzung der vulgaten Artikelzählung des Sachsenspiegels“ gehabt haben (I, S. 331). Damit stehen Bocksdorfs juristische Arbeiten am Beginn eines Modernisierungsprozesses, der durch Juridifizierung und Professionalisierung der weltlichen Rechtspraxis gekennzeichnet ist (IV, S. 4).

Ein zentrales Ergebnis seiner Arbeit möchte Wejwoda darin sehen, dass durch Dietrich von Bocksdorf der Typus des mittelalterlichen gelehrten Juristen eine wichtige Konkretisierung und Differenzierung erfuhr, uns Bocksdorf nicht als Kirchenpolitiker, Gesandter oder gelehrter Rat entgegentritt, sondern als freiberuflich praktizierender Jurist (I, S. 349), ein Typ, der bisher in biografischen Studien noch kaum beschrieben wurde. Seine Laufbahn zeigt den Stellenwert akademischer Qualifikation für den individuellen Lebenserfolg und für den sozialen Aufstieg, denn Bocksdorf war durch seine erfolgreiche Pfründenkarriere zu großem materiellen Wohlstand gekommen. Dieser Wohlstand zeigte sich auch im Besitz von Büchern und Handschriften, sodass Wejwoda das Corpus der Bibliothek eines mittelalterlichen Rechtsgelehrten zusammenstellen konnte (IV), das heute weitgehend im Handschriftenbestand der Universitätsbibliothek Leipzig zusammengeführt ist. Sicher nachweisbar hat Bocksdorf 88 Handschriften besessen, 68 überlieferte Bände und 20 belegte Deperdita (IV, S. 22). Er besaß alle maßgeblichen Rechtstexte des Jus commune und die wichtigsten Quellen des kanonischen als auch des römischen Rechts, aber auch wichtige Texte der mittelalterlichen Reichsgesetzgebung wie die Goldene Bulle Kaiser Karls IV. von 1356 sowie die Reformatio Friderici von 1442 (IV, S. 40 f.). Es ist wohl allein dem Überlieferungsschicksal geschuldet, dass das sächsisch-magdeburgische Recht fast völlig fehlt. Bei allem kanonistischen Übergewicht finden sich auch legistische Kommentare vertreten (IV, S. 46), wobei Differentien-Literatur über die Unterschiede zwischen römischem und kanonischem Recht weitgehend fehlen (IV, S. 51). Interessant auch ein von Bocksdorf eigenhändig niedergeschriebener Bericht von einem Mainzer Kurfürstentag Pfingsten 1461, was seine Anwesenheit vermuten lässt, bisher aber nicht bekannt war, sodass Bocksdorf in Gabriele Annas 2004 erschienenen Untersuchung „Hoftag – Gemeiner Tag – Reichstag“ unter den Teilnehmern nicht erwähnt ist. In jedem Fall zeigt sich hier aber sein Interesse an der Reichspolitik.

Alle vier der hier vorgestellten Bände verfügen über umfangreiche Quellenanhänge, so in I über Bocksdorfs Testamente, Stücke aus dem Zeitzer Kopialbuch, den Görlitzer



und den Leipziger *Informaciones* sowie ein Gutachten für den sächsischen Kurfürsten. In III macht dieser Anhang die Hälfte des Bandes aus, da hier, wie bereits erwähnt, die rechtspraktischen Arbeiten Bocksdorfs regestenartig erschlossen werden. Im Anhang zu II werden die Doktoren der Leipziger Juristenfakultät durch Biogramme sowie ihre Gutachten und Urteilsprüche zusammengestellt, von denen einige in Edition dem Benutzer zugänglich gemacht werden. Äußerst umfangreich ist auch der Anhang von IV, der über den erwartbaren Katalog der erhaltenen Handschriften weit hinausgeht und sich auch mit den Autoren der Texte, den Provenienzmerkmalen der Handschriften, den Schreibern und mehrfach verwendeten Papieren beschäftigt, dazu Abbildungen von Schreiberhänden wie auch der Wasserzeichen enthält. Alle Bände sind durch Personen- und Ortsregister erschlossen.

Wejwodas profunde Untersuchung zu Leben, Werk und Bibliothek eines spätmittelalterlichen Juristen, dazu sein Blick auf dessen Wirkungsstätte, die Leipziger Juristenfakultät, wird hoffentlich bald durch andere Einzelfallstudien erweitert. Denn bisher wird das Bild des gelehrten Juristen im Spätmittelalter durch wohlbekannte kaiserliche oder fürstliche Räte wie Ulrich Riederer, Martin Mair, Hertnid von Stein, Laurentius Blumenau, Albrecht von Eyb, Gregor Heimburg – um hier einige zu nennen – bestimmt, die in der politischen, diplomatischen und administrativen Praxis des spätmittelalterlichen Reiches ihr Betätigungsfeld und in der Forschung breites Interesse fanden, während Dietrich von Bocksdorfs Wirken vor allem den juristischen Alltag umfasste und damit den Juristenstand am Ende des Mittelalters stärker repräsentieren dürfte als die genannten Spitzenjuristen.

Berlin

Elfie-Marita Eibl

**ULF MORGENSTERN, Bürgergeist und Familientradition.** Die liberale Gelehrtenfamilie Schücking im 19. und 20. Jahrhundert, Ferdinand Schöningh, Paderborn u. a. 2012. – 606 S., 25 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-506-77353-1, Preis: 79,00 €).

Der Umgang mit Quellen, mit originalen, mitunter unbekanntem oder vergessenen Manuskripten ist eine beglückende Erfahrung für Historiker. Und diese Faszination fesselt im besten Fall so, dass nicht nur fruchtbare Forschungen daraus erwachsen, sondern den Berufsweg prägen, wie die Rezensentin aus eigener Erfahrung weiß. Auch den Verfasser der vorliegenden, 2010 an der Universität Leipzig angenommenen Dissertation hat es beeinflusst. Er stieß eher zufällig auf die unveröffentlichte Autobiografie des Leipziger Anglisten Levin Ludwig Schücking, was zu seiner immer tieferen Beschäftigung mit dessen Herkunft und Familiengeschichte seit dem 18. Jahrhundert und damit zur Promotion führte.

Der Verfasser entwickelte aus dem Interesse für die Leipziger Universitätsgeschichte das facettenreiche Bild einer aus Westfalen stammenden, zunächst katholischen, sich immer mehr säkularisierenden Gelehrtenfamilie. Deren bedeutendste Mitglieder waren der Schriftsteller Levin (1814–1883), später der genannte Anglistikprofessor Levin Ludwig (1878–1964) sowie dessen Brüder, der Völkerrechtler, Parlamentarier und Richter Walther (1875–1935) und der Anwalt Lothar Engelbert (1873–1943). Ihnen ist der größte Teil des Buches gewidmet, verbunden durch die Geschichten anderer Schückings beiderlei Geschlechts. Dank der Quellenlage werden also auch einige Gattinnen und Töchter porträtiert. Der Verfasser entwickelt auf mehr als 500 Seiten ein überwiegend spannendes Panorama dieser westfälisch-preussischen Gelehrtenfamilie mit ihren Bildungs- und Karrierewegen, Freundschaften und ehelichen Verbindungen. Aus ihnen macht er „dichte Bündel an Erfahrungen, Wahrnehmungen und

Deutungsmustern bürgerlichen Lebens“ (S. 13) sichtbar. Obgleich die Bürgertumsgeschichte ein wohl beackertes Feld ist (Forschungsbericht S. 15-23), wird bei Biografien in der Regel der Mangel an guten, erzählenden Quellen bemerkbar. Umso dankbarer war die Aufgabe für den Verfasser, im vorliegenden Fall aus umfangreichen, meist in der Familie gehüteten Materialien schöpfen zu können. Umfangreiche Archivrecherchen ermöglichten es jedoch auch, familiäre Selbstdarstellungen an amtlichen Dokumenten oder den Meinungen Dritter zu überprüfen, so dass trotz der Empathie des Verfassers hier keine einseitige ‚Schückologie‘ entstanden ist.

Die Arbeit gliedert sich chronologisch an der Familienbiografie: Beginnend mit einer Erzählung der Herkunft der Schückings seit dem Mittelalter, skizziert der Verfasser deren identitätsstiftende Bedeutung für die Familie. Darauf folgen mit Zwischenkapiteln die ausführlichen Lebensbeschreibungen der wichtigsten Protagonisten im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Nur als Ausblick ist die Betrachtung von Lebenswegen in der Bundesrepublik zu sehen, zumal die immer mehr verzweigende Familie sich weniger als Einheit erfassen lässt.

Den ersten Hauptteil bilden auf mehr als 100 Seiten die vielseitigen Beziehungen Levin Schückings. Der heute noch als Freund der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff bekannte Schriftsteller hatte an seinen Vorfahren den sozialen Abstieg aus wichtigen Ämtern im Fürstbistum Münster am Ende des Alten Reiches erleben können. Besonderen Schicksalsschlägen war sein Vater, der Jurist Paulus Modestus ausgesetzt. Der 1814 geborene Levin konnte sich als einziger erfolgreicher Schücking in Münster als Familienoberhaupt inszenieren. Durch sein umfangreiches publizistisches Werk lassen sich die geistigen Entwicklungen des deutschen Bürgertums bis ins Kaiserreich nachvollziehen.

Der zweite Schwerpunkt der Arbeit liegt auf Levins Enkeln und ihrem beruflichen und familiären Leben zwischen 1890 und 1945, auf den Brüdern Lothar Engelbert, Walther und Levin Ludwig Schücking. Ihre Jugend und Ausbildung fiel in die wirtschaftliche und kulturelle Blütezeit des Kaiserreichs. Sie erlebten schließlich als Offizier bzw. Hochschullehrer den Ersten Weltkrieg und mussten sich in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus sehr unterschiedlich neu etablieren und Position beziehen. Dabei entwickelten sie mit ihren Familien im Gegensatz zur Vätergeneration eher linksliberale, von der Lebensreform geprägte Geisteshaltungen. Als (zu) kritischer Verwaltungsjurist musste Lothar Engelbert schließlich als Anwalt und Notar tätig sein. Walther vollzog eine erfolgreiche juristische Karriere bis zum Amt des ersten deutschen Richters am Weltgericht in Den Haag 1930. Nach 1933 blieb ihm aber das politische Exil nicht erspart. Der auch journalistisch tätige Anglist Ludwig Levin dagegen übernahm 1925 eine Professur in Leipzig. Der Shakespeare-Experte entwickelte hier umfangreiche berufliche Aktivitäten, erlebte jedoch als kritischer Demokrat auch die Auswirkungen der Machtübernahme 1933. Ihre Darstellung wirft ein helles Schlaglicht auf die Leipziger Universitätsgeschichte. Nachdem er sich für einen Kollegen und gegen nationalsozialistische Umtriebe an der Hochschule eingesetzt hatte, geriet Ludwig Levin 1933 selbst auf die Entlassungsliste und sah sich in seiner Existenz bedroht. Den Lehrstuhl rettete ihm vor allem die langjährige Freundschaft zu dem nationalkonservativen, gut vernetzten Schriftsteller Börries von Münchhausen (als eigene Quelle liegt der Briefwechsel ediert vor: „Deine Augen über jedem Verse, den ich schrieb.“, hrsg. von B. E. SCHÜCKING, Oldenburg 2001). Seine gesellschaftlichen und privaten Netzwerke in der bürgerlich-adligen Gesellschaft der Stadt und Region stellt der Verfasser ausführlich dar. Die Folgejahre nach 1933 verhielt sich der Professor beruflich zwar betont unauffällig, erhielt als politisch unliebsamer Beamter 1938 jedoch trotzdem ein Auslandsreise- und 1941 Prüfungsverbot. Levin Ludwig und seine Familie waren sozial zunehmend isoliert, da viele Freunde und Weggefährten die

Stadt oder Deutschland verließen und sich kaum neue Freundschaften schließen ließen. Die Hinterfragung dieser Lebensumstände als das „Ende der Ideale?“ (S. 406-463) ist für die geistige Atmosphäre der Universität und Stadt Leipzig sehr aufschlussreich. Mit der Zerstörung seiner Existenz nach der Bombardierung Leipzigs 1943 endete die sächsische Lebensphase Ludwig Levins und damit der Familie Schücking.

Neben der Darstellung ihrer Persönlichkeiten ist die Studie vor allem am öffentlichen Wirken, an Netzwerken und schriftstellerischer Tätigkeit ihrer Protagonisten interessiert. Sie lässt facettenhaft ein Bild der bildungsbürgerlichen Gesellschaft über mehr als 150 Jahre entstehen. Dank der lebhaften Darstellungskraft des Verfassers wird die sehr umfangreiche Dissertation trotz ihrer Materialfülle nicht zu einer trockenen, sondern kurzweiligen und anregenden Lektüre. Der ausführliche Anhang hält von Schriftenverzeichnis und Stammbäumen bis hin zum Personenregister weitere exzellent aufbereitete Fakten bereit.

Wie der Verfasser selbst betont, können die Karrieren der Familienmitglieder nicht in toto repräsentativ für die Entwicklung der bürgerlich-liberalen Familien in der jüngeren deutschen Geschichte stehen. Vielmehr interessiert ihn, ob die hier vorgestellten Generationen den theoretischen Annahmen zu politischen und kulturellen Generationen entsprechen und welche Auswirkungen das in der Familie gepflegte Selbstbild der ‚gelehrten Tradition‘ auf die Kindererziehung hatte, wie also Verhaltensmuster, Werte oder politische Prägungen in der Familie weitergegeben wurden (S. 32). Dabei kommt den Frauen der Familie eine besondere Funktion zu: Weibliche Persönlichkeiten, die intellektuell, künstlerisch und schließlich beruflich nach und nach hervorragen, werden explizit porträtiert. Wo es die Quellenlage erlaubt, widmet sich der Verfasser den am Erfolg der Männer nicht unbeteiligten oder selbst Berufswege verfolgenden Schwestern, Töchtern und Frauen. So ist es kein Buch nur über männliche Leistungen, sondern über Bildungschancen, Familienwerte, Zusammenhalt und intellektuelle Auseinandersetzungen im Geschlechterkontrast in verschiedenen Epochen. Besonderes Augenmerk erhalten dabei die Mutter Levins, die Dichterin Katharina (geb. Busch, 1791–1831, S. 67-86), ebenso wie die Beziehungen Levins zu seiner Frau Louise sowie seine Freundschaftsbeziehungen (S. 137-180). Auch Luise Schücking, die in die übernächste Generation einheiratete und Mutter der drei jüngeren Protagonisten wurde, ist ein besonderes Porträt gewidmet (S. 240-248). So wurde tatsächlich ein seltener „historischer Längsschnitt durch 250 Jahre gelehrtes Bürgertum“ (S. 29) vorwiegend in Nord- und Mitteldeutschland möglich. Über die Lebensgeschichte Ludwig Levins und seiner Familie werden bürgerlich-universitäre Lebensformen in Sachsen und Leipzig beleuchtet.

Insgesamt liegt hier eine Dissertation vor, die zwar mit ihrem schmalen theoretischen Gerüst kaum die Theoriebildung befördert, jedoch als breit angelegte Quellendarstellung wiederum zur Grundlage für künftige Forschungen werden kann, und zwar auf bürgertums- wie regionalgeschichtlichem Gebiet. Idealtypische Entwicklungen der Generationen vertiefend mit anderen Familien zu vergleichen war nicht Ziel der Arbeit, es wäre aber lohnend für weitere Studien.

Seinen Beitrag zur Universitätsgeschichte hat der Verfasser mit der Arbeit bereits geleistet. Er ist ein guter Erzähler, der seinen umfangreichen Stoff meist spannend vermitteln kann. Seine Freude am Schreiben vermittelt Lust am Lesen. So ist diese Arbeit wegen ihrer Lesefreundlichkeit wie der methodischen Sauberkeit nur zu loben. Weitere Porträts bedeutender Sachsen von diesem Verfasser wären ein Gewinn für die Landesgeschichte.

*Kirchengeschichte*

**Die Hochmeister des Deutschen Ordens 1190–2012**, hrsg. von UDO ARNOLD (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd. 40; Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, Bd. 6), 2., erw. u. korr. Aufl., Verlag und Datenbank für Geisteswissenschaften, Weimar 2014. – XIV, 377 S., 100 farb. u. s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-89739-810-8, Preis: 48,00 €).

Der erstmals 1998 erschienene Band vereinigt in chronologischer Folge Viten der 65 Hochmeister des Deutschen Ritterordens von 1198 bis zur Gegenwart sowie einen Beitrag über die Leiter der Hospitalgemeinschaft in Akkon 1190 bis 1198, aus welcher der Ritterorden hervorgegangen ist. Ein einleitender Essay des Herausgebers über das Amt des Hochmeisters bzw. in der Neuzeit Hoch- und Deutschmeisters eröffnet den Band. Die Lebensbeschreibungen, von einschlägigen Kennern der Deutschordensgeschichte geschrieben, sind knapp gehalten, ohne Einzelnachweise, aber mit weiterführenden Quellen- und Literaturangaben, zum Teil auch mit Abbildungen. Die starke Stellung des Deutschen Ordens in Mitteleuropa bis zur Reformation, namentlich in Thüringen, spiegelt sich auch in der Herkunft der Hochmeister wider, dies verdeutlichen schon im 13. Jahrhundert Hermann von Salza und der Ludowinger Konrad von Thüringen. Mit Heinrich von Plauen stand von 1410 bis 1413 ein Angehöriger der Vögte von Weida an der Spitze des Ordens. Sein Nachfolger Michael Kuchmeister scheint sogar aus einer markmeißnischen Niederadelsfamilie zu stammen. Auch Heinrich Reuß von Plauen, Hochmeister 1469/70, ist hier zu nennen, um die Bezüge zur sächsisch-thüringischen Geschichte weiter deutlich zu machen. Dass schließlich sogar mit Friedrich von Sachsen zwischen 1498 und 1510 einem Wettiner die Ordensleitung oblag, hatte vor allem politisch-dynastische Gründe, denn sein Bruder Herzog Georg von Sachsen war mit einer Tochter des polnischen Königs Kasimir IV. verheiratet. Für die Geschichte des Deutschen Ordens seit der Reformationszeit wurden dann ganz andere Bezüge wichtig, die hier nicht weiter zu thematisieren sind. Das Buch bietet gut lesbare Lebensbilder, die im Spiegel des Lebens und Wirkens der Hochmeister auch die Grundzüge der Deutschordensgeschichte von der Kreuzfahrerzeit bis zur Gegenwart nachzeichnen. Ein Orts- und Personenindex erschließt den Inhalt.

Leipzig

Enno Bünz

**Der Deutsche Orden und Thüringen.** Aspekte einer 800-jährigen Geschichte, hrsg. von THOMAS T. MÜLLER (Mühlhäuser Museen – Forschungen und Studien, Bd. 4), Michael Imhof Verlag, Petersberg 2014. – 176 S., 122 farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-86568-928-3, Preis: 19,95 €).

Der großen Bedeutung Thüringens für die Entwicklung des Deutschen Ordens stehen leider eine recht defizitäre Forschungslage und eine überschaubare Anzahl an wissenschaftlichen Untersuchungen gegenüber. Umso erfreulicher ist es, dass auf Einladung der Stadt Bad Langensalza in Zusammenarbeit mit den Mühlhäuser Museen und der Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens im Jahr 2009 aus Anlass des 800-Jahr-Jubiläums der Wahl Hermann von Salz als Hochmeister eine Tagung veranstaltet wurde, in deren Mittelpunkt die vielfältigen Beziehungen zwischen Thüringen und dem Deutschen Orden standen. Die Ergebnisse dieser Tagung liegen

mit diesem Band nun nach mehrjähriger Verzögerung endlich in gedruckter Fassung vor. Neben der Verschriftlichung der vorgetragenen Referate fanden außerdem Aufsätze von Autoren Eingang, die in Bad Langensalza nicht zu den Vortragenden zählten.

Mit den Beiträgen von KLAUS MILITZER („Der Deutsche Orden 1190 bis 2009“, S. 9-18) und BERNHART JÄHNIG („Die Deutschordensballei Thüringen im Mittelalter“, S. 19-30) wird eingangs von zwei ausgewiesenen Autoritäten innerhalb der Deutschordensforschung in gewohnt souveräner Manier einerseits ein grober Abriss der Geschichte des Ritterordens von seinen Anfängen als Feldlazarett bei der Belagerung von Akkon bis zur Gegenwart gegeben und andererseits die Entwicklung der Deutschordensballei Thüringen im Mittelalter skizziert. MARIO GLAUERT („Kristan von Mühlhausen und Heinrich von Kirchberg. Zwei preußische Bischöfe des 13. Jahrhunderts aus Thüringen“, S. 31-42) zeigt anhand der Lebensläufe Konrads von Mühlhausen und Heinrichs von Kirchberg den Werdegang zweier thüringischer Priesterbrüder im 13. Jahrhundert auf, denen jeweils der Aufstieg zu preußischen Bischöfen gelang. Gleich zwei Aufsätze widmen sich der heiligen Elisabeth von Thüringen und ihrer Bedeutung für den Deutschen Orden. UDO ARNOLD („Der Deutsche Orden und seine Patronin, die heilige Elisabeth“, S. 75-82) legt dar, wie die Landgrafenwitwe nach ihrer Kanonisation zur Patronin des Ordens aufstieg, und beschreibt zugleich die teils sehr engen Verbindungen zwischen Ludowingern und dem Ritterorden in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Auf die unterschiedlichen Aspekte der Elisabethverehrung in Marburg wirft ULRICH HUSSONG („Die Heilige, die aus Thüringen kam. Aspekte der Elisabeth-Rezeption in Marburg“, S. 155-170) einen genauen Blick und zeichnet hierbei anschaulich ein Bild vom Beginn in spontanen Pilgerfahrten zum Hospital der Heiligen kurz nach dem Tod Elisabeths bis zu den zahlreichen Feierlichkeiten und Veranstaltungen in Marburg im „Elisabethjahr“ 2007. Ebenfalls zwei Beiträge stellen Mühlhausen und seine dortigen Deutschordensniederlassungen in den Mittelpunkt. Während MARTIN SÜNDER („Der Deutsche Orden in der Reichsstadt Mühlhausen. Ein Überblick“, S. 83-90) einen Überblick zur Geschichte des Ordens vor allem im 13. und 14. Jahrhundert in der ehemaligen Freien Reichsstadt gibt und hierbei neue Forschungsergebnisse vorstellt, konzentriert sich die Abhandlung von THOMAS T. MÜLLER („Frühreformation, Bauernkrieg und Deutscher Orden – das Beispiel Mühlhausen in Thüringen“, S. 91-102) auf das Schicksal der beiden Kommenden und den mit ihnen verbundenen Pfarrkirchen im Zuge des Bauernkriegs und der Frühreformation sowie auf die Rolle der Ordensbrüder hierbei. Mit der frühneuzeitlichen Geschichte der Ballei Thüringen beschäftigt sich BERNHARD DEMEL („Die Reformation in ihrer Auswirkung auf den Deutschen Orden in Thüringen unter Berücksichtigung von Kardinal Christian August von Sachsen-Zeitz“, S. 103-118) in seinem Beitrag. Gestützt auf zumeist ungedruckte Quellen werden wichtige Aspekte der Verwaltung der Ballei sowie ihre Verzahnung mit der landesherrlichen Kirchenpolitik, die konfessionelle Ausrichtung des Ordens in Thüringen und dessen Personalpolitik mit ihrer engen Anbindung an den Hochadel seit der Reformation bis zum Ende des Ordens in allen Rheinbundstaaten 1809 aufgezeigt. THOMAS PESTERS Untersuchung („Zwätzener Komture im 18. Jahrhundert. Netzwerke und Alltag“, S. 119-136) zu den Komturen des Deutschordenshauses Zwätzen im 18. Jahrhundert setzt ähnliche Schwerpunkte und vertieft einige Ausführungen von Demel anhand seiner Beobachtungen über das Wirken der Zwätzener Komture in jener Zeit. Mit dem eingehenden Beitrag von ARNO MENTZEL-REUTERS („Heinrich von Hesler – von Thüringen nach Preußen. Facetten deutschsprachiger Bibeldichtung 1250–1350“, S. 43-74) über den mittelalterlichen Autor Heinrich von Hesler sowie die Rezeption seiner Werke im Deutschen Orden und der Studie von ROSITA PETERSEIM und OLAF ZUCHT („Die Kommende Nägelstedt. Bauliche Zeugnisse des Deutschen Ordens“, S. 137-154) über die baulichen Überreste

der Kommende Nägelstedt, die bisher kaum von der Forschung beachtet wurde, wird der Sammelband zudem um literatur- und baugeschichtliche Untersuchungen ergänzt. Abschließend steht der Aufsatz von OLAF ZUCHT („Der Deutsche Orden in Thüringen heute. „... ad fontes“ – wieder angekommen im Land der hl. Elisabeth“, S. 171-176), der hierin die heutigen Tätigkeitsfelder der Familiaren des Ordens, zu denen auch der Autor zählt, vor allem in der Seniorenfürsorge in Thüringen beschreibt. Der Band spannt somit einen Bogen von den Anfängen des Deutschen Ordens in Thüringen im 13. Jahrhundert bis zu seiner Rückkehr in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts.

In der großen thematischen und zeitlichen Bandbreite der Beiträge liegt gewiss auch die Stärke des Sammelbandes. Ebenso müssen die schöne Gestaltung des Buches und die hohe Qualität der abgedruckten Fotografien hervorgehoben werden. Einige unnötige Fehler seien verziehen; der Irrtum in der Bezeichnung der Kommende *Zschillen* als *Zschillon* in der Karte auf Seite 19 wäre jedoch leicht zu vermeiden gewesen.

Leider spiegeln die einzelnen Aufsätze auch sehr gut den mangelhaften Forschungsstand zur Deutschordensballei Thüringen und vor allem zu den einzelnen Kommenden wider. Vertiefende Studien liegen in diesem Band nur zu den ohnehin in jüngster Zeit recht gut erforschten Deutschordenshäusern in Mühlhausen und Zwätzen vor. Für Altenburg, Saalfeld, Weimar und die anderen Niederlassungen des Ordens stagniert die Forschung schon seit Jahrzehnten und so finden sich auch in diesem Werk keinerlei weitergehenden Untersuchungen zur geschichtlichen Entwicklung dieser Kommenden. Doch besonders für die Zeit des Spätmittelalters wäre eine solche Aufarbeitung unbedingt anzustreben und durchaus lohnenswert, liegen doch viele Quellen noch ungedruckt und zumeist wohl auch noch unbeachtet in den mitteldeutschen Archiven. So bleibt zu wünschen, dass von diesem Band ein Impetus für eine weitere vertiefende Erforschung der Ballei Thüringen und seiner Kommenden ausgeht und es, so wie vom Herausgeber im Vorwort des Sammelbandes erhofft, in den nächsten Jahren in Mühlhausen zu einer Realisierung einer Ausstellung zur Geschichte des Deutschen Ordens in Thüringen kommen wird, in deren Zuge dann hoffentlich weitere wissenschaftliche Studien zur geschichtlichen Entwicklung des Ritterordens in Mitteldeutschland angestrengt werden.

Jena

Jakob Altersberger

**Regionalität und Transfergeschichte.** Ritterordenskommenden der Templer und Johanniter im nordöstlichen Deutschland und in Polen, hrsg. von CHRISTIAN GAHLBECK/HEINZ-DIETER HEIMANN/DIRK SCHUMANN (Studien zur brandenburgischen und vergleichenden Landesgeschichte, Bd. 9; Schriften der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg N.F., Bd. 4), Lukas Verlag, Berlin 2014. – 649 S., 244 Abb., geb. (ISBN: 978-3-86732-140-2, Preis: 48,00 €).

Während innerhalb der Deutschordensforschung schon längere Zeit eine enge wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen deutschen und polnischen Forschern stattfindet, deren Ergebnisse in regelmäßigen Tagungen und etlichen Sammelbänden ihren Niederschlag findet, hat sich selbige zu den Ritterorden der Johanniter und Tempelritter leider bisher nicht etabliert. Jedoch wurde 2008 bei einer gemeinsam von der Professur für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Potsdam mit der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg e. V. organisierten Tagung in Potsdam, bei der sowohl deutsche als auch polnische Wissenschaftler teilnahmen, die Niederlassungen der Templer und Johanniter im nordöstlichen Deutschland und in Polen zum Betrachtungsobjekt. Die zahlreichen Beiträge dieser Tagung wurden nun,

ergänzt um einige weitere Aufsätze, in dem hier zu besprechenden Sammelband veröffentlicht.

Den einleitenden Worten der Herausgeber und einigen Karten folgt ein Beitrag von HEINZ-DIETER HEIMANN („Innerhalb und außerhalb der Johanniterordensballei Brandenburg. Ansprüche und Chancen raumkonstruierender Forschung“, S. 23-29). Des- sen knappen Ausführungen zur Methodik moderner Geschichtsschreibung und die sich dadurch bietenden neuen Möglichkeiten sowohl für die Geschichtswissenschaft als auch im Speziellen für die Landesgeschichte werden in den folgenden Aufsätzen jedoch nicht mehr aufgegriffen. CHRISTIAN GAHLBECK und DIRK SCHUMANN („Die Templer und Johanniter im nordöstlichen Deutschland und in Polen als Gegenstand interdisziplinärer landesgeschichtlicher Forschung“, S. 30-45) legen anschließend den Forschungsstand zu den beiden Ritterorden im Untersuchungsgebiet dar. Während die Beiträge von MARIA STARNAWSKA („Zur Geschichte der Templer in Polen“, S. 47-62), KARL BORCHARDT („Die Johanniter und ihre Balleien in Deutschland während des Mittelalters“, S. 63-76) und MAREK SMOLIŃSKI („Zur Geschichte der Johanniter und ihrer politischen Rolle in Polen bis zum Jahre 1370“, S. 77-90) allgemeine Überblicke zur Geschichte der Johanniter und der Templer in Deutschland und in Polen darstellen, werden in zahlreichen nachfolgenden Aufsätzen ausgewählte Aspekte der Ordensgeschichte beleuchtet oder einzelne Kommenden der beiden Ritterorden näher betrachtet. MARIE-LUISE HECKMANN'S Untersuchung („*Fecit pulsare campanas ...* Kriegsdienste und Frömmigkeit deutscher Templer aus der Perspektive ihrer Wohltäter“, S. 91-119) bildet hierbei quasi das verbindende Element. So verknüpft die Verfasserin einen groben Abriss zur Geschichte des Templerordens in Deutschland mit eigenen Forschungsergebnissen zur Frömmigkeit der Templer anhand eines Nekrologfragments der Kommende Quartschen, dessen vorbildliche Edition sich im Anhang des Aufsatzes befindet. Die Geschehnisse der Templer stellen RALF GEBUHR („Templer und Machtpolitik. Bemerkungen zur Kommende Tempelhof im Süden Berlins“, S. 121-139), MACIEJ PRZYBYŁ („Die Herzöge von Großpolen und Schlesien und die Templer im Raum an der mittleren Oder und unteren Warthe“, S. 140-154) und GRZEGORZ JACEK BRZUSTOWICZ („Die Aufhebung des Templerordens in der Neumark und in Pommern“, S. 155-170) in den Mittelpunkt ihrer Aufsätze. LUTZ PARTENHEIMER („Die Johanniterkommende Werben [Altmark] von 1160 bis zur Reformation“, S. 173-203), RAINER SZCZESIAK und CHRISTIAN GAHLBECK („Die Kommenden der Johanniter in Mirow, Gardow und Nemerow in der Herrschaft Stargard in Südmecklenburg“, S. 204-247), AGNIESZKA LINDENHAYN-FIEDOROWICZ („Johannitisches Patronat und städtische Architektur. Die Marienkirche zu Stargard [Stargard Szczeciński] in Pommern“, S. 248-270) und CHRISTIAN GAHLBECK („Lagow [Łagów] oder Sonnenburg [Słońsk]. Zur Frage der Residenzbildung in der Ballei Brandenburg der Johanniter von 1317-1527“, S. 271-337) behandeln jeweils Niederlassungen des Johanniterordens in der Ballei Brandenburg. BERNHART JÄHNIG („Ein Tausch der Balleien Brandenburg und Apulien? Zur Geschichte der Verhandlungen zwischen dem Deutschen Orden und dem Johanniterorden an der Römischen Kurie um 1450“, S. 338-354) beschäftigt sich ebenfalls mit der Ballei Brandenburg und ihrem nie realisierten Tausch gegen die Deutschordensballei Apulien. Kunstgeschichtliche Fragestellungen greifen PETER KNÜVENER („Die Kommende Tempelhof und ihre mittelalterlichen Kunstwerke“, S. 394-411) und DIRK SCHUMANN („Die mittelalterliche Architektur der Kommenden in Lietzen und Quartschen [Chwarszczany]. Konzepte sakraler Architekturgestaltung in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts“, S. 412-441) sowie beide Autoren zusammen („Die Werbener Johanniskirche und ihre mittelalterliche Ausstattung“, S. 357-393) auf. PREZEMYSŁAW KOŁOSOWSKI („Grave n<sup>o</sup> 58 from the Knights Templar of The Order of The Temple cemetery in Rurka [Rörchen]. A contribution to studies upon

late medieval funeral rites“, S. 458-464) und DERS. mit DOMINIKA SIEMIŃSKA („The Templar's sites in Rurka [Rörchen] and Chwarszczany [Quartschen] in the light of the latest studies“, S. 442-457) präsentieren die neuesten archäologischen Ergebnisse zu den Ausgrabungen bei den ehemaligen Templerkommenden in Rörchen und Quartschen.

Erst in den abschließenden Beiträgen wird das Mittelalter verlassen und sich der nachreformatorischen Geschichte der Johanniter-Ordensballei Brandenburg zugewandt, wobei hier neben den Darstellungen von HEINRICH KAAK („Verteidigung und Festigung der Position des Johanniterordens in der Neumark im 16. und 17. Jahrhundert“, S. 467-496) und LUDWIG BIEWER („Die Johanniter vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Ein Überblick“, S. 497-511) zur Geschichte der Johanniter seit der Frühen Neuzeit AGNES BAUMGART („*Tröstliche schöne Sprüche so wider allerley geistliche anfechtunge im gantzen leben ...* Das Gebetbuch des Herrenmeisters Martin von Hohenstein [1569–1609] als Forschungsaufgabe“, S. 512-520) eine erst vor kurzem wiederaufgefundene Quelle zum religiösen Selbstverständnis eines Johanniterherrenmeisters präsentiert wird. Abschließend widmen sich MARKUS JÄGER („Das Ordensschloss Sonnenburg [Słońsk] und das Ordenspalais am Berliner Wilhelmplatz. Anmerkungen zur neuzeitlichen Herrenmeisterarchitektur der Ballei Brandenburg“, S. 521-539), ERNST BADSTÜBNER („Die barocken emblematischen Deckenmalereien im Herrenhaus der ehemaligen Johanniterkommende Lietzen. Die Bildquellen und ihre Umsetzung“, S. 540-556) und EVA RIKS („Die Restaurierung der Johanniterkirche in Sonnenburg [Słońsk] seit 1994. Ein Beispiel deutsch-polnischer Zusammenarbeit“, S. 557-576) kunstgeschichtlichen Fragestellungen. Abgerundet wird der Sammelband durch ein Quellen-, Literatur- und Abkürzungsverzeichnis.

Wenig gibt es an diesem stattlichen Werk zu bemängeln, die paar vermeidbaren Fehler seien verziehen und es überwiegt die Tatsache, dass die hierin publizierten Beiträge die Johanniter- und Templerforschung um weitere wichtige Untersuchungen ergänzen und zeigen, dass grenzüberschreitende wissenschaftlich Kooperationen zumeist sehr fruchtbare Ergebnisse hervorbringen. Einzig die eigenwillige Verteilung der Karten innerhalb des Bandes verwundert ein wenig, so findet sich auf dem Vorsatz eine Karte zur Ordensballei Brandenburg, nach dem Vorwort der Herausgeber eine Überblickstafel zu den Niederlassungen des Johanniterordens im römisch-deutschen Reich sowie Karten zum Besitz ausgewählter Kommenden, deren Platzierung besonders verwirrt, da diese doch gewiss bei den jeweiligen Artikel besser aufgehoben gewesen wären und an anderer Stelle oftmals ähnliche Karten eben die entsprechenden Beiträge ergänzen. Die Übersetzung einiger Beiträge aus dem Polnischen ins Deutsche und die in diesem Band erfolgte erneute Publikation einzelner Aufsätze, die mitunter bisher nur in kleinen lokalhistorischen Zeitschriften zu finden waren, erleichtern der Forschung den Zugang zu diesen wichtigen Untersuchungen ungemein und führen somit erheblich zu deren verdienter erweiterter Rezeption. Die hohe Qualität der Karten und der zahlreichen schwarz-weiß Abbildungen sowie die Ergänzung etlicher Aufsätze um die Edition einschlägiger Quellen sei ebenfalls hervorgehoben.

Jena

Jakob Altersberger

**MARIUS WINZELER, St. Marienstern.** Der Stifter, sein Kloster und die Kunst Mitteleuropas im 13. Jahrhundert, Verlag Janos Stekovics, Wettin-Löbejün 2011. – 360 S., 282 farb. u. 140 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-89923-287-5, Preis: 78,00 €).

Seit der aus der Schweiz stammende Kunsthistoriker Marius Winzeler 1998 Kurator der 1. Sächsischen Landesausstellung „Zeit und Ewigkeit. 128 Tage St. Marienstern“



wurde, hat ihn die Geschichte dieses Zisterzienserinnenklosters nicht mehr losgelassen. Zisterzienserinnenklöster bzw. Benediktinerinnenklöster, die nach den Gewohnheiten des Zisterzienserordens lebten, sind seit dem 13. Jahrhundert „zahlreich wie die Sterne am Himmel“ entstanden, wie Jakob von Vitry in seiner „*Historia occidentalis*“ einmal treffend bemerkte. Trotzdem ist St. Marienstern in mehrfacher Hinsicht ein außergewöhnliches Kloster: Zunächst einmal durch seine kontinuierliche Geschichte seit der Gründung 1248 in Kamenz, welcher dann – wie übrigens bei vielen Frauenkonventen dieser Zeit – eine Verlegung an den heutigen Ort des Klosters folgte, des Weiteren durch die reiche Ausstattung des Klosters im 13. Jahrhundert, die sich zu erheblichen Teilen bis heute – dank der Kontinuität des Konvents – erhalten hat. Deshalb hat Winzeler die Frühzeit des Klosters zum Gegenstand seiner kunstgeschichtlichen Dissertation gemacht, die von Robert Suckale an der Technischen Universität Berlin betreut wurde und die mit diesem prachtvoll ausgestatteten Band nun im Druck vorliegt.

Auch im heutigen Sachsen sind im 13. Jahrhundert reihenweise Frauenklöster entstanden, worüber das 2016 erscheinende „Sächsische Klosterbuch“ umfassend orientieren wird, doch ist die Ausgangslage in St. Marienstern besonders attraktiv, da Teile der Kirche und ihrer Ausstattung aus dieser Zeit erhalten sind, der Klostergründer Bernhard von Kamenz als Meißner Domherr und Bischof recht gut in den Quellen zu fassen ist und nicht zuletzt, weil sich Archiv und Bibliothek, wenn auch bei Weitem nicht lückenlos, vor Ort erhalten haben.

Der Verfasser widmet sich seinem Gegenstand in sieben größeren Kapiteln, die jeweils mit Begriffen und Sentenzen aus den lateinischen Quellen des Klosters überschrieben sind. Nach einem einleitenden Überblickskapitel „Parthenon in Superiore Lusatia“, welches Kloster Marienstern in die historischen Bezüge der Oberlausitz einordnet und die Geschichte der Frauengemeinschaft bis zur Gegenwart skizziert, stehen der Klostergründer Bernhard von Kamenz (gest. 1296) und seine Familie, nicht zuletzt auch Bernhards weitgespannte Beziehungen nach Böhmen und Schlesien, im Mittelpunkt des zweiten Kapitels „Bernhardus fundator“. Die folgenden drei Kapitel widmen sich dann der Architektur von Marienstern bis etwa 1300, und zwar aufgrund der Schriftquellen und der Baubefunde (wobei allerdings gründliche Untersuchungen in Kirche und Kloster bislang nicht angestellt wurden), den „*vasa sacra*“, Paramenten und liturgischen Handschriften, die für den Gottesdienst benötigt wurden (einen „*Liber usuum*“, der über die liturgischen Gewohnheiten im mittelalterlichen Marienstern Auskunft geben könnte, gibt es leider nicht), sowie dem Heiltum, also den Reliquien und Reliquiaren des Klosters, darunter die beeindruckende Büste des hl. Jakobus d. Ä., die Ende des 13. Jahrhunderts in Prag gefertigt wurde. Damit ist dann die Grundlage geschaffen, um in einem weiteren Kapitel („*Dignitas foundationis*“) das Kloster in die Kunst und Kultur des 13. Jahrhunderts einzuordnen und damit den Anspruch des Klostergründers selbst zu dokumentieren. Hier werden auch die künstlerischen Einflüsse aus der Mark Brandenburg, dem Herzogtum Schlesien und aus Böhmen thematisiert. Der Klosterschatz des 13. Jahrhunderts ist hinsichtlich „Geschichte, Reichtum und künstlerischen Rang“ überregional höchstens noch mit dem von Oignies in Nordfrankreich vergleichbar (S. 284). Dass für Bernhard von Kamenz Kloster Marienstern als Grablege und Memorialort fungierte, ist dann Gegenstand des letzten Kapitels „*Memoria aeterna*“, welches über die Barockzeit, als das Stiftergrab 1629 erneuert wurde, bis in die Gegenwart reicht. Kloster Marienstern ist ein seltenes Beispiel dafür, dass die Stiftermemoria tatsächlich bis heute praktiziert wird.

Im Anhang der Arbeit wird zunächst ein beschreibender Katalog der Kunstwerke und Handschriften des Klosters bis 1300 geboten (S. 307 ff.), des Weiteren ein Verzeichnis der Äbtissinnen von Amabilia (1248/49) bis Philippa Kraft (seit 2011). Orts-

namenkonkordanz, genealogische Angaben zu den Herren von Kamenz, das Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personen- und Ortsregister beschließen dieses beeindruckende Buch, das für lange Zeit gewiss das schönste, am aufwendigsten gestaltete Buch über ein Kloster in Sachsen bleiben wird. Wohlgemerkt, es beschränkt sich auf das 13. Jahrhundert und damit auf den vielleicht spektakulärsten Abschnitt der Klostergeschichte, erstreckt sich nicht auf die ganze mittelalterliche oder sogar neuzeitliche Geschichte des Konvents, und ebenso wenig bietet die Untersuchung eine umfassende Darstellung, wie sie etwa im Rahmen des Vorhabens „Germania Sacra“ üblich ist und jüngst für das Kollegiatstift St. Petri zu Bautzen von Hermann Kinne vorgelegt worden ist (H. KINNE, Das Kollegiatstift St. Petri zu Bautzen von der Gründung bis 1569, Berlin 2014).

Die thematische Engführung, was hier überhaupt nicht negativ gemeint ist, die Konzentration auf die Gründung und Gründungsausstattung, den frühen Klosterbau und die Funktion des Klosters als Memorialort Bischof Bernhards von Meißen hat ein Buch entstehen lassen, das trotz aller Quellen- und Bestandslücken ausgesprochen anschaulich über ein Frauenkloster des 13. Jahrhunderts und seine Bedeutung für Gottesdienst, Liturgie und Memoria handelt. Dabei ist immer wieder anzuerkennen, dass der Verfasser bestrebt ist, seine Erkenntnisse auch historisch einzuordnen. Gleichwohl wird keine umfassende Geschichte des Konvents im 13. Jahrhundert geboten und auch nicht der Versuch gemacht, Marienstern in der religiösen Frauenbewegung jener Zeit zu verorten, die durch Historiker wie Herbert Grundmann, Kaspar Elm, Franz Josef Felten, Martina Wehrli-Jones und Matthias Werner bestens erforscht ist, deren Namen aber im Literaturverzeichnis nicht aufscheinen. Nichtsdestotrotz handelt es sich um eine bedeutende Untersuchung, die geeignet ist, das Kloster Marienstern als Teil der sächsischen Klosterlandschaft im deutschen und europäischen Kontext der mittelalterlichen religiösen Bewegungen zu verorten.

Leipzig

Enno Bünz

**Monasticon Carmelitanum.** Klöster des Karmelitenordens (O.Carm.) in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart, hrsg. von EDELTRAUT KLUETING/STEPHAN PANZER/ANDREAS H. SCHOLTEN (*Monastica Carmelitana*, Bd. 2), Aschendorff Verlag, Münster 2012. – 1032 S. mit Abb. u. Ktn., geb. (ISBN: 978-3-402-12954-8, Preis: 68,00 €).

Die Karmeliten, auch Karmeliter genannt, die als Eremitengemeinschaft am Berg Karmel im Heiligen Land entstanden sind und sich seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts auch im deutschsprachigen Raum ausbreiteten, waren der kleinste der vier großen Bettelorden des Mittelalters. Zwar ist die Verbreitung der vier großen Bettelorden (Franziskaner und Dominikaner, Augustinereremiten und Karmeliten) insgesamt betrachtet ein untrüglicher Indikator für die mittelalterliche Urbanisierung, aber gleichwohl waren die Mendikanten nicht nur ein städtisches Phänomen, da sie durch das Terminierwesen auch auf das platte Land ausgriffen. Im mitteldeutschen Raum ist Magdeburg die einzige Stadt, in der sich alle vier Bettelorden niederließen. In dem kaum weniger großen Erfurt konnten hingegen die Karmeliten nicht Fuß fassen. Dieser Orden war vor allem, wie die einleitenden Beiträge des Bandes deutlich machen, in Süd- und Westdeutschland vertreten. Erst mit der Abtrennung der Sächsischen Provinz 1440 erhielt der mittel- und nordostdeutsche Raum mehr Eigengewicht.

Die umfangreiche Einleitung des Bandes bietet in mehreren ausführlichen Unterkapiteln Darstellungen der Ordensprovinzen bis zur Säkularisation, von denen im

Rahmen dieser Zeitschrift natürlich vor allem die Geschichte der geografisch sehr ausgedehnten Sächsischen Provinz von Interesse ist, deren Bildung 1440 eine Folge der Auflösung der Böhmisches Ordensprovinz war. Die Sächsische Provinz, dargestellt von EDELTRAUT KLUETING, umfasste nur zehn Klöster in Thüringen (Pößneck, Jena, Ohrdruf), Sachsen-Anhalt (Querfurt, Magdeburg, Hettstedt), Brandenburg (Dahme, Perleberg), Schlesien (Striegau) und Pommern (Stettin). Alle Konvente sind in der Reformationszeit untergegangen. Auch das Archiv der Provinz ist verloren gegangen. Wesentlich günstiger ist hingegen die Überlieferungslage für die Niederdeutsche und die Oberdeutsche Provinz, darunter auch noch umfangreiches unausgewertetes Quellenmaterial, worauf in der Einleitung S. 39 ff. und S. 57 hingewiesen wird. Der Orden hat sich im 19. Jahrhundert mit den wiedererrichteten Oberdeutschen und Niederdeutschen Provinzen erneut etabliert, weshalb die Darstellung dieses Bandes bis zur Gegenwart reicht. Der Mitherausgeber Stephan Panzer ist Provinzarchivar der Oberdeutschen Provinz mit Sitz in Bamberg. Die Einleitung wird S. 80-94 abgerundet durch eine Sequenz sehr gut lesbarer Karten, welche die Entwicklung der Ordensprovinzen und die Klöster und Stifte in ausgewählten Bischofsstädten, darunter auch Magdeburg, darstellen. Vorzügliche Aufnahmen zahlreicher Siegel der Provinziale sowie von Prioeren und Konventen folgen S. 97-112.

Den Großteil des Bandes füllen die Darstellungen der Klöster vor der Säkularisation (S. 115-795) von Aachen bis Würzburg sowie im 19./20. Jahrhundert (S. 799-949) von Bad Reichenhall bis Xanten. Der Aufbau der Klosterartikel ist einheitlich. Nach einer einleitenden zusammenfassenden historischen Einordnung des Konvents folgen Angaben zur Provinzzugehörigkeit, Lage und zum Siegelwesen. Darauf folgt die ausführliche Darstellung der Geschichte, die bei größeren und gut überlieferten Konventen wie Frankfurt am Main weiter untergliedert ist und auch auf die Größe und die inneren Verhältnisse, die Beziehungen zur Stadt, das religiöse Leben (Predigt, Seelsorge, Bruderschaften) und die wirtschaftlichen Verhältnisse eingeht. Weitere Abschnitte gelten Archiv und Bibliothek sowie den Bau- und Kunstdenkmälern. Auflistungen der Prioeren stehen am Ende der Artikel, die nicht nur durch ein Literaturverzeichnis abgerundet werden, sondern in Endnoten auch Einzelnachweise bieten. Bei der Verbreitung der Karmeliten fällt auf, dass sie sich im Gegensatz zu den anderen großen Bettelorden nicht nur in den größeren Städten niederließen, sondern auch in Kleinstädten, die ansonsten kein Kloster aufwiesen. Dazu gehören im mitteldeutschen Raum etwa Pößneck und Ohrdruf, Hettstedt und Querfurt, aber auch Dahme in Brandenburg. Das Städtchen Dahme gehörte bis zur Reformation zum Bistum Meißen. Der dortige Konvent, von REINHARDT BUTZ dargestellt (S. 210-214), wurde im frühen 14. Jahrhundert gegründet, doch lässt sich über die Entwicklung des Klosters, seine inneren Verhältnisse und Außenbeziehungen mangels Quellen nur wenig aussagen. Während Dahme bereits im Brandenburgischen Klosterbuch behandelt wurde, stehen entsprechende Werke für Thüringen und Sachsen-Anhalt noch aus. So wird vielleicht der vorliegende Band dazu anregen, weiteren Quellen zur Geschichte dieser Konvente nachzuspüren.

Die Karmeliten gehörten bislang im Kontext der religiösen Bewegungen des Mittelalters zu den weniger bekannten und in Deutschland eher schlecht erforschten Orden. Das hat sich nun durch diesen stattlichen Band erheblich geändert, dem übrigens bereits ein Band über die Klöster in den Niederlanden vorangegangen ist (A. JACOBS, *Monasticon Carmelitanum Neerlandicum. Historisch repertorium van de kloosters van de Orde der Broeders en Zusters van O. L. Vrouw van de Berg Karmel* [13de eeuw-1940] [Monastica Carmelitana, Bd. 1], Heerlen 2011). Abschließend bleibt zu wünschen, dass neben dem bewährten Konzept der regional zugeschnittenen Klosterbücher auch solche Handbücher der Niederlassungen bestimmter Orden bearbeitet

werden. Gerade für die kleineren Orden wie die Antoniter, Kartäuser, Magdalenerinnen und Serviten besteht hier noch ein großer Nachholbedarf.

Leipzig

Enno Bünz

**Frömmigkeit in Schrift und Bild.** Illuminierte Sammelindulgenzen im mittelalterlichen Mühlhausen, hrsg. von JAN HRDINA/MILADA STUDNIČKOVÁ unter Mitarbeit von Enno Bünz/Hartmut Kühne (Ausstellungen des Stadtarchivs Mühlhausen, Bd. 3; Schriftenreihe der Friedrich-Christian-Lesser-Stiftung, Bd. 29), Michael Imhof Verlag, Petersberg 2014. – 96 S., 43 farb. Abb., brosch. (ISBN: 978-3-7319-0039-9, Preis: 9,95 €).

2017 jährt sich der Gedenktag des Anlasses der Reformation zum 500. Mal: Am 31. Oktober 1517 trat Martin Luther mit 95 Thesen der Ablasspraxis des ausgehenden Mittelalters öffentlich entgegen. Mithin kann der Ablass bzw. seine Verwendung in den Jahren um 1500 als Auslöser der Reformation charakterisiert werden. Er ist folglich für die Geschichte der Reformation von zentraler Bedeutung, und so verwundert es nicht, dass die Forschung den Ablass aktuell wieder zusehends in ihren Fokus rückt. Davon zeugen nicht nur die beiden – exemplarisch genannten – Tagungen „Heilsökonomie und Exklusivität: der Ablass zwischen dem 13. und 14. Jahrhundert“ (Bergische Universität Wuppertal, 26./27. Februar 2015) bzw. „Ablasskampagnen des Spätmittelalters. Martin Luther und der Ablassstreit von 1517“ (Deutsches Historisches Institut in Rom/Facoltà Valdese di Teologia, 8. bis 10. Juni 2015), sondern auch der hier anzuzeigende Band. In dieser nur äußerlich schmal erscheinenden, reich bebilderten Publikation werden insgesamt sieben Sammelindulgenzen aus dem Stadtarchiv der einstigen Reichsstadt Mühlhausen (sowie ergänzend zwei weitere Ablassurkunden anderer Provenienz) präsentiert und untersucht. Den Anstoß hierzu bot die aus den Recherchen für die große Sonderausstellung „Umsonst ist der Tod. Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation“ (vgl. <http://www.umsonstistdertod.de> [Zugriff: 5. August 2015]) gewonnene Erkenntnis, dass „sich in Mühlhausen ein nach Umfang und Qualität bemerkenswerter Bestand spätmittelalterlicher Sammelindulgenzen erhalten hat, der die Entwicklung dieser Sonderform der Ablassurkunde in eindrucksvoller Weise widerspiegelt“ (S. 7). In einer Korrespondenzausstellung wurde deshalb im Stadtarchiv Mühlhausen eine Auswahl jener Urkunden der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Das vorliegende Buch entstand schließlich aus dem Bestreben, eine „noch tiefer gehende historische, diplomatische und künstlerische Einordnung der Mühlhäuser Sammelindulgenzen in die Gesamtüberlieferung der an der Kurie in Rom, Avignon und wieder Rom ausgefertigten Ablässe“ (S. 7) zu bieten, als diese im Rahmen der Ausstellung möglich war.

Die von der Kunsthistorikerin Milada Studničková sowie dem Historiker Jan Hrdina herausgegebene Publikation gliedert sich in zwei Teile: Bevor in einem Katalog die einzelnen Ablassurkunden sowohl vorgestellt als auch ediert wiedergegeben werden, führen zwei Aufsätze die Leserin bzw. den Leser in die Thematik Ablass sowie illuminierte Sammelindulgenz ein: Zunächst setzen ENNO BÜNZ und HARTMUT KÜHNE den Ablass in den Kontext der alltäglichen Frömmigkeit des Spätmittelalters (S. 9-14). Dabei informiert dieser konzis gefasste Abriss nicht nur über die historische Entwicklung jenes „Gnadeninstruments“, dessen Funktionsweise oder die verschiedenen Ablass-Formen (beispielsweise Ablassbilder und Reliquienablässe), sondern stellt zugleich Besonderheiten für das Gebiet Mitteldeutschland heraus: Gerade „in Mitteldeutschland als dem Ursprungsland der Reformation scheint die Verbindung zwischen

Reliquienbesitz und Ablassmenge am deutlichsten artikuliert worden zu sein“ (S. 13). Gleichsam zeigen die Autoren auf, wie notwendig es ist, sich noch eingehender mit dem Erwerb der Ablassvergünstigungen wie auch der Rolle des Ablasses im alltäglichen Lebensvollzug der Menschen auseinanderzusetzen (S. 13).

In einem zweiten Aufsatz untersuchen die beiden Herausgeber die Illumination und die Illuminatoren von Sammelindulgenzen am Beispiel Mühlhausens (S. 15-29). Ihre nahezu mikroskopische Analyse besonders der verzierten Initialmajuskeln und Miniaturen ermöglicht es, die Ablassurkunden einer bestimmten Werkstatt zuzuordnen, etwa der in Avignon. Die zahlreichen Detailausschnitte aus den Mühlhäuser Sammelindulgenzen und diversen anderen Ablassurkunden, die zum Vergleich herangezogen werden (z. B. S. 18 f. oder 46 f.) und den Text flankieren, führen diese „Klassifikation“ sinnfällig vor Augen und lassen zugleich die Charakteristika der verschiedenen Verzierungen heraustreten. Für die Frage nach den Illuminatoren wurden jedoch nicht nur vergleichbare Urkunden, sondern auch weitere Sachzeugnisse herangezogen. So konnte, um lediglich ein Beispiel der interessanten Untersuchung zu nennen, für die 1358 ausgestellte Sammelindulgenz für die Mühlhäuser Martinikirche (Nr. 6 im Katalog) anhand der Darstellung des Schmerzensmannkreuzes nachgewiesen werden, dass sie nicht in Avignon (dem Ausstellungsort), sondern vermutlich erst in Thüringen illuminiert wurde (S. 21 f.). Nicht zuletzt geben die Ausführungen auch Aufklärung darüber, warum die Sammelindulgenzen so künstlerisch ausgestaltet wurden: Die historisierenden „Initialen oder Majuskeln zogen die Aufmerksamkeit der Gläubigen an“ (S. 17), denn die Urkunden wurden an den Tagen, an denen der Ablass erworben werden konnte, öffentlich gemacht (z. B. an den Kirchtüren ausgehängt, wie an Nr. 3/B, S. 44 anschaulich zu sehen ist). Es ist hier somit auch etwas über die „praktische Verfahrensweise“ der Ablassverkündigung zu erfahren.

Den eigentlichen Kern der Publikation stellt indessen der Katalog mit den in der Ausstellung gezeigten Sammelindulgenzen dar (S. 32-85). In Bild und Text werden die neun Urkunden nach folgendem Muster von Hrdina und Studničková präsentiert und bearbeitet: Einer wissenschaftlichen Beschreibung (wer sind die Aussteller, wer die Supplikanten; welche Ablasshöhe wird für welche Gegenleistung gewährt; wie verortet sich die entsprechende Urkunde in die Kirchen-/Frömmigkeitgeschichte Mühlhausens etc.), der immer eine ganzseitige Abbildung beigegeben ist (mitunter ergänzt durch weitere Detailaufnahmen, auch von beispielsweise Sammelindulgenzen anderer Provenienz), folgt eine Edition sowie die „Übersetzung“ ins Deutsche. Die Edition entspricht dabei der gängigen Praxis (lediglich auf einen eigenständigen textkritischen Apparat wurde verzichtet, was angesichts der wenigen Anmerkungen, die sich in den Endnoten am Schluss jeder Katalogeinheit finden, verständlich ist). Bei der Übersetzung – die Autoren präzisieren es selbst – handelt es sich genauer gesagt um eine „Übertragung“. Wiedergegeben werden Kontext und Eschatokoll der Urkunde, auf das Protokoll wurde verzichtet. Dass die – wie es bei der Sammelindulgenz nicht anders zu erwarten ist – zumeist lange Liste der Aussteller (die Intitulatio) hier weggelassen wurde, ist dem Wert jener Übertragung überhaupt nicht abträglich. Vielmehr sei gerade dieser Akzent der Publikation besonders positiv hervorgehoben: die Übertragung. Zweifelsohne stellt schon die Edition der Urkunden für die Historikerinnen und Historiker, die sich mit dem Ablass beschäftigen, eine wichtige und interessante Materialsammlung dar. Doch der Abdruck des Inhalts der jeweiligen Indulgenz auf Deutsch ermöglicht auch einem breiteren, historisch interessierten Publikum, unmittelbar in den Text bzw. den Wortlaut einer spätmittelalterlichen Ablassurkunde einzutauchen.

Im Klappentext und im Vorwort heißt es, dass in der Ausstellung (und folglich in dem vorliegenden Band) eine „Auswahl dieser Urkunden“, die sich im Stadtarchiv Mühlhausen befinden, vorgestellt wird. Vor dem Hintergrund wäre es interessant zu

erfahren, was den Ausschlag gegeben hat, genau die gezeigten sieben Sammelindulgenzen auszuwählen. Von sieben Sammelindulgenzen ist hier deshalb gesprochen, da die Urkunden Nr. 3/A und Nr. 4 nicht aus dem Mühlhäuser Bestand stammen, sondern – zu Vergleichszwecken – aus dem Stadtarchiv Erfurt (3/A) sowie dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart (4). Für die Stuttgarter Sammelindulgenz wird dies im Vorwort angekündigt (S. 7) und im Katalog eingehender dargestellt (u. a. S. 46 und 55). In ihrem einführenden Aufsatz skizzieren die Herausgeber zwar die Gesamtüberlieferung der Mühlhäuser Ablassurkunden (S. 22-46), allerdings geben sie keine Auskunft darüber, nach welchen Kriterien die Exponate ausgewählt wurden (vielleicht besondere Ausgestaltung o. Ä.?).; und andere (bewusst?) nicht. In diesem Zusammenhang sei darüber hinaus noch auf eine kleine Nachlässigkeit in der Formulierung hingewiesen – besonders mit Blick auf die fachfremden Leserinnen und Leser: Bis auf Urkunde Nr. 1 ist im Regest stetig und korrekt die Ablassvergünstigung mit den Worten „... jeweils“ (40 oder 100 Tage) angegeben. In den Beschreibungen hingegen findet sich diese Formulierung nicht immer, mal ist richtigerweise von „jeweils 40 Tagen“ die Rede (z. B. bei Nr. 1, S. 33 oder Nr. 5, S. 61), mal findet sich aber nur der Wortlaut: „erteilen [...] einen Ablass von 40 Tagen“ (wie z. B. bei Nr. 3 auf S. 45). Auch wenn es sich hier lediglich um „ein kleines Wort“ handelt, so spiegelt doch gerade dieses kleine Wort expressis verbis die Besonderheit der Sammelindulgenz wider (auf die einleitend auch gebührend hingewiesen wird, u. a. S. 15): Die Ablasszeiten konnten summiert werden, gewährten den Gläubigen mithin immer „jeweils“ 40 oder entsprechend mehr Tage.

Kurzum: Milada Studničková und Jan Hrdina legen mit „Frömmigkeit in Schrift und Bild. Illuminierte Sammelindulgenzen im mittelalterlichen Mühlhausen“ eine überaus interessante sowie gleichsam hervorragend bebilderte Untersuchung bzw. Edition vor, die nicht nur wichtige Erkenntnisse zur Geschichte des Ablasses liefert, sondern auch allen historisch Interessierten einen leichten aber tief gehenden Einblick in die Thematik Ablass bietet. Wer sich für Frömmigkeit und Kirchlichkeit im Spätmittelalter und am Vorabend der Reformation interessiert, dem sei dieses Buch wärmstens empfohlen!

Dresden

Christian Ranacher

**St. Nikolai zu Leipzig.** 850 Jahre Kirche in der Stadt, im Auftrag der Kirchengemeinde St. Nikolai hrsg. von ARMIN KOHNLE, Michael Imhof Verlag, Petersberg 2015. – 352 S., 162 farb. u. 12 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-86568-857-6, Preis: 24,95 €).

Eine Gesamtdarstellung zu St. Nikolai in Leipzig, die nach den Worten ARMIN KOHNLES (Vorwort, S. 13 f.) vor allem durch die Friedensgebete der 1980er-Jahre als Initial der friedlichen Revolution und Wiedervereinigung zu den berühmtesten Kirchen Deutschlands zählen darf, war längst angebracht. Anlass für eine Darstellung, die möglichst viele Aspekte ihrer Geschichte einzubeziehen, über die Kunst- und Architekturgeschichte früherer Arbeiten hinausreichen sowie die jüngste Geschichte der ‚Wendzeit‘ berücksichtigen konnte, bot das beachtliche, ‚runde‘ Jubiläum ihres 850-jährigen Bestehens.

Für das vorliegende Buch wurden zahlreiche namhafte und weithin bekannte Autoren und Fotografen gewonnen. Mit stimmungsvollen Aufnahmen der Kirche aus Nordost, einem Innenblick und über die Dächer Leipzigs hinter Steigenberger-Hotel und Kaffeehaus Riquet hinweg, in warmem Abendlicht, lädt es auf freundliche Weise zum Durchschreiten der Geschichte der Nikolaikirche in ihrem städtischen Umfeld (Teil I, S. 18-157), der Bau- und Kunstgeschichte (Teil II, S. 158-243) sowie der des

geistlichen und musikalischen Lebens (Teil III, S. 244-297) ein. Es wird ergänzt mit überaus nützlichen Anhängen (Teil IV, S. 298-330) und Verweisen, Abkürzungen, Abbildungsverzeichnis, Autoren- und Personenregister (S. 331-346).

Den Auftakt zum ersten Teil bestreitet ENNO BÜNZ mit seinem Beitrag „Die Nikolaikirche im Mittelalter“ (S. 18-63). Zwei Seiten einer Medaille stellen die beiden wesentlichen Flügel seiner Überlegung dar: „die Kirche als Institution auf der einen, kirchliches Leben auf der anderen Seite“ (S. 19 f.). Mit der Ersterwähnung der *ecclesia sancti Nicolai* im Jahr 1213 (S. 21-25) klärt er über die Verhältnisse des durch den Markgrafen von Meißen praktizierten Eigenkirchenwesens in Leipzig auf und zeigt anhand ihrer kirchenrechtlichen Beziehungen zu St. Petri und St. Thomas, wie die Pfarrorganisation der Nikolaikirche im 13. und 14. Jahrhundert in ihrem Zusammenhang „funktionierte“ (S. 26-32); auf der ‚zweiten Seite‘ über „Personalbestand und Kirchenfabrik vor der Reformation“, über die mittelalterliche Ausstattung, innerhalb derer das historische Portrait des vorlutherischen Pfarrers Johannes Grundemann (geb. 1451) sowie über den Umgang mit den Ausstattungen am Vorabend der Reformation und schließlich über „Friedhof und Begräbnis in der Kirche“ im Mittelalter sowie „Bilanz und Ausblick“ als Würdigung einer Phase in der Leipziger Kirchen- und zugleich auch Stadtgeschichte, die „bis zu den Anfängen der Stadt im 12. Jahrhundert“ und überhaupt „zu den Wurzeln des Christentums“ in Leipzig zurückführt (S. 50-53). Armin Kohnles Beitrag „Die Nikolaikirche und ihre Pfarrer von der Reformation bis zum Ende des 18. Jahrhunderts“ umspannt zweieinhalb Jahrhunderte Nikolai-geschichte, die vor allem durch die Einführung der Reformation 1539, die Etablierung eines bekenntnisfesten Luthertums nach 1591, die Hinwendung zu einem theologischen Rationalismus und im 19. Jahrhundert vom Neuluthertum bestimmt war (S. 64-91). Und es erscheint plausibel, im Anschluss daran in die jüngere Geschichte des 19. Jahrhunderts einzutauchen, für die sich die Quellenlage zudem wesentlich reicher darstellt. MARKUS HEIN stellt „Die Nikolaikirche und ihre Pfarrer im 19. Jahrhundert“ vor und beleuchtet die Zeit seit der Völkerschlacht mit prägenden Einzelbiografien und den Hausväterverbänden der 1890er-Jahre (S. 92-113). Die folgenden 70 Jahre fasst KLAUS FITSCHEN mit seinem spannenden Aufsatz „Eine Demokratie, zwei Diktaturen. Die Nikolai-gemeinde von 1918 bis 1989“ zusammen (S. 114-128) und knüpft bereits nahtlos an die Erinnerung der jetzt lebenden Generation an St. Nikolai als Gemeindekirche Leipzigs zur Zeit der DDR. Was dann kommt: HERRMANN GEYERS Beitrag „Selig sind die sanft Mutigen. Nikolaikirche und Friedensgebet“, das dem Andenken von Nikolai-pfarrer Christian Führer gewidmet ist (S. 129-157) und mit der Kurzbiografie dieses so wichtigen und überaus verdienstvollen Kämpfers für Freiheit und Frieden, gleichsam als krönender Abschluss des ersten Teils angesehen werden kann.

Nach diesem bedeutenden Abschnitt muss es einfach eine Zäsur geben. HEINRICH MAGIRIUS eröffnet den zweiten Teil mit seiner Arbeit „Von der spätmittelalterlichen Basilika zur spätgotischen Hallenkirche. Restaurierungen und Umbauten der Nikolaikirche bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts“ (S. 158-181) und wir vermissen nichts, angefangen von frühesten Untersuchungsergebnissen, isometrischen Rekonstruktionszeichnungen bis hin zu Einzeldarstellungen wie der berühmten „Lutherkanzel“ von 1521 (S. 178, Abb. 70). Nicht weniger spannend stellt sich die darauffolgende Untersuchung von GERHART PASCH dar: „Die Nikolaikirche seit der Erneuerung des späten 18. Jahrhunderts“ (S. 182-208), denn sie erklärt auf anschauliche Weise und mit atemberaubend schönen Fotografien, wie es zu diesem Zustand gekommen war, der sich uns etwa in der Farbfassung von Weidenbach und Tschammer, mit den Reliefs von Felix Pfeifer oder der Bachbüste von Carl Seffner immer noch fast unverändert in diesem Zustand zeigt. Doch wäre eine Bau- und Kunstgeschichte von St. Nikolai ohne

das Umfeld ihrer städtebaulichen und kirchlich organisatorisch funktionalen Kontexte unvollständig. Und so folgt der Blick von WOLFGANG HOCQUÉL auf die „Predigerhäuser und alte Nikolaischule – die Nordseite des Nikolaikirchhofes“ seit ihrer Gründung bis in die Neuzeit (S. 209-221), bevor FRANK SCHMIDT auf „Die Innenausstattung der Nikolaikirche im Wandel der Jahrhunderte“ eingeht (S. 222-234). Was blieb von der Goldschmiedekunst, dem sogenannten Huttenkelch oder den erst im Jahr 1813 wiederentdeckten Gemälden auf dem Nikolaikirchboden? Was blieb vor der drastischen und einheitlichen Modernisierung des Innenraums von St. Nikolai der Jahre 1784 bis 1797 erhalten, bevor es zu dieser grandiosen Bildausstattung kam, die RICHARD HÜTTEL im nachfolgenden Beitrag „Adam Friedrich Oesers ‚Bilderbibel‘ in der Leipziger Nikolaikirche“ eingehend und mit reichen Abbildungen vorstellt (S. 235-243)?

Der dritte Teil beginnt mit MICHAEL MAULS: „Kirchenmusik an St. Nikolai in älterer Zeit“, einer freilich schwierigen Differenzierung gegenüber der allgegenwärtigen und bedeutenden Kirchenmusikpflege an St. Thomas (S. 244-261). Ihre seit 1457 nachweisbare Tradition großer Orgeln, die mit dem Instrument Zacharias Thayßners berühmt wurde, an dem Johann Sebastian Bach spielte, dokumentiert FELIX FRIEDRICH: „Die Orgeln der Nikolaikirche“ (S. 262-266). Einen Einblick in die wechselvolle Geschichte der Glocken in St. Nikolai, ihre Funktion, die Arbeit des Türmers liefert FRIEDEMANN SZYMANOWSKI: „Die Glocken der Nikolaikirche“ (S. 267-271). Kaum vollständig wäre eine Darstellung des geistlichen Lebens einer Kirche ohne ihre Buch- und Bibliotheksgeschichte, die THOMAS FUCHS ausführlich behandelt und den Weg der 1597 gegründeten Kirchenbibliothek von St. Nikolai nachzeichnet (S. 272-277). Den eigentlichen Zugang zu dieser Kirche als einem lebendigen „Ort der Begegnung zwischen Gott und Menschen“ stellt BERNHARD STIEF am Schluss dieses Kapitels her. „Gemeindeleben gestern und heute“ (S. 278-297) findet nun seinen direkten Anschluss an die Zeit, in der wir heute leben und lädt nun auf sympathische Weise Gemeindeglieder wie Leipzig-Besucher gleichermaßen ein, an diesem Leben teilzunehmen; nicht allein große Konzerte der Kirchenmusik, Gottesdienste, Predigten, sondern auch die Offenheit dieses einzigartigen Kulturraums in einer persönlichen Begegnung zu erleben. Und es schließt mit dem wunderbaren Vers Cornelius Beckers aus dem Jahr 1602: „Dein Wort Herr nicht vergehet, es bleibt ewiglich, soweit der Himmel gehet, der stets bewegt sich, dein Wahrheit bleibt zu aller Zeit gleichwie der Grund der Erden, durch deine Hand bereit.“

Der Nachweis des ehemaligen Pfarrers an St. Nikolai, Cornelius Becker findet sich etwa im Anhang 2 im Kapitel IV. Zuvor nennt Enno Bünz „Pfarrer, Unterpfarrer und Prediger der Nikolaikirche vor der Reformation“ (S. 298-302); dann MAIK THIEM „Pfarrer und Superintendenten seit der Reformation“ (S. 303-322); danach derselbe sämtliche „Organisten an der Kirche St. Nikolai und Kantoren der Nikolaischule“ (S. 323-325). Eine „Zeittafel zur Geschichte der Nikolaikirche“ (S. 326-330) von Armin Kohnle beschließt diese große Monografie über St. Nikolai zu Leipzig.

Dieses in seiner Aufmachung überaus qualitätvolle und mit unübertroffenen Aufnahmen versehene Buch aufzuschlagen und seinen vielfältigen Themen nachzugehen, bereitet großes Vergnügen. Und es macht neugierig und drängt auf liebenswerte Art dazu, einen nächsten Leipzig- und zugleich Nikolaikirch-Besuch nicht allzu lange hinauszuschieben.



**Dokumente des lutherischen Glaubens.** Die Kirchenbibliothek von St. Nikolai in Leipzig. Katalog zur Ausstellung in der Bibliotheca Albertina Leipzig 11.03.2015–31.05.2015, hrsg. von SEBASTIAN KÖTZ (Schriften aus der Universitätsbibliothek Leipzig, Bd. 34), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015. – 80 S. mit Abb., brosch. (ISBN: 978-3-86583-946-6, Preis: 19,00 €).

Die Kirchenbibliothek der Pfarrkirche St. Nikolai in Leipzig wurde erst 1597 begründet. Sichere Zeugnisse einer älteren Kirchenbibliothek aus vorreformatorischer Zeit, die in Leipzig bekanntlich erst 1539 endete, fehlen. Die Gründung der Kirchenbibliothek, ihr Buchbestand und dessen allmähliches Wachstum, auch durch Schenkungen der Bürger, sind gut überliefert. Davon wie von den erhaltenen Beständen, die in der Universitätsbibliothek Leipzig verwahrt werden, liefert dieser schmale, aber inhaltsreiche Katalog eine anschauliche Vorstellung. Drei kurze Beiträge behandeln die Kirchenbibliothek (THOMAS FUCHS), die Bedeutung des Buchdrucks für die Verbreitung der Reformation (WOLFGANG SCHMITZ) und die Nikolaibibliothek als Zeugnis des lutherischen Glaubens (SEBASTIAN KÖTZ). Der Katalogteil gibt dann mit vielen Bildern und kurzen erläuternden Texten Einblicke in den alten Buchbesitz (aus vorreformatorischer Zeit nur Chorbücher, die auch später in Gebrauch waren), die Gründung der Bibliothek sowie Bürgerwappen in den erhaltenen Bänden und stellt die Buchbestände zu ausgewählten Themenbereichen vor, nämlich Streitschriften, Ordnung des Glaubens, Kirchengeschichte und biblische Schriften.

Leipzig

Enno Bünz

**Der Altar von Lucas Cranach d. Ä. in Neustadt an der Orla und die Kirchenverhältnisse im Zeitalter der Reformation,** hrsg. von WERNER GREILING/UWE SCHIRMER/RONNY SCHWALBE (Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation, Bd. 3), Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2014. – 527 S., 93 s/w u. 63 farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-412-22341-0, Preis: 39,90 €).

232 Schock, 1 Groschen und 3 2/3 Pfennige entrichtete die Neustädter Gemeinde für ein von Lucas Cranachs d. Ä. gefertigtes Retabel, das 1511 in Auftrag gegeben und 1513 auf dem Hauptaltar der Stadtpfarrkirche St. Johannis aufgestellt wurde. Die Fakten widerspiegeln dabei einerseits die im Spätmittelalter gängige Praxis der Ausschmückung von Altären mit Altaraufsätzen, andererseits aber auch eine Ausnahme – war doch Cranach d. Ä. bereits zu Lebzeiten ein bekannter Meister und waren seine Werke entsprechend kostspielig.

Als die Errichtung des „Neustädter Altars“ 2013 zum 500. Mal wiederkehrte, nahmen die Historische Kommission für Thüringen, der Förderverein für Stadtgeschichte e. V., die Stadt Neustadt an der Orla und die Evangelisch-lutherische Kirchengemeinde Neustadt an der Orla dies zum Anlass, eine Tagung auszurichten. Ziel war nicht nur die kunsthistorische Würdigung des Cranachschen Meisterwerks, sondern ebenso seine Einbindung in den politischen, religiösen und gesellschaftlichen Zusammenhang und somit eine Fokussierung auf die Zeit unmittelbar vor, während und nach der Reformation. Im Sammelband sind die thematisch breitgefächerten Beiträge der Tagung ebenso enthalten wie ein ergänzender umfangreicher Anhang.

ENNO BÜNZ stellt die kirchlichen und kirchenrechtlichen Verhältnisse in Neustadt an der Orla am Ausgang des Mittelalters vor und konzentriert sich dabei auf die für die Neustädter Bürger mit Abstand wichtigste Kirche, die Johanniskirche. Selbige be-

saß um 1500 lediglich den Status einer Kapelle, wenngleich mit besonderen Rechten – dem Tauf- und Begräbnisrecht (S. 74, 76). Erst in der Reformationszeit sollte Neustadt aus der Großpfarre Neunhofen ausgegliedert werden und den Mittelpunkt einer eigenen Pfarrei bilden (S. 77). In der Johanniskirche waren im Spätmittelalter neben dem Hauptaltar acht, wahrscheinlich sämtlich mit Retabeln ausgestattete Nebenaltäre vorhanden, an denen Vikare bepfündet waren (S. 83). Das Patronat der meisten Altäre stand dem Rat der Stadt zu (Tabelle S. 96-98). Ein besonderes Zeugnis spätmittelalterlicher Frömmigkeit stellt Bünz mit der Altarstiftung des Meißner Weihbischofs Peter Heller vor, der in Neustadt geboren worden war. Die zu seinen Ehren getätigte Stiftung bestand aus dem eigentlichen (gemauerten) Altar, der ‚Tafel‘ (dem Retabel) und der üblichen Altarausstattung (Kelch, Messbuch, Weihrauchgefäß etc.) sowie einer mit 25 Gulden jährlich dotierten Vikarie (S. 84 f.). Wie hoch die Kosten für das Retabel letztendlich waren, ist hingegen unbekannt. Belege über solche Aufwendungen finden sich ausgesprochen selten. Erhalten haben sie sich allerdings für das Retabel des Hauptaltars der Johanniskirche, die ALEXANDER KRÜNES in seinem Beitrag auswertet. Aus der ungewöhnlich guten Rechnungsüberlieferung zur Finanzierung dieses Neustädter Retabels wird deutlich, dass selbige nur durch mehrere Parteien getragen werden konnte und dass die Bezahlung in Raten erfolgte. Den Großteil des Geldes stellten der Neustädter Bürger und Messpriester Nikolaus Hebenstreit (100 Gulden) und der Stadtrat (50 Gulden) zur Verfügung – die Beträge wurden später von der Gemeinde verzinst zurückgezahlt. Den Restbetrag von rund 80 Gulden trugen weitere Gemeindeglieder (S. 154 f. und Anmerkung 24 f.). Die Beträge der geleisteten Summen werden von Krünes sodann in das Verhältnis zu regionalen Lebensmittel- und Viehpreisen sowie zu Gehältern des Neustädter Verwaltungspersonals gesetzt. Daneben stellt er die Gewerbe der Stadt vor und streicht die Bedeutung des Tuchmacherhandwerks heraus. Zu den Tuchmachern zählten die reichsten Bürger der Stadt, sie waren im Rat entsprechend stark vertreten und so verwundert es kaum, dass ein Großteil der Spenden für den Cranach-Altar von ihnen kam (S. 165).

Neben diesen sei auf den Beitrag von RONNY SCHWALBE verwiesen, der die kirchenmusikalische Praxis in Neustadt im 16. Jahrhundert vorstellt. Er zeigt für die vorreformatorische Zeit die enge Verflechtung von städtischer Lateinschule und Stadtpfarrkirche auf und dass Bildungserwerb zum großen Teil durch die Mitwirkung an gottesdienstlichen Handlungen, z. B. der Chorerteilnahme, erfolgte. Der Schulmeister war zugleich Kantor oder stellte einen Chorleiter ein (S. 125), zudem las er im späten 15. Jahrhundert als Vikar Messen (S. 128). Die vielzitierte Formel „Die bewahrende Kraft des Luthertums“, die im mitteleuropäischen Raum für die Kunstgeschichte von Johann Michael Fritz geprägt worden ist, bestätigt sich auch im Bereich der kirchenmusikalischen Praxis: So belegt der umfangreiche Musikalienbestand der Johanniskirche eine „katholisch-evangelisch überkonfessionelle Literaturgemeinschaft“, in der die protestantische Seite die Kirchenmusik stärkte. ‚Lediglich‘ die Abschaffung der Privatmessen und die Einbeziehung der Gemeinde als Chor brachten Veränderungen mit sich (S. 130, 134). Die Reformation stellte somit für die musikalischen Ausdrucksformen keinen radikalen Bruch, sondern vielmehr den Teil einer stetigen Entwicklung dar.

Neben den vorgestellten Aufsätzen enthält der Neustädter Tagungsband kunsthistorische Beiträge, u. a. von MATTHIAS WENIGER über „Die Bildwerke des Neustädter Hochaltars“ mit dem Augenmerk auf den Anteil der Bildplastik des Hochaltarretabels und von RAINER MÜLLER über die Baugeschichte und -gestalt der Johanniskirche. Daneben stehen Studien über „Martin Luther und Thüringen“ (VOLKER LEPPIN) und „Luthers Visitationsreise in Thüringen im August 1524 ...“, in der u. a. Neustadt an der Orla besucht wurde (HANS PETER HASSE). Beiträge zu Landesherrschaft und Religionspolitik (JOACHIM BAUER; GEORG SCHMIDT) runden den Band ab.

Die Struktur des Sammelbandes erschließt sich nicht auf den ersten Blick und wird durch keine Einleitung erleichtert. Dennoch greifen die aus verschiedenen historischen Teildisziplinen und Nachbarwissenschaften stammenden Beiträge letztendlich mehrheitlich ineinander. Krünes' Aufsatz bietet einen schönen Blick auf die Finanzierungsmöglichkeiten einer Altarausstattung. Durch die Beigabe einer Übersicht zu Kosten und Spenden (S. 457-463) sowie der Edition der Rechnungsüberlieferung (S. 464-476) gewinnt der Beitrag zusätzlich an Gewichtung. Erfreulich ist neben der Qualität der Aufsätze der umfangreiche hochwertige Farbabbildungsteil am Ende des Bandes. Im Hinblick auf die angestrebte Symbiose von Studien unterschiedlicher Bereiche wäre es allerdings zusätzlich wünschenswert gewesen, eine strikte Scheidung der Begriffe ‚Altar‘ und ‚Altaraufsatz/Retabel‘ vorzunehmen. So ist in zahlreichen Beiträgen vom „Cranach-Altar“ oder „dem Neustädter Altar“ die Rede (u. a. S. 9 und 16), was in Bezug auf den Altar als liturgischen Mittelpunkt der Kirche sowie das Vorhandensein weiterer Altaraufsätze in der Johanniskirche (jeweils ohne liturgische Funktion) mitunter zu Verwirrung führt. Insgesamt lässt der Sammelband jedoch Eines ganz deutlich werden: Das Retabel des Hochaltars der Neustädter Johanniskirche („der Cranach-Altar“) ist ‚nur‘ ein Teil der komplexen Kirchengestaltung, welche nicht losgelöst von der Frömmigkeitspraxis wie der kulturellen und politischen Umstände betrachtet werden darf und deren Entwicklung unter Ausblendung der Reformations-Zäsur zu erforschen ist. In diesem Sinne liefert der Band ein nachahmenswertes Beispiel.

Dresden/Leipzig

Sabine Zinsmeyer

**MARTIN BAUCH, *Divina favente clemencia*.** Auserwählung, Frömmigkeit und Heilsvermittlung in der Herrschaftspraxis Kaiser Karls IV. (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F. Böhmer, *Regesta Imperii*, Bd. 36), Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2015. – XII, 734 S., 20 farb. u. 4 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-412-22374-8, Preis: 89,00 €).

Die Erforschung mittelalterlicher Frömmigkeit kann auf eine lange Tradition zurückblicken. In unterschiedlichen Kontexten haben Historiker, Philologen und Theologen untersucht, wie Herrscher, Kleriker oder Bauern ihre Beziehung zu Gott und den Heiligen gestalteten. Immer wieder erwähnt wurde hierbei, wenn auch meist nur kurz im Rahmen von Überblicksdarstellungen, der römisch-deutsche Kaiser Karl IV. Ausführlich widmet sich Martin Bauch dem Luxemburger in der Druckfassung seiner im Jahr 2012 an der Technischen Universität Darmstadt eingereichten Dissertation. Der Autor geht in seiner Arbeit von der These aus, „dass der Umgang Karls IV. mit den Reliquien der Heiligen, seine öffentlich demonstrierte Demut und Frömmigkeit sowie der Anspruch, von Gott auserwählt zu sein, mehr waren als eine individuelle Befindlichkeit“ (S. 3).

Um diese Annahme genauer zu untersuchen, nimmt Bauch vor allem zwei sich immer wieder überschneidende Bereiche in den Blick: Die Rolle Karls IV. als sakraler Akteur und die Bedeutung von Reliquien für den Kaiser. Potentielle Schwierigkeiten einer solchen Studie werden in der Einleitung deutlich herausgestellt. Die bisherige Forschung zu Karl (und anderen Herrschern) hat sich vielfach darauf beschränkt, eine legitimierende Wirkung frommer Akte zu unterstellen, „aber kein plausibles Modell [ge]liefert, wie Legitimation praktisch funktionieren kann“ (S. 5). Um diesen Fallstrick zu umgehen, stützt sich Bauch für seine Studie auf die Überlegungen Pierre Bourdieus zum Habitus und zur Legitimierung von Macht. Als methodisches Werkzeug zieht er zudem die Schriften Max Webers heran. Vor- und Nachteile dieser Ansätze für seine Studie diskutiert Bauch ausführlich.

Das nachfolgende Kapitel enthält weitere methodische Überlegungen zu Frömmigkeit als Untersuchungsgegenstand historischer Forschung sowie einen Überblick zu den herangezogenen Quellen. Anschließend widmet sich Bauch der Rolle Karls als sakraler Akteur. Hierbei wird ein umfangreiches Quellenfeld in den Blick genommen. In Prophezeiungen, wie jener der Mystikerin Christina Ebner, wurde die Auserwähltheit des Luxemburgers betont. Auch wenn nicht in allen Fällen klar ist, ob der Kaiser tatsächlich die Visionen und Prophezeiungen seiner Zeit, die sich mit ihm beschäftigten, rezipierte, ist es nach Auffassung des Autors doch wahrscheinlich, dass sich Karl des politisch-theologischen Potenzials dieser Vorhersagen bewusst war. Die *Vita Caroli Quarti* betrachtet Bauch vor allem als eine Quelle, die der Auserwähltheit des Kaisers eine Vorgeschichte geben sollte. Panegyrische Texte aus dem Umfeld des Prager Hofes hoben, häufig unter Verweis auf biblische Beispiele, ebenfalls die Frömmigkeit Karls hervor. Eine eher nebensächliche, jedoch nicht vollkommen zu negierende, Bedeutung für die Rolle des Herrschers als sakraler Akteur weist die Studie den Urkunden und Siegeln Karls zu.

Im Folgenden behandelt Bauch den Platz des Luxemburgers in der Liturgie sowie seinen Einzug in verschiedene Städte. Im Rahmen des Weihnachtssdienstes nahm Karl eine „quasi-priesterliche Position unter Einsatz wichtiger Herrschaftsinsignien wie Krone und Schwert“ ein (S. 93). Als direkter Heilsvermittler trat er zudem im Rahmen der Feier des Lanzenfests in Prag auf. Die Einzüge Karls in Städte nördlich und südlich der Alpen gestalteten sich, je nach Beziehung des Stadtherrn oder der *civitas* zum Herrscher, äußerst unterschiedlich. Einendes Merkmal war, dass der Kaiser sich in der Regel darum bemühte, lokale Reliquien, meist die des Stadtpatrons, zu verehren. Öffentlich gezeigte Frömmigkeit und Demut des Kaisers waren integrale Bestandteile des Adventus.

Den größten Platz in der Untersuchung nehmen die beiden folgenden Kapitel zur Aneignung und weiteren Verwendung von Reliquien durch Karl IV. ein. Es gelingt Bauch hierbei, eine sinnstiftende Schneise durch die auf den ersten Blick überbordende Masse von Quellen zum Thema zu schlagen.

Wahrscheinlich orientierte sich der luxemburgische Kaiser bei seinem Sammeln von und dem generellen Umgang mit Reliquien an seinen böhmischen Amtsvorgängern sowie den Praktiken der französischen Könige, die er während seiner Jugendzeit kennenlernte. Karl eignete sich während seiner Reisen in großen Mengen Heilum aus geistlichen Einrichtungen, die er besuchte, an. Vorzugsweise handelte es sich hierbei um möglichst vollständige und unbeschädigte Überreste der Heiligen, seien es nun ganze Körper oder etwa Schädel. Auch das angenommene Alter der Reliquien spielte bei der Auswahl eine wichtige Rolle.

Bei der Übergabe der heiligen Gegenstände durch eine geistliche Institution wurde zumindest in der Urkundensprache in der Regel die Fiktion der freiwilligen Übergabe herausgestellt und das inständige Bitten des Kaisers betont, der die Reliquien teilweise selbst erhob. Tatsächlich nutzte Karl jedoch häufig Sedisvakanz und wirtschaftliche Notlagen von Klöstern oder Domkapiteln aus. Im Gegenzug für die „Schenkungen“ bedachte Karl die Geber immer wieder mit Privilegien und finanziellen Zuwendungen. Das populäre Bild Karls als rücksichtsloser Reliquienräuber kann Bauch entsprechend entkräften.

In Anlehnung an die Überlegungen Bourdieu zum religiösen Feld bilanziert der Autor, dass Karl IV. sich im Kontext der Reliquienerhebungen Kompetenzen aneignete, „die die Grenzlinie zu denen eines geweihten Klerikers sicher nicht ganz zufällig überschritten“ (S. 283). Nach ihrem Erwerb kam ein großer Teil der Reliquien nach Prag. Auch andere Städte des Reichs wurden vom Luxemburger mit Heilum bedacht, neben dem zu erwartenden Aachen und Nürnberg etwa auch Luckau in der Nieder-

lausitz und Brandenburg an der Havel. Bauch wertet dies als Sakralisierung kaisernaher Herrschaftszentren. Von den Zeitgenossen wurden der Umgang mit Reliquien und die anderen Aspekte seiner Frömmigkeit auf unterschiedliche Art und Weise rezipiert. So dürfte sich etwa Rudolf von Österreich bei der Sammlung von Heilum wohl an seinem Schwiegervater orientiert haben. Abgerundet wird die Arbeit durch eine ausführliche Zusammenfassung der Ergebnisse und einen umfangreichen Anhang. In diesem findet sich der Prager Kalender mit Ablässen für das Beispieljahr 1369, ein detailliertes Verzeichnis der über 600 Reliquien aus dem Besitz Karls IV. sowie die Edition zweier Urkunden über Reliquienerhebungen des Luxemburgers aus den Jahren 1355 und 1365.

Insgesamt hat Martin Bauch eine Untersuchung vorgelegt, die methodisch und sprachlich unter den neueren Arbeiten zur Geschichte der mittelalterlichen Frömmigkeit hervorsteicht. Schon die von ihm gesichtete Masse der gedruckten Quellen und Literatur (das Verzeichnis der gedruckten Schriften umfasst mehr als 100 Seiten) ist beachtlich. Archivalien wurden, wo notwendig, ebenfalls herangezogen. Es gelingt dem Autor durch das ganze Buch hindurch den roten Faden nicht zu verlieren und kritisch danach zu fragen, was genau die Frömmigkeit bzw. die sakrale Herrschaft des Kaisers ausmachte. Erfrischend ist hierbei, dass sich der Autor nicht darauf beschränkt, in der Einleitung unreflektiert einen Schutzpatron der Soziologen und Kulturwissenschaftler anzurufen, um diesen dann erst im Schlusskapitel wieder auftauchen zu lassen. Bauchs Beschäftigung mit den Schriften Pierre Bourdieus und Max Webers ist zielführend. Er kann auch innerhalb der einzelnen Kapitel stets deutlich machen, welchen Mehrwert die Beschäftigung mit diesen Arbeiten für seine eigene Studie hat. Im Zusammenspiel von stupender Quellenarbeit und überzeugender methodischer Reflektion liegt ein Buch vor, das für lange Zeit das Referenzwerk zur Rolle der Frömmigkeit im Handeln Karls IV. sein wird. Es kann uneingeschränkt empfohlen werden.

Heidelberg

Benjamin Müsegades

**JULIA KAHLEYSS, Die Bürger von Zwickau und ihre Kirche.** Kirchliche Institutionen und städtische Frömmigkeit im späten Mittelalter (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 45), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2013. – 712 S. mit farb. u. s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-86583-552-9, Preis: 80,00 €).

Die Erforschung des kirchlichen Lebens und der Frömmigkeit im Vorfeld der Reformation hat sprichwörtlich Konjunktur. Das zeigte erst jüngst die große Ausstellungstria „Umsonst ist der Tod! Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation in Mitteldeutschland“, zu sehen in den Museen Mühlhausen, Leipzig und Magdeburg (vgl. auch den Begleitkatalog: *Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation in Mitteldeutschland*, hrsg. im Auftrag der Mühlhäuser Museen, des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig und des Kulturhistorischen Museums Magdeburg von H. KÜHNE/E. BÜNZ/TH. T. MÜLLER, Petersberg 2013). Die Forschung hat sich damit einem einschlägigen Desiderat gewidmet, denn gerade für den mitteldeutschen Raum müssen nach wie vor beträchtliche Lücken hinsichtlich der Kenntnisse von Kirchlichkeit und Frömmigkeit vor der Reformation benannt werden. So fehlt es „nicht nur an Geschichten der Bistümer und Domkapitel [...], sondern es fehlt auch an Untersuchungen, die das kirchliche Leben in ihren regionalen und sozialen Zusammenhängen“ (ebd., S. 18.) in den Blick nehmen, konstatierten die Ausstellungsmacher. Die hier zu besprechende Studie verortet sich nun in genau diesem Kontext, indem die Histori-

kerin Julia Kahleyß die Zwickauer Kirchen – vor allem jedoch die Hauptpfarrkirche St. Marien – unter Verwendung des Konzepts der ‚Sakralgemeinschaft‘ (S. 18 f.) in der städtischen und bürgerlichen Lebenswelt betrachtet. Ihr Ziel ist es, einen möglichst vielschichtigen Einblick in die diversen Funktionen einer Pfarrkirche in einer mittelalterlichen Stadt zu erlangen (S. 13). Das grundlegende Verständnis der Stadt als ‚Sakralgemeinschaft‘ erscheint ihr in diesem Zusammenhang auch als besonders nützlich, da es nicht nur den sakralen Zusammenhalt von Kirche und Stadt widerspiegelt, sondern gleichzeitig u. a. die Möglichkeiten der Einflussnahme durch die Gemeinde mit in die Betrachtung einbezieht (S. 19). Für dieses Vorhaben stellte sich das Fallbeispiel der Stadt Zwickau als ausgesprochen geeignet dar: „Eine besondere Chance bietet dabei die Vielzahl von Quellengattungen, die sich in Zwickau aus dem Spätmittelalter erhalten hat, in Kombination mit einer relativ einfachen Kirchenstruktur, die es erlaubt, in der Forschung diskutierte Phänomene der Kirchen- und Sozialgeschichte gebündelt zu analysieren“ (S. 13). Der Untersuchungszeitraum erstreckt sich von der urkundlichen Ersterwähnung Zwickaus im Jahr 1118 bis zur zweiten lutherischen Visitation in der Stadt 1533/34, wobei der Schwerpunkt klar auf dem 15. und frühen 16. Jahrhundert liegt (S. 26-28). Mit der Ausdehnung ihres Betrachtungszeitraumes bis in die Reformationszeit ordnet sich die Verfasserin in die neuen Forschungstendenzen ein, sprich, die Reformation im Kontext des Spätmittelalters zu untersuchen.

Der Aufbau der Studie, schreibt Kahleyß, orientiere sich an der Vielschichtigkeit der Thematik Pfarrkirche und mittelalterliche Stadt (S. 32). Im Wesentlichen gliedert sich die Untersuchung in zwei große Komplexe: An erster Stelle steht ein umfassender Querschnitt über die Entstehung und Entwicklung aller kirchlichen Einrichtungen in Zwickau vom 12. bis zum 16. Jahrhundert (S. 43-180). Einen zentralen Platz nehmen in diesem Rahmen die Ausführungen ein, die das Verhältnis der Zwickauer Kirchen (und nicht zuletzt der Stadt) zum Kloster Eisenberg beleuchten (S. 64-97). Für die Kirchengeschichte spielte das Nonnenkloster eine wichtige Rolle, denn obwohl es seit 1219 nicht mehr in Zwickau ansässig war, blieben ihm die Kirchen bis zur Reformation inkorporiert. Versuche der Stadtgemeinde, die Patronatsrechte zu erwerben, lassen sich zwar bis in das 16. Jahrhundert hinein nachweisen, doch kam es dazu letztlich nicht. Der Kauf des Nominationsrechtes 1504 stellte in dem Ringen zweifelsohne den Höhepunkt dar, jedoch hebt Kahleyß deutlich (in Abgrenzung zu anderen Abhandlungen) hervor, dass dies nicht mit dem Erhalt des ‚ganzen‘ Patronatsrechts gleichgesetzt werden könne (S. 77 f., 96). Der zweite Teil der Arbeit untersucht schließlich die Marienkirche als geistliche Institution im städtischen Kontext (S. 181-495). Die von der Verfasserin eingangs erwähnte „Vielschichtigkeit“ des Themas wird dem Leser an diesem Punkt evident. So reicht das Spektrum von der Pfarrdos und dem Kirchenraum über Aspekte der Frömmigkeit wie Prozessionen und Ablässe hin zu einer prosopografischen Analyse des Zwickauer Klerus, den ansässigen Bruderschaften sowie der Kirchenpolitik des Rates und dem Stiftungswesen – und damit sind lediglich einige Schlaglichter genannt. Insgesamt werden in dem Komplex zwölf Themenbereiche analysiert, die die Hauptpfarrkirche St. Marien in ihrem städtischen Umfeld beleuchten. Die nuancierte Gliederung ermöglicht dabei auch den ‚gezielten Sprung‘ beispielsweise zu konkreten Fragen oder Akzenten. Die von Kahleyß gerade bei den sehr differenzierten Kapiteln eingestreuten prägnanten Zusammenfassungen sind der Lektüre in diesem Zusammenhang überaus zuträglich. Beschlossen wird die Studie nicht nur von einem Resümee (S. 497-509), sondern fernerhin von einem umfassenden Anhang, der einerseits die Biogramme der Zwickauer Kleriker von ca. 1450 bis 1532 (S. 511-570) sowie andererseits einen Überblick über die Benefizien aller Kirchen (S. 571-624) beinhaltet, zudem einige ausgesuchte Quellen aus dem Zwickauer Stadtarchiv in Transkription zur Verfügung stellt (S. 624-634). Ein Orts- und Personenregister (S. 691-712) runden schließlich den Band ab.

Überblickt man die Untersuchung von Julia Kahleyß, fällt auf, dass sie sich durch eine große Detailschärfe auszeichnet, deren Tiefenbohrungen interessante neue Aspekte gerade für die Erforschung der spätmittelalterlichen Frömmigkeit zutage fördern, die auch überregional bedeutsam sind: So konnte sie beispielsweise im Rahmen der Betrachtung des geistlichen Spiels in der Marienkirche zu Ostern neben einem Heiligen Grab und einer Totenbahre im Kircheninventar vier Engelsfiguren aufspüren, die wohl bei der sogenannten *visitatio sepulchri* am Heiligen Grab aufgestellt wurden. Vor dem Hintergrund, dass jenes Phänomen „vor allem englische Kirchen betraf, ist Zwickau eines der wenigen nachweisbaren Beispiele für tragbare Engelsfiguren auf dem europäischen Kontinent.“ (S. 282). Darüber hinaus wartet die Arbeit noch mit einigen weiteren interessanten Punkten auf, wie etwa einer eigenen Schulbruderschaft. Zumindest bis dato gilt eine solche Bruderschaft zur Förderung des Schulwesens als „einzigartig im deutschsprachigen Raum in dieser Zeit“ (S. 453). Durch die aufwendige prosopografische Analyse des Zwickauer Klerus konnte Kahleyß u. a. einen erstaunlich hohen Anteil studierter sowie graduierter Geistlicher (ca. 50 %) feststellen. Dies ist nicht nur für den nach wie vor diskutierten Sachverhalt der Klerusbildung von Bedeutung. Vielmehr zeigt sich hier, dass in Zwickau einer gebildeten und humanistisch orientierten Elite innerhalb des Stadtrates eine gleichsam gebildete Geistlichkeit gegenüberstand, was besonders mit Blick auf die Reformation von Belang ist: Die Verfasserin stellt folgerichtig die Frage, ob deren Einführung somit wirklich „nur aufgrund der Initiative des Zwickauer Rates so schnell ablief, oder ob nicht auch große Teile der Priesterschaft zumindest anfangs mit dem Zwickauer Rat konform gingen“ (S. 311), und arbeitet mithin Akzente heraus, die in der Stadtgeschichtsforschung Zwickaus neu durchleuchtet werden müssen.

Positiv hervorzuheben sind des Weiteren die von Kahleyß angefertigten Visualisierungen vor allem im Zuge ihrer Betrachtung des Stiftungswesens und der Finanzen der Kirchenfabrik. Die zahlreichen und durchweg farbig gestalteten Diagramme untermalen sehr anschaulich die Auswertung u. a. der Rechnungsbücher. Einzig die Farbvergabe für die einzelnen Rubriken hätte gleich sein müssen. Für den spannenden Vergleich beispielsweise der Einnahmequellen der Marienkirche zwischen dem späten 15. und frühen 16. Jahrhundert, auf den Kahleyß auf S. 224 f. abhebt, wäre dies erleichternd. Der in der Tat beträchtliche Wandel in der Struktur der Einkünfte würde wesentlich deutlicher herausstechen. In gleicher Weise wäre es ratsam gewesen, bei der Gegenüberstellung der Einnahmen von Marienkirche und Katharinenkirche (S. 228 f.) die „Zinsen“ – um nur ein Beispiel anzuführen – zur besseren Vergleichbarkeit farbidentisch darzustellen. Deutlich kritischer zu sehen ist allerdings, dass zu den einzelnen Diagrammen mitunter nur eine Handvoll Zahlen (versprengt im Text und auch auf sehr unterschiedliche Art und Weise) offengelegt werden. Nicht zuletzt ist somit der weiteren Arbeit mit den erhobenen Daten beispielsweise durch Wirtschaftshistoriker und -historikerinnen ein Riegel vorgeschoben bzw. müssen die vorhandenen Zahlen aus dem Fließtext herausgesucht werden. Möglicherweise hätte sich hier eine tabellarische Zusammenfassung des Datenmaterials (gern zu jedem Diagramm) angeboten.

Die im Anhang beigegebenen Biogramme der Zwickauer Kleriker, die Arbeitsgrundlage für die prosopografische Untersuchung der Geistlichkeit waren, bieten auch für folgende Studien ein erstklassiges ‚Repertorium‘. Allerdings wird erst auf den zweiten Blick klar, dass die Sortierung der Namen alphabetisch nach dem Vornamen erfolgt. Auf den zweiten Blick deshalb, weil beispielsweise der Buchstabe P unter B einsortiert wurde. Eine kurze Erklärung dieser Verfahrensweise wäre sicher hilfreich gewesen. Gleiches gilt für die Auswahl der transkribierten Quellen aus dem Zwickauer Stadtarchiv, denn hier bleibt offen, nach welchen Gesichtspunkten die jeweiligen Dokumente ausgewählt wurden. Eine knappe Einführung vorab wie z. B. bei der Dar-

stellung der Benefizien der Zwickauer Kirchen hätte die Einordnung dieser Abdrucke erleichtert und dem Leser unmittelbar vor Augen geführt, warum sie der Studie anhängen. Ein Beispiel: Das Schreiben des Stadtzimmermanns Merten Wagner (Anh. 7, S. 632) findet im Fließtext der Arbeit keine direkte Erwähnung (ein Blick auf den Eintrag „Wagner“ im Personenregister bestätigt dies). Hier hätte grundsätzlich bei allen Transkriptionen ein Verweis aus dem Textzusammenhang heraus auf den entsprechenden Anhang, wie es die Verfasserin etwa bei den Biogrammen handhabt, den Nutzen jener Abschriften gefördert. Den Wert dieses Quellen- respektive Datenanhangs mindert das jedoch in keiner Weise.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die von Julia Kahleyß vorgelegte Untersuchung der Zwickauer Kirchen, besonders der Marienkirche, einen wesentlichen Baustein für die Erforschung von Kirchlichkeit und Frömmigkeit im späten Mittelalter darstellt. Sie verortet die Hauptpfarrkirche St. Marien umfassend in ihren städtischen Kontext und zeigt dabei auf, welche vielschichtige Verbindungen bzw. Vernetzungen zwischen städtischer und kirchlicher Sphäre in einer mittelalterlichen Stadt herrschten. Der gut strukturierte Aufbau ermöglicht auch das Lesen einzelner Kapitel, die Zusammenfassungen lassen den ‚durchgängigen‘ Leser nicht den Überblick verlieren. Die stetige Rückbindung und vergleichende Perspektive zur allgemeinen Forschung verhindert, dass sich die Studie in einer Regionalgeschichte verliert. Das zu Beginn gesetzte Vorhaben, in der Forschung diskutierte Phänomene der Kirchen- und Sozialgeschichte gebündelt zu analysieren, um im Ergebnis ein möglichst differenziertes Bild von den verschiedenen Funktionen einer mittelalterlichen Pfarrkirche zu präsentieren (S. 13), löst Kahleyß konsequent ein. Den „Bürgern von Zwickau“ seien zahlreiche Leser gewünscht.

Dresden

Christian Ranacher

**Evangelische Gottesdienstkultur im Barockzeitalter.** Christian Gerbers „Historie der Kirchen-Ceremonien in Sachsen“ (1732) in Auszügen dokumentiert und kommentiert, hrsg. von WOLFGANG RATZMANN, Sax-Verlag, Beucha/Markkleeberg 2014. – 272 S. mit Abb., geb. (ISBN: 978-3-86729-126-2, Preis: 24,80 €).

Wer das Zeitalter des Barock erforscht, braucht viel Zeit und einen langen Atem. Das gilt auch für die Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte der Zeit. Nicht nur die amtlichen Quellen liegen in einer überbordenden Fülle vor, bis hinab in die einzelnen Kirchgemeinden, auch die gedruckten Werke der Geistlichen sind vielfach von einem geradezu einschüchternden Umfang. Dies gilt auch für das Hauptwerk des gelehrten Pfarrers von Lockwitz bei Dresden (heute dorthin eingemeindet), Christian Gerber, die „Historie der Kirchen-Ceremonien in Sachsen. Nach ihrer Beschaffenheit in möglichster Kürzte mit Anführung vieler Moralien und specialen Nachrichten“, verlegt von Raphael Christian Sauereßig in Dresden und Leipzig 1732. Von 1690 bis 1731 hatte Gerber diese Landpfarre inne. Ein Jahr später brachte sein Sohn Christian Gottlieb, der dem Vater seit 1710 als Substitut gedient hatte und ihm dann als Pfarrer von Lockwitz nachfolgte, die umfangreiche „Historie“ heraus. Sie umfasst 827 Druckseiten (Ratzmann schreibt von 779 Seiten, da er das ausgesprochen nützliche Register nicht mitgerechnet hat) und dürfte in voller Länge nur für wenige Spezialisten von Wert sein, ist zudem mittlerweile auch im VD 18 in digitalisierter Form zugänglich.

Die Bedeutung der „Historie“ für die Kenntnis der kirchlichen Praxis der Barockzeit hatte schon der Kirchenhistoriker Franz Blanckmeister verschiedentlich betont. Der bis zu seiner Pensionierung 2010 als Professor für Praktische Theologie an der



Theologischen Fakultät der Universität Leipzig tätige Wolfgang Ratzmann legt mit diesem Band nun eine Auswahl-edition vor, die in 15 Kapiteln wesentliche Auszüge aus dem 44 Kapitel umfassenden Werk Gerbers bietet. Es geht um Kirchengausstattung, Kircheneinweihung und Kirchweihfest, Glocken, Orgeln, Chor- und Instrumentalmusik, um die Sonn- und Feiertage, die kleineren Feste, den Ablauf des Gottesdienstes mit Eröffnung, Liedern und Gebeten, Lesungen, Predigten und Fürbitten, die Feier des Abendmahls, die seelsorgerlichen Aufgaben wie Buße und Beichte, Taufe, Konfirmation, Trauung und Bestattung, schließlich um die Ordination. Der Herausgeber verfährt dabei so, dass er zunächst eine knappe Einführung zum Thema bietet, indem er die Ausführungen Gerbers resümiert und einordnet, um im Anschluss dann die Textauszüge aus dessen Werk abzdrukken, wozu in einem überschaubaren Fußnotenapparat knappe Erläuterungen geboten werden (Nachweis der Bibelstellen, Begriffs-erklärungen usw.).

In der Einleitung bietet Ratzmann Informationen zur Biografie Gerbers und zu seinen weiteren Schriften. In einem abschließenden Kapitel reflektiert er über die „lutherische Gottesdienst- und Feiekkultur im Barockzeitalter“, wobei er noch einmal hervorhebt, dass die Heinrichsagende vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts den Rahmen der Gottesdienstfeier vorgab, dass die kirchliche Praxis aber aus anderen Quellen wie eben dem Werk Gerbers erschlossen werden müsse, wobei er freilich auch dessen Sichtweisen in mancher Hinsicht relativiert. Weitere Forschungen zur liturgischen und seelsorgerlichen Praxis, die vor allem die lokalen Quellen einzelner Pfarreien auszuschöpfen hätten, wären also nötig (vgl. z. B. M. PETZOLDT, Thomasküster Rost, seine Familie und der Leipziger Gottesdienst zur Zeit Johann Sebastian Bachs, in: 800 Jahre Thomana, hrsg. von S. Altner/M. Petzoldt, Wettin-Löbejün 2012, S. 162-181). Überhaupt wäre zu betonen, dass der kirchliche Alltag und die volksfrommen Praktiken im Bereich des Luthertums wesentlich schlechter erforscht sind als im katholischen Bereich, von wenigen Ausnahmen wie Paul Drews (1858–1912) und Paul Graff (1878–1955) einmal abgesehen, aber das ist schon lange her! Als praktischer Theologe betont der Herausgeber mit Blick auf die Ausführungen Gerbers freilich auch, dass es der heutigen lutherischen Theologie und Kirche gut tāt, „die Grundeinsicht in die Ritualität des Gottesdienstes noch deutlicher zu akzeptieren“ (S. 265). Das ist nicht die naive Forderung, die Zeit zurückzudrehen, aber doch ein Plädoyer dafür, zeitgemäße Gottesdienstformen nicht ohne historische Perspektive zu finden. In diesem Sinne mag auch der heutige Christ mit Gewinn in diesem Buch lesen. Dem Historiker aber bietet es viele Aufschlüsse für den kirchlichen Alltag der Bach-Zeit (merkwürdig, dass das schöne Buch von G. STILLER, Johann Sebastian Bach und das Leipziger gottesdienstliche Leben seiner Zeit, Berlin 1970, nirgends zitiert wird) und regt dazu an, das pfarrliche Leben des 17. und 18. Jahrhunderts in Stadt und Land intensiver zu erforschen. Ein wichtiges Buch!

Leipzig

Enno Bünz

**Konfession und Konflikt.** Religiöse Pluralisierung in Sachsen im 18. und 19. Jahrhundert, hrsg. von ULRICH ROSSEAUX/GERHARD POPPE, Aschendorff Verlag, Münster 2012. – 343 S., brosch. (ISBN: 978-3-402-12944-9, Preis: 49,80 €).

Der instruktive Aufsatzband, der weitestgehend auf eine gleichnamige Fachtagung im März 2010 im Rahmen des Sonderforschungsbereichs „Transzendenz und Gemein-sinn“ in Dresden zurückgeht, befasst sich mit dem durch die 1697 erfolgte Konversion des Kurfürsten Friedrich August I. („August der Starke“) vom Luthertum zum Katho-

lizismus eingeleiteten religiösen Pluralisierungsprozess Kursachsens, des Mutterlandes der Reformation, in den beiden darauf folgenden Jahrhunderten. Einen Schwerpunkt des Bandes bilden die Konfliktfelder, die aus dieser Entwicklung erwachsen. Dieser Themenkomplex der sächsischen Landesgeschichte wird hier erstmals aus einer systematischen Perspektive erschlossen.

Der erste Hauptteil befasst sich mit dem 18. Jahrhundert. GERD SCHWERHOFF stellt zunächst heraus, dass in Europa und im Deutschen Reich für den Zeitraum zwischen 1685 und 1735 nicht vorwiegend von der Wegbereitung hin zu religiöser Toleranz und Aufklärung die Rede sein darf, sondern dass es zugleich eine Reihe von auch gewaltsamen religiösen Konflikten gab. Weitere Kennzeichen waren eine Ausdifferenzierung der Bereiche Religion und Politik. Ein gewichtiges Beispiel ist die zunehmende Instrumentalisierung der Religion durch den Staat, so auch bei der primär politisch motivierten Konversion August des Starken – und überdies konfessionelle Mobilisierungsprozesse der Zivilgesellschaft.

Während in Kursachsen die Protestanten den Konfessionswechsel des Kurfürsten trotz aller Zusicherungen als bedrohlich empfanden, sah der Vatikan darin einen Prestigegewinn und eine Chance zu einer möglichen Rekatholisierung Sachsens. Es folgten die Etablierung einer informellen katholischen Infrastruktur im Bereich des Hofes mit der Konversion von Kurprinz Friedrich August als erstem Höhepunkt und die Initiierung öffentlicher katholischer Gottesdienste als Missionierungsinstrumente, verbunden mit der Entstehung von Kapellen und Kirchen als Mittel zu einer öffentlichen Visualisierung des Katholizismus. Das und auch erste gemischtkonfessionelle Ehen sowie dort, wo Andersgläubige lebten, religiöse Differenzenerfahrungen im Alltag führten auf lutherischer Seite ungeachtet dessen, dass die katholische Bevölkerung in der absoluten Minderheit blieb, zu Verunsicherungen und zu Bedrohungsgefühlen, die auch in Gewalt münden konnten (DAGMAR FREIST). Ein Beispiel dafür sind die gewaltsamen pogromartigen Ausschreitungen gegen die katholische Bevölkerungsminderheit in Dresden nach dem Mord an einem Geistlichen der lutherischen Kreuzkirche im Mai 1726 durch einen Konvertiten. MATHIS LEIBTSEDER macht an diesem Fall u. a. deutlich, dass auch fast 80 Jahre nach dem Frieden von Münster und Osnabrück die Konfessionszugehörigkeit ein wesentliches gesellschaftliches Strukturprinzip blieb. Die religiös konfliktgeladene Situation in Dresden schlug sich auch in den Bauprojekten Frauen- (evangelisch) und Hofkirche (römisch-katholisch) nieder, von ULRICH ROSSEAUX treffend als „Kampf der Steine“ (S. 154, 162) bezeichnet. Die Hofkirche litt allerdings unter behördlichen Restriktionen – ihre Einweihung fand weitgehend unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt, erst 1807 erhielt sie ein Geläut. Prozessionen waren für Katholiken für eine lange Zeit nur im Kircheninneren möglich.

Auch die Neugründung und Etablierung der Herrnhuter Brüdergemeine beunruhigte und verunsicherte Katholiken und vor allem Lutheraner in der Oberlausitz (LUTZ BANNERT). Pietismus und Aufklärung sorgten im Laufe des 18. Jahrhunderts für eine innere Pluralisierung der sächsischen lutherischen Geistlichkeit. Dem versuchte man als integrativem Faktor mit einer Besinnung auf die Geschichte, auch des eigenen Berufsstandes, zu begegnen (STEFAN DORNHEIM).

Fallanalysen zu Schlesien, Bayern und der reichsstädtischen Ebene bieten dem Leser erste Vergleichsmöglichkeiten. Aufschlussreich wäre ein zusätzlicher Blick auf ein Territorium, in dem ebenso wie in Sachsen ein Konfessionswechsel des Herrscherhauses stattfand.

Während sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Zusammenleben der christlichen Konfessionen konfliktärmer gestaltete, begann nach 1815 wieder eine spannungsreichere Phase. Erneut findet mit der kritischen Auseinandersetzung mit der These vom 19. Jahrhundert als einem zweiten konfessionellen Zeitalter (Hauptvertreter

Olaf Blaschke) zunächst eine Einordnung in einen größeren Forschungshorizont statt. WINFRIED MÜLLER macht gut nachvollziehbar deutlich, dass Religionsfragen, Religiosität, Spiritualität und der Gegensatz zwischen den Konfessionen auch in der Zeit von 1648 bis 1830 eine wichtige Rolle spielten, was in einem gewissen Widerspruch zu der These von einer „Neuerfindung von Religion“ im 19. Jahrhundert steht. Blaschke sei jedoch darin zuzustimmen, dass spätestens seit 1830 die Relevanz des konfessionellen Faktors gesellschaftsgeschichtlich an Bedeutung gewann. Als einen auch Sachsen betreffenden Grund nennt Müller die staatlich durchgesetzte Interkonfessionalität mit einer Tolerierung der jeweiligen minoritären Konfession(en).

Zu Konflikten in Kursachsen, wo 1807 die Katholiken und 1811 die Reformierten mit den Lutheranern gleichgestellt wurden, führte der Verdacht einer mangelnden konfessionellen Neutralität des weiterhin katholischen Herrscherhauses. Es gab immer wieder Unruhen in der Bevölkerung (z. B. 1830 in Dresden und Leipzig anlässlich des Jubiläums des Augsburger Bekenntnisses) (JOSEF MATZERATH). Parallel entwickelte sich eine öffentliche Jesuitenfurcht (Antijesuitismus) aufgrund der päpstlichen Neuzulassung des Ordens 1814, die 1844/45 in Annaberg zu breiten Protesten gegen eine in der Bergstadt neu errichtete katholische Kirche führte. Sie enthielten sogar ein verdecktes Gewaltpotenzial (STEFAN GERBER). Zu diesen Unruhen und Verwerfungen kam es, obwohl die Katholiken weiterhin nur zwei Prozent der sächsischen Bevölkerung umfassten.

WOLFGANG FLÜGEL führt das Neuaufkommen von massiven Spannungen um 1820 auf Rekonfessionalisierungstendenzen zurück – die Entstehung des konfessionellen Neuluthertums als Teil der Erweckungsbewegung und die päpstliche Restaurationspolitik, einsetzend unter Papst Pius VII. Diese in den sogenannten Ultramontanismus mündende Strategie mit einer verstärkten Betonung des katholischen Exklusivitätsanspruches und – das ließe sich ergänzen – des päpstlichen Primats ließ auf protestantischer Seite ein Bedrohungsgefühl entstehen. Akut genährt wurde diese lutherische Angst durch ein Plakat am Portal der Dresdner Hofkirche 1824, das anlässlich des päpstlich ausgerufenen Heiligen Jahres 1825 die katholischen Gläubigen zum Gebet für die Ausbreitung der römischen Konfession und die Beendigung „der Ketzerei“ aufrief, womit ganz offenkundig die Kirchen der Reformation gemeint waren. Ein besonderes Konfliktpotenzial lag in gemischtkonfessionellen Ehen, auch wenn ihre Zahl in Sachsen nur marginal war (S. 290 f.). Politische Stagnation und mangelnde Reformbereitschaft seitens der königlichen Regierung nach 1815 boten Anlass zur Übertragung der konfessionellen Interpretationslinie eines reaktionären Katholizismus auf den politischen Bereich. Die Verfassungsurkunde vom 4. September 1831 sicherte die Position der lutherischen Landeskirche. Unter anderem untersagte sie die Niederlassung von katholischen Orden in Sachsen. Dem Verfasser ist zuzustimmen, dass sich im Unterschied zu der Zeit zwischen Reformation und Aufklärung eine Verschiebung hin zu rechtlichen und politischen Fragen vollzog. Dass „konfessionelle Wahrheiten“ nun in den Auseinandersetzungen gar keine Rolle mehr spielten (S. 301), bedürfte einer eingehenden Erörterung, zumal der Verfasser zu Beginn auch religiös-konfessionelle Motive und Argumente benennt.

SILKE MARBURG verweist bei dem Dresdner Prinzen und späteren König Johann auf die Verwurzelung religiöser Normen in seinem Gewissen. Sein öffentliches Bild als Anhänger des Ultramontanismus veränderte sich nach 1848 in die propagierte Attitüde einer intensiven Kirchlichkeit. Diese schien als eine religiös integrative Formel geeignet, auch unter den Lutheranern das Herrscherbild zu verbessern und dadurch ihre Loyalität gegenüber dem Königshaus zu stärken.

Abschließend macht SWEN STEINBERG an einzelnen Fallbeispielen sächsischer Unternehmerpersönlichkeiten plausibel, dass Religion im 19. Jahrhundert in ver-

schiedenen sächsischen Betrieben als eine „unsichtbare Ordnungsmacht“ (S. 342) gewirkt haben mag. Hier besteht nach Ansicht des Verfassers jedoch noch weiterer Forschungsbedarf.

Von Interesse wäre über die bearbeiteten Themenfelder hinaus der sich ab 1815/17 entwickelnde Konflikt zwischen (sächsischem) Luthertum und (preußischer) Union. Dieser griff zwar über Sachsen hinaus, prägte aber die lutherische Landeskirche in dem Prozess einer erneuten Konfessionalisierung, nicht zuletzt auch dadurch, dass durch die preußische Annexion ein Teil der sächsischen Geistlichkeit, zu dem weiterhin vielfältige verwandtschaftliche, kollegiale und freundschaftliche Bindungen bestanden, nun in einer unierten Landeskirche lebte und deren Erfahrungen in das ‚restliche‘ Sachsen hineinwirkten.

Das Verdienst des sorgfältig lektorierten, klar strukturierten Bandes mit vielen weiterführenden Literaturhinweisen besteht darin, deutlich gemacht zu haben, dass auch die Zeit von Pietismus und Aufklärung nicht frei von konfessionellen Spannungen war und im 19. Jahrhundert Religiosität als ein für die historische Analyse gewichtiger Faktor anzusehen ist und Kontinuitätslinien in die sogenannte Vormoderne bestehen. In der Einleitung wird überdies auf die aktuelle gesellschaftliche Relevanz der aufgezeigten Konflikte zwischen protestantischer Mehrheit und katholischer Minderheit aufmerksam gemacht. Diese hat sich seit dem Erscheinen des Bandes noch weiter verstärkt.

Dresden

Gerhard Lindemann

### *Kunst- und Kulturgeschichte*

**TANJA VON WERNER, „Ehre und Gedechnis“.** Fama und Memoria der Landgrafen von Hessen, Tectum Verlag, Marburg 2013. – XII, 450 S., 80 Abb., geb. (ISBN: 978-3-8288-3224-4, Preis: 49,95 €).

In den letzten knapp zehn Jahren ist der Geschichte der Landgrafen von Hessen im späten Mittelalter und zu Beginn der Frühen Neuzeit von der Forschung starkes Interesse entgegengebracht worden: Pauline Puppel setzte sich mit der Rolle von Regentinnen zwischen 1500 und 1700 auseinander, während sich Rajah Scheepers in einer Fallstudie einer dieser vormundschaftlichen Herrscherinnen, Anna von Mecklenburg, zuwandte. Anke Stößers beschäftigte sich in ihrer Arbeit mit Marburg als fürstlicher Residenz. Bernd Fehrenbachs Studie analysierte die Burgenpolitik der Landgrafen vom 13. bis ins frühe 15. Jahrhundert. Grundlage dieser Arbeiten waren bevorzugt die im Marburger Staatsarchiv umfangreich überlieferten Rechnungen, aber auch die vor allem von Karl Demandt weitflächig erschlossenen Urkunden- und Kopialbuchbestände sowie die Werke spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher hessischer Geschichtsschreiber.

Auf dieser Quellengrundlage thematisiert Tanja von Werner in der Druckfassung ihrer Marburger Dissertation Fama und Memoria der Landgrafen von Hessen. Leider strotzt die Arbeit vor hanebüchernen Rechtschreibfehlern, formalen Mängeln und abstrusen Interpretationen. Es ist unmöglich, auf dem begrenzten Raum einer Besprechung diese Monita alle ausführlich zu erläutern. Im Folgenden seien daher nur die haarsträubendsten Mängel angeführt.

Bereits die Einführung (S. 10-29) ist ein Vorbote von Werners fast durchgehend geringem Abstraktionsniveau. So wird ohne aussagekräftige Literatur- oder Quellenbelege in der Tradition der reformatorischen Meistererzählung die morsche Gesellschaft des Spätmittelalters herbeigeredet: „Tatsächlich aber konnten die Umwälzun-

gen, Erfindungen und neuen Ideen nicht länger in das hierarchische System eingegliedert werden. Es mußte zu Problemen und Bedrängnissen führen. Die Neuzeit war angebrochen“ (S. 20). Was genau die Autorin unter den angeblichen „Archetypen des Volksglaubens“ (S. 20) und „Glaubensexzesse[n]“ (S. 24) versteht, bleibt nebulös. Eine Auseinandersetzung mit der neueren Forschung zu Glaube und Frömmigkeit fehlt ohnehin fast vollständig. Den Namen Klaus Schreiner etwa sucht man in der Arbeit vergebens. Auch die Ergebnisse eines anderen für die Untersuchung Werners eigentlich zentralen Bereichs, der Adels- und Hofforschung, werden weitestgehend ignoriert. Allein schon ein Blick in das fünfbändige Handbuch der Residenzenkommission hätte der Autorin geholfen, so manche Fehldeutung zu verhindern.

Im zweiten Kapitel (S. 32-69) werden die für die Arbeit grundlegenden Begriffe „Fama“ und „Memoria“ in den Blick genommen. Anders als im großen Rest der Arbeit gelingt es Werner hier, zu sinnvollen Vorüberlegungen zu kommen. Auffällig ist allerdings, dass die Autorin von „Symbole[n] und Riten“ (S. 33) spricht, ohne zu definieren, was genau sie darunter versteht. Nun muss nicht jeder Begriff theoretisch unterfüttert werden, Definitionen wären allerdings hilfreich gewesen. Eher kauzig mutet eine Fußnote zum Begriff „Memoria“ an: „Doch was scheren den einfachen Mann Fama und Memoria. [...] Er erträumte sich einen vollen Magen, genügend Geld, bunte Kleidung und Schuhe, enttabuisierte körperliche Befriedigung und ewige Jugend. Dies alles findet seinen Niederschlag in der Vorstellung vom Schlaraffenland“ (S. 45, Anm. 18). Ein Beleg findet sich für diese weitreichenden Behauptungen nicht.

Geradezu desaströs ist das dritte Kapitel der Arbeit (S. 70-217). Nach einigen einleitenden Abschnitten zu Fürsten und Residenzen – wobei erfolgreich beinahe sämtliche über Hessen hinausreichende Forschung zu Fürsten und Residenzen ignoriert wird – werden erst die Landgrafen und anschließend ihre Gemahlinnen mit Kurzbiografien vorgestellt. Zwar werden für die Ereignisgeschichte der einzelnen Lebenszeiten immer wieder historiografische Werke und Urkunden herangezogen, jedoch sind für die vielen weitreichenden Wertungen im Stile des 19. Jahrhunderts meist keine Belege vorhanden. Worauf sich die Aussage stützt, Ludwig I. habe ein „verbindliches Wesen“ besessen (S. 165) und wer genau von ihm sagte, „er habe nie ein ungerechtes Wort gesprochen“ (S. 171) bleibt unklar. Die Gemahlin Wilhelms I., Anna von Braunschweig, als „eine Frau mit einem sehr unausgeglichenen Charakter, [die] [...] ihrem Ehemann bestimmt keine Hilfe [war]“ (S. 178), zu bezeichnen, wirkt dabei ebenso unfreiwillig komisch wie die Vermutung, Wilhelm selbst wäre, da er sich möglicherweise malerisch betätigte, „vielleicht lieber Künstler als Politiker geworden“ (S. 179, Anm. 9). Ihm wegen der wohl eher ehrenhalber an der Universität Erfurt erfolgten Immatrikulation noch im fortgeschrittenen Alter ein Studium anzudichten, entbehrt jeder Grundlage (S. 185). Auch was genau das später für Landgraf Hermann erwähnte „Studium als Kleriker“ (!) (S. 222) war, bleibt offen.

Die geplante Abschichtung Wilhelms II. in eine geistliche Karriere vor allem mit der Frömmigkeit seiner Mutter Mechthild zu erklären (S. 182-183), ist im besten Falle monokausal gedacht. Hierbei lässt Werner vor allem die von Karl-Heinz Spieß, Cordula Nolte und Jörg Rogge in den letzten zwei Jahrzehnten deutlich herausgestellten Abschichtungsstrategien hochadliger Familien vollkommen außer Acht. Dies sind nur wenige Beispiele für das immer wieder oberflächliche Vorgehen Werners, das im dritten Kapitel seinen Höhepunkt findet.

Noch mit am stärksten, wenn auch immer noch mit einer Vielzahl sprachlicher und inhaltlicher Kapriolen belastet, sind das vierte Kapitel der Arbeit zur Religiosität der Landgrafen (S. 218-309) und das fünfte Kapitel zur Grablege in der Marburger Elisabethkirche (S. 310-397). Besonders bemerkenswert ist das von Werner – leider viel zu kurz – ausgewertete „Meßregister“ Yolandes von Lothringen (S. 264-267). Auch

die weitere Untersuchung der hessischen Rechnungsüberlieferung vermag manch spannendes Detail ans Tageslicht zu fördern. Leider trübt aber auch hier eine Vielzahl unerklärlicher Wertungen den Gesamteindruck. Das Bild von mittelalterlicher Frömmigkeit, das sich in Werner Ausführungen offenbart, ist für eine geschichtswissenschaftliche Arbeit schlichtweg erschreckend: „Erst als die Geistlichkeit, die an der anderen, nämlich klerikalen Spitze der Hierarchie stand, zu beweisen versuchte, sie stehe über allen Menschen, einschließlich der Fürsten, setzte der Zerfall des alten Ordnungssystems ein. [...] Und mit dem vermehrten Eindringen der niederen Geistlichkeit in das Alltagsleben, die sich des Volksaberglaubens bediente, ihre überwiegend emotional inspirierten Visionen unter die Leute brachte, wurde der Weg in den Himmel zur Höllenfahrt.“ (S. 219). Das Spätmittelalter sieht die Autorin als „Epoche, in der fast jeder Wahnwitz gläubig hingenommen wurde“ (S. 227). Es dürfte nach den bisherigen Ausführungen nicht verwundern, dass auch für diese ‚steilen Thesen‘ Belege fehlen.

Die Arbeit wird von einer kurzen Schlussbetrachtung beschlossen, die den Rezensenten nach mehr als 400 Seiten sprachlos zurücklässt. Statt der notwendigen Spezialliteratur wird über weite Strecken auf die lesenswerten, aber eher allgemein und teilweise populär gehaltenen Darstellung Arno Borsts, Philippe Ariès' und Jacques Le Goffs zurückgegriffen. Die eingebetteten Bilder in Werners Untersuchung werden kaum in die Ausführungen mit einbezogen und haben hauptsächlich illustrierenden Charakter. Beinahe durchgehend bleibt die Arbeit auf einer beschreibenden Ebene. Rechtschreibfehler bevölkern eine Vielzahl der Seiten (z. B. „ge führt [sic!]“ [S. 169]; „Aber anbedracht [sic!]“ [S. 212]; „erschiehn“ [sic!] [S. 240]; „Mündigkeit des Erbes [sic!]“ [S. 242]; „unter dem Eindruck des eben erlebten Tod [sic!]“ [S. 249]; „Landegraben“ [sic!] [S. 270]). Zumindest irritierend ist, dass die Autorin standhaft bei der alten Rechtschreibung bleibt. Skurril mutet an, dass immer wieder auch das „Fraktur-s“ aus den gedruckten Vorlagen abgebildet wird. Dass die Studie in dieser Form gedruckt wurde, ist bedauerlich. Sie liefert so gut wie keinen Mehrwert für die Forschung.

Heidelberg

Benjamin Müsegades

**Abwesenheit beobachten.** Zur Kommunikation auf Distanz in der Frühen Neuzeit, hrsg. von MARK HENGERER (*Vita curialis. Form und Wandel höfischer Herrschaft*, Bd. 4), LIT Verlag, Berlin u. a. 2013. – 192 S., 20 Abb., brosch. (ISBN: 978-3-643-90386-0, Preis: 19,90 €).

Innerhalb der historischen Forschung kann ‚Anwesenheit‘ mittlerweile als ein wesentlicher Faktor von frühneuzeitlicher Vergesellschaftung gelten. Mark Hengerer als Herausgeber befürwortet im vorliegenden Sammelband, bei dieser Theorie den Parameter der ‚Abwesenheit‘ stärker einzubeziehen. Aus dem Rahmen des kulturwissenschaftlichen Sonderforschungsbereiches 485 „Norm und Symbol“ heraus sowie als Ergebnis einer 2007 veranstalteten Tagung vereint dieser Band neun Beiträge unter der genannten Zielsetzung. Über unterschiedliche Medien und Kontexte beleuchten die Autoren verschiedene Formen, Konventionen und Mechanismen der Kommunikation über Distanz.

In seiner Einführung hebt MARK HENGERER die enge Verflechtung von Präsentismus und Absentismus hervor (S. 9-28). Während bisher vor allem Anwesenheit als Konstituens höfischer Gesellschaft und Interaktion im Fokus der Forschung stand, werden z. B. Alltagsrituale am Hof oftmals trotz der Abwesenheit von Herrschern weitergeführt. Darüber hinaus – so die zusammenfassende Hypothese Hengerers – komme Kommunikation auf Distanz nicht ohne sie „flankierende Appräsentations-

mechanismen“ (S. 15) aus. Der Folgebeitrag von GABRIELA SIGNORI („Den Herrscher Duzen...“ Oder: Geschichten vom Ursprung der Herrschaft“, S. 29-40) setzt sich mit dem zeitgenössischen Diskurs der korrekten Herrscheranrede auseinander. Aus ihrer ‚temporalen‘ Distanz heraus führen Chronisten und Gelehrte zwischen dem 11. und 15. Jahrhundert den Mythos des „Herrscher-Du“ zumeist auf antike Vorbilder der *humanitas* zurück. Als Höhepunkt dieses Diskurses reiht sich die wohl einzigartige und nahezu paradoxe Argumentation Ennea Silvio Piccolominis jedoch nicht in diese Tradition: Im Gegensatz zeige gerade die Verwendung des „Du“ die alleinige Macht des Herrschers und erhöhe ihn über seine Standesgenossen. Im übertragenen Sinne wird der Diskurs um Nähe und Entfernung mit dem Aufsatz von PHILIPP ZITZLSPERGER („Distanz und Präsenz. Das Porträt in der Frühneuzeit zwischen Repräsentation und Realpräsenz“, S. 41-78) aufgegriffen. Im Mittelpunkt steht hier das Medium des Herrscher- oder „Elitenportraits“, welches den abwesenden Potentaten nicht im bloßen Sinne repräsentieren, sondern diesem vielmehr eine den Betrachter stimulierende „Realpräsenz“ verleihen soll. Typologisch führt Zitzlsperger das Elitenportrait auf das Heiligenportrait zurück und wirft neue Fragen für die Portraitforschung auf. Eine ähnlich realpräsentische Funktionsweise und Wirkung wie das Portrait, erfüllt laut HEIKO DROSTE („Die missglückte Aufwartung. Zu den Barrieren höfischer Kommunikation im Brief“, S. 79-93) auch der Brief zwischen Abwesenden. Demnach gleiche der Charakter der Briefkommunikation den Regeln einer zeremoniellen Aufwartung unter Anwesenden. Bevor die schriftliche Kommunikation über Distanz als erfolgreich gelten könne, müsse zuerst sichergestellt werden, dass das Schreiben überhaupt beim Empfänger ankomme. Zusätzlich müsse es von diesem angenommen sowie erwidert werden. Wie maßgeblich der erfolgreiche Verlauf der Kontaktaufnahme von ‚personellen Dritten‘, z. B. des Postmeisters oder Sekretärs, oder vom feingefühligen Einsatz des Stilmittels der Dissimulation beeinflusst werden kann, legt Droste in seinem Beitrag dar. Er verweist hierbei auf die zentrale Gabenfunktion des Briefes. Die Parallele zwischen Aufwartung und Brief findet sich auch bei ANDRÉ KRISCHER („Zeremonialschreiben in den reichsständischen Außenbeziehungen“, S. 95-110). Das Zeremonialschreiben als spezielle Art des (Visit-)Briefes diene vor allem Reichsstädten als Partizipationsmedium in der höfischen Gesellschaft. Um ihre Anerkennung wirkungsvoll zu mehren, gelte es auch für die Körperschaft der Städte, fürstliche Briefadressaten zur Erwidering der Kommunikation zu motivieren. Gleichsam spiegelt das Vorhandensein genauer Protokolle über den Schriftaustausch dessen Bedeutung für die Städte. BRITTA KÄGLER („Briefkonvention vs. Beziehungsdynamik. Die Korrespondenz zwischen Kurfürstin Henriette Adelaide von Bayern und ihrer Turiner Verwandtschaft (1652–1676)“, S. 111-131) verdeutlicht in ihrem Beitrag die Aussagekraft von Grußformeln anhand des Briefwechsels der bayerischen Kurfürstin Henriette Adelaide mit ihren Verwandten in Turin. Durch Kontinuität oder Wandel der Formeln kann die Entwicklung von familiären Beziehungen nachgezeichnet werden. Einerseits wird hier erneut der Wert des Briefes als Ersatz für direkte Interaktion aufgezeigt, andererseits jedoch ebenso Hindernisse und Grenzen der Distanzkommunikation. Auf die Bedeutung von Grußformeln rekurriert auch MARIA STUIBER („Beziehungsindikationen und Geselligkeitsfaktoren. Grußformeln und Grüße in der privaten und offiziellen Korrespondenz Stefano Borgias (1731–1804)“, S. 133-146) in ihrem Beitrag über die Korrespondenz Stefano Borgias. Zudem hebt sie die geselligkeitsstiftende Funktion von Grüßen an Dritte oder Vierte hervor. Dieser „Geselligkeitsfaktor“ des Grußes an Dritte kann nicht allein die Abwesenden selbst, sondern für einen kurzen Zeitpunkt sogar deren Briefe vertreten. Gleichsam führe dies zu einer Intermedialität zwischen Gruß und Brief. Nicht nur für kurze Zeit, sondern fortwährend konnte Franz Kardinal von Dietrichstein (1570–1636) seine eigene Abwesenheit am päpstlichen Hof in Rom durch seinen Agenten Jacomo Olivieri (1549/51–1630) kompensieren und sich auf diese Art

vergegenwärtigen lassen. TOMÁŠ PARMA („Vi fui a farle riverenza a nome die Vostra Signoria Illustrissima“. Franz Kardinal von Dietrichstein und seine römischen Agenten. Bedeutungsfelder der Repräsentation eines abwesenden Kardinals und Bischofs am päpstlichen Hof“, S. 147-155) beschreibt in seinem Artikel, wie für den vom Vatikan abwesenden Kardinal in Mähren Olivieri zugleich als Hauptkommunikationspartner, Informationsvermittler und Vertreter vor Ort fungierte. Der Beitrag von ALEXANDER PYRGES („Virtuelle Dialoge und vernetzte Korrespondenzen. Protestantische Vergesellschaftung in der atlantischen Welt des 18. Jahrhunderts“, S. 157-182) untersucht mit einem systemtheoretischen Ansatz von Kommunikation die gesellschaftsstiftende Funktion von Briefkorrespondenzen im transatlantischen Raum. Über den erhaltenen Briefverkehr des Kolonialprojekts „Ebenezer“, welches den Transport von Salzburger Emigranten in die nordamerikanische Kolonie Georgia organisieren sollte, werden Kommunikationskanäle sowie Merkmale protestantischer Vergesellschaftung über Distanz beleuchtet. Bemerkenswert ist das Prinzip der Zirkulation und Mehrfachnutzung von Briefen – somit die Schaffung eines gemeinsamen Kommunikationsraumes –, wobei dennoch konstant eine dialogische Zweierbeziehung inszeniert werde.

Ob nun Briefe, Portraits oder Grüße an Dritte als Vergegenwärtigung von Abwesenden dienen – die Beiträge verdeutlichen im Kollektiv, dass all jene Formen von (Re-)Präsentation und Kommunikation für ihren erfolgreichen Verlauf eine Reaktion des Gegenübers fordern. Die Bereitschaft, diesen Medien über eine geringere oder längere Zeitspanne die Bedeutung des Ersatzes für Anwesenheit zuzugestehen, bildet hierbei einen bemerkenswerten Konsens der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Infolgedessen liegt eine signifikante Leistung des Bandes in der gelungenen Zusammenstellung von Abhandlungen, welche dies nicht nur exemplarisch aufzeigen, sondern auch intertextuelle und begriffliche Verlinkungen untereinander erlauben. Lediglich die Aufsätze von Signori und Pyrges scheinen sich thematisch zuerst etwas abzuheben, spannen jedoch auf den zweiten Blick, platziert zu Beginn und Ende des Bandes, einen guten Rahmen. Signori bietet mit ihrer Darstellung des Metadiskurses über Nähe und Entfernung durch die Symbolträchtigkeit der Herrscheranrede einen guten Einstieg in die nachfolgende Reihung der Artikel. Die in der Einführung von Hengerer selbst angeregte Forderung nach einer interdisziplinären Sichtweise auf An- und Abwesenheit, wird durch Zitzlspergers kunsthistorische Perspektive bereichernd eingelöst. Dessen Ausführungen zu Repräsentation, Realpräsenz und Medialität setzen den bei Signori aufgenommenen roten Faden zu Präsenz und Distanz inhaltlich fort. In den Folgebeiträgen zur Briefkommunikation wird der Gegenstand um Teilhabe und Kontaktpflege im höfischen Umfeld weiter fokussiert und intensiviert. Eine Möglichkeit zu Parallelerkenntnissen gewährt hier beispielsweise das Verknüpfen der Beiträge von Droste, Kägler, Stuibler und Parma. Auf jeweils unterschiedliche Weise behandeln sie die Person oder das abstrakte Moment des Dritten als einen bedeutsamen Parameter für indirekte Verständigung. Über das gemeinsame Moment der Wertigkeit von Grußformeln vollzieht sich der inhaltliche Übergang der Artikel von der bisher weltlichen Sphäre zur Kommunikation im geistlichen Milieu (Stuibler, Parma). Der Aufsatz von Parma bringt zudem das Spezifikum berichtähnlicher Briefe ein, wodurch eine Brücke zum Schlussbeitrag (Pyrges) ersichtlich wird. Diese Überleitung hätte ebenso der Beitrag von Stuibler durch sein Intermedialitätspotenzial leisten können, sodass an dieser Stelle zuerst unklar scheint, weshalb die beiden Beiträge zur geistlichen Sphäre antichronologisch gereiht sind. Diese Unklarheit lässt sich aber wahrscheinlich durch die oben genannte Gemeinsamkeit der Grußformelthematik bei Kägler und Stuibler und des so fließenden Inhaltsübergangs zur Geistlichkeit auflösen. Pyrges führt mit seiner Untersuchung am Ende in die protestantische Sozietät hinein und ferner über den europäischen Kontinent hinaus. Er zeigt, wie nicht nur vermeintlich bekannte Sozialformen, sondern auch neue Formen der Vergesellschaftung über Distanz etabliert



werden können. Somit erweitert seine Abhandlung die Varietät der Beiträge über das höfische Umfeld hinaus, so wie Signoris Beitrag die zeitliche Dimension des Bandes durch die epochale Ansiedlung im Mittelalter bereichert.

Die epochen- wie disziplinenübergreifende Bearbeitung der Thematik ist weiterhin zu unterstützen und könnte zukünftig über Käglers Aufsatz hinaus noch durch weitere Beispiele weiblicher Kommunikationspraxis variiert werden. Doch bietet das Auftauchen ähnlicher Umfelder und Topoi in den hier gewählten Beiträgen die Möglichkeit, Kontinuitätslinien zu ziehen und maßgebliche Einsichten für die Kommunikationspraxis unter Abwesenden zu gewinnen. Folglich leistet der Band einen wichtigen Beitrag für kommende Forschungen auf diesem Themengebiet.

Kassel

Sophie Ziegler

**Die spätmittelalterlichen Wandmalereien in der Dorfkirche zu Demerthin,** hrsg. von FRIEDRICH VON KLITZING/WOLF-DIETRICH MEYER-RATH (Kirchen im ländlichen Raum, Bd. 8), Lukas Verlag, Berlin 2014. – 72 S., 35 farb. Abb., brosch. (ISBN: 978-3-86732-197-6, Preis: 10,00 €).

Zur Erforschung der Dorfkirchen in Mitteldeutschland habe ich mich NASG 85 (2014), S. 237-253 geäußert und in diesem Zusammenhang auch die verdienstvolle Buchreihe „Kirchen im ländlichen Raum“ auf den S. 246-252 ausführlich vorgestellt. Nun liegt als Band 8 diese kleine Monografie über die Dorfkirche zu Demerthin (in der Prignitz zwischen Bad Wilsnack und Kyritz gelegen) und ihre spätmittelalterlichen Wandmalereien vor. Die Pfarrkirche dürfte bereits in der Zeit der Ostsiedlung entstanden sein, doch liegen darüber weder Schriftquellen noch Baubefunde vor. Vom frühen 15. Jahrhundert bis zur Enteignung und Vertreibung 1945 waren die Herren von Klitzing Guts- und Patronatsherren in Demerthin, worüber ein Beitrag von FRIEDRICH VON KLITZING (S. 9-13) orientiert. Im Zuge der landesherrlichen Belehnung der Familie wird 1438 auch erstmals urkundlich das „kirchlehn“, also das Patronatsrecht über die Pfarrkirche, erwähnt. Wie die Ausführungen von GORDON THALMANN über die Baugeschichte der Dorfkirche (S. 14-19) zeigen, reicht der heutige Bau ebenfalls in diese Zeit zurück (Dendrodatum im Dachstuhl von 1434) und wurde Anfang des 16. Jahrhunderts durch den Westturm erweitert (Dendrodatum 1510). Die Ausstattung der Kirche ist nachmittelalterlich, darunter das Patronatsgestühl der Familie von Klitzing, aber 1968/69 wurden an den Längswänden der Kirche Wandmalereien freigelegt, die von PETER KNÜVENER (S. 20-25) aus kunsthistorischer Sicht eingeordnet und in das ausgehende 15. Jahrhundert datiert werden. Dafür spricht u. a. das Motiv der Maria im Rosenkranz (Abbildung S. 48 f.), das auf den hochrangigen Weltgeistlichen Albrecht von Klitzing zurückgehen könnte, der den Druck des 1493 erschienenen Zinnaer Mariensalters gefördert hat, dessen Titelblatt ihn kniend unter der Muttergottes im Rosenkranz zeigt (Abbildung S. 10). Erwähnt sei auch die spätmittelalterliche Sakramentsnische in der Ostwand, die von der Darstellung zweier Engel, die eine Monstranz halten, bekrönt wird (Abbildung S. 56 f.). Die Wandbilder befinden sich in zwei Reihen übereinander an der Nord- und Südwand der Kirche. Sie werden von GOTTFRIED KAWALLA und GOTTFRIED ADAM beschrieben und zudem farbig in ausgezeichneter Qualität abgebildet (S. 26-68). Die obere Reihe zeigt auf beiden Seiten die Passion Christi, die untere Reihe in Einzelbildern verschiedene Heilige wie Antonius, Georg und Katharina. Plausible Hinweise auf das nach der Reformation in Vergessenheit geratene Patrozinium der Kirche ergeben sich daraus leider nicht.

Leipzig

Enno Bünz

**Der Berliner Totentanz.** Geschichte – Restaurierung – Öffentlichkeit, hrsg. von MARIA DEITERS/JAN RAUE/CLAUDIA RÜCKERT, Lukas Verlag, Berlin 2014. – 302 S., 148 farb. u. 98 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-86732-172-3, Preis: 39,80 €).

Die Darstellung des Totentanzes, also die nach Ständen oder Lebensaltern geordnete Darstellung von tanzenden Menschen, die von Gevatter Tod angeführt und bei Bilddarstellungen durch beigefügte Verse auf ihre Sterblichkeit verweisen, gehört zu verbreiteten Bildprogrammen der bildenden Kunst und Literatur des späten Mittelalters. Kaum zu glauben, dass sich ausgerechnet in der Marienkirche von Berlin, also in einer Stadt, deren mittelalterliche Überreste man mit der sprichwörtlichen Lupe suchen muss, einer der bedeutendsten Totentanz-Zyklen nördlich der Alpen erhalten hat. Dass dieser Bildzyklus von ca. 1470 (die Datierung ist aufgrund des Erhaltungszustandes unsicher) in der westlichen Turmhalle der Berliner Stadtpfarrkirche allerdings seit der Freilegung 1860 stark gelitten hat und konservatorische Sorgen bereitet, sieht jeder Besucher der Kirche.

Um die wissenschaftliche Erforschung und konservatorische Dokumentation des Berliner Totentanzes war es bislang schlecht bestellt. Die Beiträge des vorliegenden großformatigen Bandes, Ergebnis einer 2011 an der Humboldt-Universität zu Berlin veranstalteten Arbeitstagung, schaffen nun in mehrfacher Hinsicht Abhilfe. Eine erste Themengruppe unter der Überschrift „Totentanz und Raum“ ordnet den Totentanz in die Berliner Marienkirche und ihre Westturmhalle ein (Beiträge von MARIA DEITERS und ANDREA SONNLEITNER). Dabei wird auch die Funktion von Westhallen in hochmittelalterlichen Klosterkirchen (CLAUDIA RÜCKERT) und Kirchen der Hansestädte (BARBARA RIMPEL) betrachtet. Zweckmäßig wäre freilich auch ein Überblicksbeitrag zur Marienkirche als eine der drei Stadtpfarrkirchen im spätmittelalterlichen Berlin-Cölln gewesen. Im Kreis der nach St. Marien pfarrenden Bürger ist wohl am ehesten der Stifter des Totentanzes zu suchen. Das theologische Konzept aber könnte von der Observanz der Augustinereremiten beeinflusst zu sein, wie Reimer Hansen vor wenigen Jahren plausibel gemacht hat (Zur Theologie des Berliner Totentanzes in St. Marien, in: Jahrbuch für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte 67 [2009], S. 69-90).

Eine zweite Themensequenz gilt dem „Totentanz in der Kunst. Bild, Text, Bezüge“. Der erste Beitrag über „Raum, Rezeption und Ritual“ (CAROLINE ZÖHL) stellt den Berliner Totentanz zwar in der Kontext anderer Totentänze u. a. in Lübeck und Reval, vermag die Funktion aber ebenso wenig zu erklären, wie der zweite Beitrag „Die Multiplikation des Todes“ (ELINA GERTSMAN), der versucht, anhand des Totentanzes von Kernascléden (Bretagne) mit theoretischen Konzepten wie „performativer Erfahrungsmodus“, „Somaästhetik“ usw. die Wahrnehmung der Bilder durch die Betrachter aufzuzeigen. Dabei lässt er aber außer Acht, dass wir über die Rezipienten, vornehmlich Berliner Bürger, recht wenig wissen und man sich erst einmal deren alltägliche und religiöse Lebenswelt vergegenwärtigen müsste, um über Wahrnehmungsprozesse nicht nur theoretisch zu spekulieren. Konkreter ist der Beitrag über „Grabmarker und Friedhofskunst“ (ROMEDIO SCHMITZ-ESSER), der sich mit Gestaltung der Gräber auf den Friedhöfen und in den Kirchen befasst, dabei kursorisch auch auf Beinhäuser (Karner) eingeht, und damit das vom Tod geprägte Umfeld der Totentanzdarstellungen ausleuchtet. Aus kunsthistorischer Sicht wird der Berliner Totentanz in die bildende Kunst (PETER KNÜVENER) und Wandmalerei (UTE JOKSCH) der Mark Brandenburg eingeordnet. Die Perspektive weitet sich durch den Blick auf Vergleichsbeispiele, nämlich eine Untersuchung des Totentanzes von Simon Marmions Altarflügeln aus Saint-Omer in der Berliner Gemäldegalerie (STEPHAN KEMPERDICK) und die Präsentation der freskierten Totentänze von Skrilje bei Beram und Hrastovlje in Istrien (TOMISLAV VIGNJEVIC).

„Totentanz und Überleben“ ist eine dritte Gruppe von Beiträgen zu Fragen der Konservierung, Restaurierung und öffentlichen Präsentation des Totentanzes überliefert. Behandelt werden die frühen Bemühungen um die Sicherung des Bilderzyklus (JULIA FELDTKELLER) und die Restaurierungsgeschichte 1950–1989 (JAN RAUE). Die Grundfrage bei der Restaurierung von Wandmalerei ist stets die, ob man ein „authentisches“ Fragment sichern oder eine „lesbare“ Darstellung präsentieren möchte (darüber allgemein die Beiträge von URSULA SCHÄDLER-SAUB und DÖRTHE JAKOBS). Da sich die Beiträge des Bandes nicht nur mit der Geschichte und Ikonografie von Totentänzen, sondern auch mit den konservatorischen Problemen mittelalterlicher Wandbilder befassen, ist auch ein Aufsatz über die Fresken des 15. Jahrhunderts aus dem Bibliothekstrakt des Leipziger Dominikanerklosters enthalten, die bei dem Abriss des Gebäudes 1893 geborgen wurden und mittlerweile in den Schauräumen der Universitätskustodie wieder gezeigt werden: RUDOLF HILLER VON GAERTRINGEN/ALBRECHT KÖRBER, Die Rückkehr der Paulinerfresken. Erhaltung und Präsentation der Wandmalereifragmente aus dem ehemaligen Dominikanerkloster in Leipzig vom 19. bis 21. Jahrhundert (S. 204–215). Weiter ausholend wird die Denkmalpflege an St. Marien in die große Aufgabe eingeordnet, „mittelalterliches Kulturerbe in Berlin bewahren“ (SABINE SCHULTE), doch sind die konservatorischen Herausforderungen enorm, wie im Beitrag „Totentanz auf dünnem Eis“ (JAN RAUE) ausgeführt wird.

Zu den gewichtigsten Beiträgen des Bandes gehört die Dokumentation der „Inschrift des Berliner Totentanzes“ (MISCHA VON PERGER), die kritisch ediert, dokumentiert und erläutert wird. Das ist eine besondere Herausforderung, da nicht nur die Bilder, sondern auch die Inschriften, die in Kolumnen von jeweils drei Paarsversen unter den Figuren stehen, nur noch lückenhaft erhalten sind und mittlerweile an der Wand wie im Druck zwischen 1860/61 und 1997 elf Textfassungen erstellt wurden. Die zwölfte, die auf sorgfältiger Auswertung aller Fassungen beruht, liegt hier nun vor. Darüber hinaus trägt dieser schön gestaltete Band auch durch seine vorzügliche Bebilderung zur Dokumentation des Berliner Totentanzes bei, vor allem durch die eingeschobenen Tafelteile (Tafel I, S. 10 f. Messbild 2010; Tafel II, S. 14 f. Federzeichnung von Friedrich Schick, 1860; Tafel III, S. 82–91 Umzeichnungen aus der Publikation von Wilhelm Lübke, 1861, mit dem neuhochdeutschen Text von Mischa von Perger; Tafel IV, S. 164–167 farbige Lithografien von Theodor Prüfer, 1883; Tafel V, S. 254 f. Darstellung aus Theodor Prüfer, 1876).

Das Erscheinen dieses inhaltlich zwar etwas disparaten, aber insgesamt doch wichtigen und anregenden Buches dürfte gleich in mehrfacher Hinsicht von Interesse sein: zunächst als Forschungsbeitrag zur Ausstattung einer spätmittelalterlichen Stadtpfarrkirche (hier würde ich mir aus historischer Perspektive allerdings eine intensivere Beschäftigung mit der Pfarrinstitution und ihrer Gemeinde wünschen), des Weiteren als Beitrag zur mitteldeutschen Frömmigkeitsgeschichte der vorreformatorischen Zeit (hier besteht in Brandenburg und Berlin noch ein gewisser Nachholbedarf gegenüber den südlich angrenzenden Landschaften, siehe zuletzt: Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation in Mitteldeutschland. Wissenschaftlicher Begleitband zur Ausstellung „Umsonst ist der Tod“, hrsg. von E. BÜNZ/H. KÜHNE, Leipzig 2015), und schließlich als Beitrag zur Erforschung der Ikonografie spätmittelalterlicher Totentänze, die es allenthalben gegeben hat, auch im Sachsen des ausgehenden Mittelalters, wie etwa der ehemals am Georgentor des Dresdner Schlosses angebrachte Totentanz aus der Zeit Herzog Georgs des Bärtigen zeigt (siehe dazu die Beiträge von H. MAGIRIUS und A. KIESEWETTER in: Das Residenzschloss zu Dresden, Bd. 1: Von der mittelalterlichen Burg zur Schlossanlage der Spätgotik und Frührenaissance, Petersberg 2013). Dieser Zyklus, der sich heute in der Dresdner Dreikönigs-Kirche befindet, bot übrigens Anlass für die wohl älteste Untersuchung über Totentänze überhaupt, die der

Alt-Dresdner Pfarrer Paul Christian Hilscher (1666–1730) verfasste: Beschreibung des so genannten Todten Tantztes / Wie selber an unterschiedlichen Orten / Sonderlich an Hertzog Georgens Schlosse in Dreßden / Als ein curiöses Denck=Mahl Menschlicher Sterblichkeit zu finden, Dresden/Leipzig 1705.

Leipzig

Enno Bünz

**FERDINAND AHUIS, Das Porträt eines Reformators.** Der Leipziger Theologe Christoph Ering und das vermeintliche Bugenhagenbild Lucas Cranachs d. Ä. aus dem Jahre 1532 (*Vestigia bibliae*. Jahrbuch des Deutschen Bibel-Archivs Hamburg, Bd. 31), Peter Lang, Bern u. a. 2011. – 181 S. mit s/w u. farb. Abb., brosch. (ISBN: 978-3-0343-0683-6, Preis: 41,20 €).

Der Verfasser, bis 2007 Hauptpastor an St. Nikolai in Hamburg, hat ein Buch vorgelegt, das für die sächsische Reformationsgeschichte und für die Cranach-Forschung gleichermaßen von Bedeutung ist. Ausgangspunkt der Untersuchung ist das 1532 entstandene „Bildnis C E“, das 1960 von der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate ersteigert wurde und als Porträt des Reformators Johannes Bugenhagen galt. Daran wurden allerdings schon bald nach dem Erwerb des Porträts Zweifel laut, wie Ahuis detailliert nachzeichnet. Ihm gelingt in minutiöser Argumentation der Nachweis, dass es sich bei dem Porträtierten nicht um Bugenhagen, sondern um den aus Leipzig stammenden Theologen Christoph Ering handelt. Der Wappenring des Porträtierten mit dem Namenskürzel C. E. und einer Hausmarke gibt dafür den entscheidenden Fingerzeig. Die Ikonografie des Porträts wird umfassend untersucht. Der Verfasser kann darüber hinaus plausibel machen, dass das Ering-Bildnis mit dem 1537 von Cranach angefertigten Bugenhagen-Porträt ursprünglich zu einem in Wittenberg präsentierten Doppelbildnis gehörte, die Gemälde aber schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts getrennt wurden. Das Ering-Bildnis hat bislang in der Cranach-Forschung kaum Beachtung gefunden, was sich durch diese Publikation gewiss ändern wird.

Der kunst- und provenienzgeschichtlichen Untersuchung vorangestellt ist ein ausführliches Kapitel zur Biografie Christoph Erings, der wohl 1485 in Leipzig geboren wurde und sich an der dortigen Universität 1501/02 immatrikulierte. 1521 wurde er Kaplan und Hofprediger Herzog Georgs und wirkte als Erzieher des späteren Herzogs und Kurfürsten Moritz. 1526 wechselte Ering als Prediger nach Annaberg, wirkte dann aber von 1529 bis 1532 im böhmischen Joachimsthal. Seine Immatrikulation 1532 in Wittenberg markiert die Hinwendung zur Reformation. In dieser Zeit entstand das erwähnte Porträt Cranachs. Von 1533 bis zu seinem Tod hat Ering als Geistlicher in Zwickau gewirkt, zuletzt als Superintendent.

Die Untersuchung von Ferdinand Ahuis bietet nicht nur die überzeugende Zuschreibung des von Cranach Porträtierten, sondern liefert auch einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der Reformatoren, die gewissermaßen in der zweiten Reihe gewirkt haben und über die wir noch immer zu wenig wissen.

Leipzig

Enno Bünz

**Johann Christoph Gottsched. Briefwechsel.** Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 8: November 1741–Oktober 1742, hrsg. und bearb. von DETLEF DÖRING †/FRANZISKA MENZEL/RÜDIGER OTTO/MICHAEL SCHLOTT, Walter de Gruyter, Berlin/Boston 2014. – LVII, 588 S., geb. (ISBN: 978-3-11-034979-5, Preis: 269,00 €).

Die Auswertung von Korrespondenzen als Quellen für die Erforschung der frühneuzeitlichen Gelehrtenrepublik erfordert die Berücksichtigung des Umstandes, dass es sich bei der Kommunikation innerhalb dieser sozialen Gruppe um ein komplexes Mehrebenensystem handelte, bei dem Briefe und kontinuierliche Korrespondenzbeziehungen nur den ‚mittleren‘ Bereich abdeckten. Hinzu traten einerseits die zahlreichen mündlichen Formen des Gedankenaustauschs in Universitäten und Akademien, der sich gerade in der Zeit der Aufklärung durch Salons und ein vielseitiges Spektrum an locker verfassten Gesellschaften zusätzliche Institutionen schuf. Andererseits ist auch und gerade der Bereich der gelehrten Publizistik als eine spezifische Form der gelehrten Kommunikation zu werten, wobei sich auch hier für den frühneuzeitlichen und besonders den aufklärerischen Zeitraum ganz spezifische Formen herausbildeten – bis hin zur gelehrten Satire und anonymen Spottgedichten. Alle drei Ebenen wirken aufeinander ein und verschränken sich auf vielfältige Weisen.

Dies gilt es auch bei der Betrachtung der umfangreichen, Jahrzehnte eines einflussreichen universitären Gelehrtenlebens umspannenden Korrespondenz Johann Christoph Gottscheds zu berücksichtigen, von der inzwischen bereits acht Bände in mustergültiger Edition vorliegen (vgl. NASG 79 [2008], S. 341–345 sowie die Besprechungen in den folgenden Bänden). Wie sich die verschiedenen Ebenen gelehrter Kommunikation verbinden, zeigt sich auch im achten, den Zeitraum von November 1741 bis Oktober 1742 umfassenden Band in anschaulicher Weise. So erfahren wir hier etwa nur noch wenig über Gottscheds philosophische Diskussionen mit Ernst Christoph Graf von Manteuffel, da dieser inzwischen durch seinen Umzug nach Leipzig nahezu täglich persönlichen Umgang mit dem Professor und seiner Gattin pflegen konnte. Kam es hingegen vor, dass Gottsched selbst – was jedoch selten genug geschah – eine gewisse Zeit außerhalb Leipzigs weilte, wie etwa im Sommer 1742 als Universitätsvertreter auf dem kursächsischen Landtag in Dresden, übernahmen sogleich wieder Korrespondenzen die Fortsetzung der sonst vor Ort geknüpften Gesprächsfäden. Zudem stehen im gesamten Gottschedschen Briefnetzwerk Fragen der Veröffentlichung eigener neuer gelehrter und poetischer Schriften, die Diskussion und Bearbeitung frischer Manuskripte des Schüler- und Anhängerkreises und die Kritik fremder Neuerscheinungen im Mittelpunkt. Thematisch rücken Theater- und Literaturwesen in den Vordergrund. Es handelt sich um die Zeit des „Literaturstreits“ mit Bodmer; Gottsched beginnt mit der Herausgabe der „Deutschen Schaubühne“. Fragen der Leibniz-Wolffschen Philosophie treten hingegen etwas zurück, bleiben gleichwohl eine stete geistige Folie, vor der sich das hier abgebildete Netzwerk größtenteils verorten lässt. Daneben wird Gottscheds Bayle-Übersetzung aktuell. Zugleich befinden wir uns in der Zeit des Ersten Schlesischen Krieges. Gottscheds „nationale“ Position – der Wunsch einer preußisch-österreichischen Allianz gegen Frankreich – tritt durchaus deutlich hervor (vgl. S. XVI–XVIII).

In Intensität und Reichweite sehen wir Gottscheds Netzwerk nun in seiner vollen Entfaltung. Einschneidende Veränderungen sind nicht zu verzeichnen. Der Schwerpunkt liegt weiterhin im Norden und Westen des Reiches. Verhältnismäßig schwach sind, nach dem Zusammenbruch der Berliner Alethophilengesellschaft 1740/41, die Verbindungen nach Preußen ausgeprägt, was bisherige Forschungsansichten, etwa Detlef Dörings, zur spezifischen Distanz zwischen sächsisch-mitteldeutscher und Berliner Gelehrtenwelt bestätigt. Insgesamt bringt der vorliegende Band die kommentier-

te Wiedergabe von 219 Schreiben, davon 195 an Gottsched und seine Frau gerichtet. Briefe der Gottscheds (hier 24) bleiben weiterhin deutlich in der Minderzahl. Zu den am stärksten vertretenen Korrespondenten zählen Friedrich Heinrich von Seckendorff (neun Schreiben, dazu sieben Schreiben Gottscheds an Seckendorff), Johann Christian Benemann, Jakob Brucker, Johann Heyn (je sieben Schreiben), Friedrich Wilhelm Horch, Gottlob Carl Springsfeld und Gottlob Benjamin Straube (je sechs Schreiben). Wichtigste Knotenpunkte des Netzwerkes bleiben Dresden, Weißenfels, Kaufbeuren, Berlin, Regensburg und das Seckendorffsche Gut Meuselwitz. Wie bereits in den Vorgängerbänden so erleichtern auch hier Einleitung, Indices sowie das äußerst hilfreiche Korrespondentenverzeichnis mit zahlreichen bio- und bibliografischen Angaben die Benutzung. So sei der Forschung eine intensive Auswertung der in diesem Band wie in seinen Vorgängern mustergültig aufbereiteten Quellen nachdrücklich ans Herz gelegt.

Berlin

Johannes Bronisch

**STEFANIE BIETZ, Erbschaften im Bürgertum.** Eigentum und Geschlecht in Sachsen (1865–1900) (Dresdner Beiträge zur Geschlechterforschung in Geschichte, Kultur und Literatur, Bd. 4), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2012. – 360 S., 4 s/w Abb. u. 13 Schaubilder, brosch. (ISBN: 978-3-86583-614-4, Preis: 24,00 €).

Stefanie Bietz untersucht in ihrer Leipziger Dissertation das bürgerliche Erbverhalten in Sachsen im ausgehenden 19. Jahrhundert unter dem besonderen Blickwinkel des geschlechterspezifischen Vererbens. Diese Perspektive erscheint sowohl gengeschichtlich als auch juristisch sinnvoll, waren doch die Geschlechter bei gesetzlichen Erbfolgen gleichgestellt, wogegen bei testamentarisch bestimmten Erbregelungen Geschlechterdifferenzen ermöglicht wurden. Die zeitliche Einrahmung ist ein Kunstgriff, denn sie deckt sich mit der Gültigkeitsdauer des sächsischen Bürgerlichen Gesetzbuches, bevor reichsweite Regelungen auch den Bereich des Erbens vereinheitlichten. Diese regionale Eingrenzung wird im Ergebnis relativiert, denn immer wieder arbeitet die Autorin heraus, dass die juristischen Bestimmungen für das Königreich Sachsen sich wie die konkreten aus den Akten gewonnenen Erkenntnisse nicht gravierend von anderen Ländern unterschieden: „Die Ausgestaltung dieser geschlechterdifferenzierenden Eigentumsrechte in Sachsen am Ende des 19. Jahrhunderts erfolgte im internationalen Austausch und nach transnationalen Mustern, insofern erwiesen sich diese Rechte auch nicht grundlegend charakteristisch für die untersuchte Region bzw. für die Stadt Leipzig“ (S. 284 f.). Das letzte Schlagwort verweist auf eine zweite Problematik. Das ‚Kernstück‘ der Arbeit ist die intensive Auswertung eines Samples von 1.195 Erbschaftsvorgängen aus den Akten des Amtsgerichts Leipzig. Dessen regionale Zuständigkeit in eins zu setzen mit dem „sächsischen Bürgertum im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts“ (S. 11) ist gewagt. Titel und Untertitel sind daher zur Hälfte irreführend. Um einmal mehr die ermüdenden, aber im Kern zutreffenden Regionalalklischees zu bemühen: In Leipzig wurden a priori im Handel erwirtschaftete Vermögen vererbt, im Amtsgerichtsbezirk Chemnitz solche aus Industrie und mittelständischem Gewerbe und in Dresden eine Mischung aus beidem unter Hinzukommen von Erbschaften des residenzstädtischen Adels, der Verwaltungseliten, der Kunst- und Kulturverdiener sowie der heterogenen Gruppe der Rentiers. Diese innersächsische Binnendifferenzierung des Bürgertums bleibt ebenso unbehandelt wie der Unterschied zwischen Groß- und Mittelstädten, an den das konkrete Milieu der Erblasser und Erben, die Erwerbsart des Vermögens und die daraus resultierenden Spielarten bürgerlicher Habitualisierungsformen gebunden war. Die Prosopografie des sächsischen Bürger-

tums der Reichseinigungs-, Reichsgründungs- und frühwilhelminischen Zeit wird hier auf die Geschlechterdifferenz innerhalb der Stadt Leipzig reduziert. Aus der Sicht der *minority studies* ist auch das ein verengender Rigorismus, bleiben doch neben der ‚doing gender‘-Perspektive auf die Quellen andere fragmentierende Praktiken wie ‚doing ethnicity‘, ‚doing race‘, ‚doing religion‘ oder ‚doing age‘ unberücksichtigt. Lässt man derlei Monita außer Acht und begnügt sich mit dem Differenzierungsansatz ‚Geschlecht‘, wird man der die einschlägige Literatur überblickenden Autorin in ihrer souveränen Formulierung zustimmen müssen: Weil ähnliche Arbeiten für vergleichbare Kommunen nicht vorliegen, „kann diese Studie als Pionierarbeit für den deutschsprachigen Raum gelten“ (S. 301).

Was sind die Ergebnisse? Zunächst einmal die Einsicht, dass der bürgerliche Alltag durch materielle Güter und Besitz geprägt war, die Bürgerlichkeit eigentlich erst ermöglichten (S. 19). Die Arbeit untersucht den materiellen und den symbolischen Wert des Erbens. Spannend und detailtief sind dabei etwa – *pars pro toto* – die Abschnitte über das Vererben von Mahagoni-Möbeln (S. 258-268) oder von Schmuck (S. 270-282). Hier wie besonders auch in den Tabellen im Anhang (S. 348-360) zeigt sich die Analysetiefe. Alle Details des in fünf Kapiteln (Eigentums- und Erbrechte, S. 43-82; Eigentums- und Geschlechtervorstellungen, S. 83-107; Bürgerliche Lebensverhältnisse und Vermögenstransfers, S. 108-156; Bürgerlicher Wertetransfer und erbrechtliche Vermögensverteilung, S. 157-234; Verfügungsrechte und Zuteilung materieller Vermögensbestandteile, S. 235-283) schlüssig dargebotenen, SPSS-codierten Datenmaterials zu referieren, ist hier nicht der Ort. Eine schönere Aufmachung (von Ausstattung sprechen bei Dissertations-Paperbacks ohnehin nur noch Nostalgiker) mit veranschaulichenden Abbildungen aus dem bürgerlichen Leben hätte dem Band ebenso gut getan wie eine gediegenere Präsentation der Tabellen im Anhang. In dieser Nüchternheit des Bandes zeigt sich, wie groß die Distanz zu den bürgerlichen Formen des ausgehenden 19. Jahrhunderts selbst bei Bürgertumsforschern ist.

Friedrichsruh/Hamburg

Ulf Morgenstern

**HORST DIETER SCHLOSSER, Sprache unterm Hakenkreuz.** Eine andere Geschichte des Nationalsozialismus, Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2013. – 423 S., geb. (ISBN: 978-3-412-21023-6, Preis: 34,90 €).

Der Darstellung der pragmatischen Aspekte von Sprache – die Abhängigkeit sprachlicher Bedeutungen von ihrer Verwendung in konkreten Kontexten – ist es, was der Germanist Horst Dieter Schlosser, Vorsitzender der Gesellschaft für deutsche Sprache und Initiator der Sprachkritikaktion „Unwort des Jahres“, verfolgt. Konkret betrachtet er die Sprache und die Verwendung bestimmter Formulierungen in der Zeit des Nationalsozialismus. Schlosser sieht die „nationalsozialistische Sprache“ als ein weiteres Mittel der Diktaturdurchsetzung: „Die Herrschaft von Diktaturen beruht selbstverständlich auf physischer Gewalt, die gegen jeden eingesetzt wird, der diese Herrschaft gefährdet oder gefährden könnte. [Doch] reicht physische Gewalt [...] allein nicht aus. Gerade in einer solchen Zeit müssen sprachliche Mittel eingesetzt werden, um den Herrschaftsanspruch nicht vorzeitig aufzugeben. Diktaturen sind nie sprachlos“ (S. 9). Für Schlosser haben die Sprache und ihre Verwendung in den historischen und sozialwissenschaftlichen Fächern bisher zu wenig Beachtung gefunden, obwohl die Untersuchung von Sprache eine Voraussetzung für die Untersuchung der ideologischen Beeinflussung der Bevölkerung ist, denn sie spiegelt „allgemein verbreitete Denkbilder“ wider (ebd.) – was sie nicht nur zu einem linguistischen, sondern vor

allem zu einem sozialen Phänomen macht. So waren bestimmte Denkmuster wie die der „Rassenreinheit“ weit verbreitet, wie Schlosser an einer Sprachglosse Kurt Tucholskys von 1930 zeigt, in der dieser die „Reinheit der Sprache“ mit der der „Rasse“ vergleicht (S. 19).

Als allgemeine Merkmale des Sprachgebrauchs im Nationalsozialismus stellt Schlosser deren Reduziertheit, das heißt eine „semantische Engführung“ (S. 11), die verbale Verschleierung, z. B. durch Euphemismen, und dessen ausgrenzende Tendenzen fest.

Der Aufbau des Buches folgt der Chronologie der Ereignisse zwischen 1933 und 1945, wobei innerhalb der Kapitel auch auf die Vorläufer des nationalsozialistischen Sprachgebrauchs eingegangen wird. Da der Autor diesen chronologischen Aufbau auch mit einer thematischen Strukturierung (z. B. Kapitel 10: „Erbkranke“ und „unproduktive“ Menschen – Zwangssterilisation und Euthanasie-Morde; Kapitel 11: „Die ‚jüdische Gegenrasse‘ und die ‚Endlösung‘“; Kapitel 12: „Der Weg in einen ‚uns aufgezwungenen Krieg‘“) koppelt, ermöglicht diese Art der Gliederung eine relativ gute Orientierung im Buch. Leider fehlen ein Personen- und ein Schlagwortregister, die den Gebrauchswert auf jeden Fall erhöht hätten.

Aber schildert Schlosser tatsächlich das, was er eine „andere Geschichte des Nationalsozialismus“ nennt? Es ist zunächst einmal nichts Neues, was er hier vorlegt. Vielmehr liefert er eine Synopse von Erkenntnissen und Studien zur „Sprache unterm Hakenkreuz“, zur nationalsozialistischen Symbol- und Medienpolitik sowie ihrer Vorläufer. Dass dabei einige einschlägige Arbeiten fehlen, z. B. Norbert Freis „Macht ergreifung“ (1983) oder Klaus Theweleits „Männerphantasien“ (1977), fällt zumindest auf. Schlossers Buch schildert keine „andere“ Geschichte, denn die Analyse nationalsozialistischer Symbole und Sprache gehören mindestens seit Theweleit zum Untersuchungsrepertoire der NS-Geschichte. Er kann auch gar keine „andere“ Geschichte erzählen, weil der Symbol- und Sprachgebrauch der Nationalsozialisten ebenso wie der Terror oder der Antisemitismus untrennbar verbunden sind. Was Schlossers Werk schafft, ist, zum Nachdenken über den Gebrauch von Sprache sowie über die Herkunft bestimmter Begriffe und Formulierungen anzuregen. Für Historiker und Sozialwissenschaftler ist es somit eine gute Einführung und Zusammenfassung des Themas.

Dresden

Nadine Kulbe

**Fremde – Heimat – Sachsen.** Neubauernfamilien in der Nachkriegszeit, hrsg. von IRA SPIEKER/SÖNKE FRIEDREICH, Sax-Verlag, Beucha/Markkleeberg 2014. – 408 S., 71 Abb., brosch. (ISBN: 978-3-86729-127-9, Preis: 19,80 €).

Beim Obertitel des anzuzeigenden Bandes ist man zunächst geneigt, ihn für einen Beitrag zur aktuellen Flüchtlingsproblematik zu halten. Indes macht er deutlich, wie Migration als historischer Prozess über die Jahrhunderte hinweg zu den Konstanten (nicht nur) sächsischer Geschichte gehört. Im konkreten Fall untersuchte ein Forschungsprojekt des Bereichs Volkskunde am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde die gesellschaftliche Gruppe jener 7 000 sogenannten Neubauern, die sich in Sachsen nach der Bodenreform des Jahres 1945 aus dem Kreis der etwa eine Million in die Region gelangten Flüchtlinge und Vertriebene – offiziell zunächst „Umsiedler“, dann „Neubürger“ genannt – aus den damaligen deutschen Ostgebieten rekrutierten. Auf der Basis von Zeitzeugeninterviews und der Auswertung von Archivbeständen, zeitgenössischen Periodika sowie literarischen Werken wird ein breites Panorama des gesellschaftlichen Wandels im ländlichen Raum in der Nachkriegszeit entfaltet. Der Untersuchungszeitraum erstreckt sich dabei bis in die 1950er-Jahre, als die – zunächst



freiwilligen, dann erzwungenen – Kollektivierungsprozesse in der Landwirtschaft erneut für starke Veränderungen der ruralen Lebenswelten sorgten.

Der geografische Schwerpunkt der Untersuchung liegt weitgehend auf den ehemaligen Landkreisen Bautzen und Grimma, in denen bis März 1949 fast 40 000 (Bautzen) bzw. mehr als 35 000 (Grimma) „Umsiedler“ ankamen, die jeweils zu großen Teilen (Bautzen: 44 %, Grimma: fast 60 %) in kleinen Gemeinden und Dörfern untergebracht wurden. Im Zuge der Bodenreform bildeten beide Kreise in Sachsen dann diejenigen Regionen mit den meisten Neubauern: mehr als 2 000 in Bautzen, fast 1 900 in Grimma. Der Anteil an „Umsiedlern“ betrug dabei 22 % (Bautzen) bzw. 29 % (Grimma) – ein Anteil, der anderswo (etwa in den Kreisen Görlitz/Weißwasser und Löbau) weit überstiegen wurde und unter dem sachsenweiten Schnitt von 34 % lag. Bis Ende 1950 waren dann bereits wieder mehr als 10 % der Neubauernstellen – die neben einem wirtschaftlichen auch einen politischen Hintergrund aufwiesen und einen neuen „Bauerntyp“ etablieren sollten – aufgegeben worden. Unter anderem als Reaktion darauf sollte die Kollektivierung „die kommunistische Herrschaft auf dem Lande festigen und zugleich die wirtschaftlichen Probleme der Landwirtschaft beseitigen“ (S. 23).

Diese Prozesse werden in der Einleitung der Herausgeber auf der Basis der aktuellen Forschungsliteratur und einschlägiger Archivbestände knapp zusammengefasst, bevor in fünf überwiegend sehr umfangreichen Einzelstudien ihre Auswirkungen exemplarisch verdeutlicht werden. IRA SPIEKER („Lebenslinien. Neuanfänge in einem fremden Land“, S. 29-156) schildert in ihrem Beitrag anhand von mehr als 60 Zeitzeugeninterviews plastisch die verschiedenen lebensweltlichen Wandlungen, denen sich neu angekommene, aber auch alt eingessene Bewohner der Dörfer ausgesetzt sahen. Erfahrungen von Flucht und Vertreibung, Neuankunft und (nicht nur) wirtschaftlichem Neuanfang, Leben im Provisorium und gesellschaftlichen Anforderungen im sich etablierenden kommunistischen System werden eindrücklich geschildert und mit ausführlichen Zitaten der Interviewpartner veranschaulicht. Ein abschließender Abschnitt ist der heutigen biografischen Einordnung der seinerzeitigen Erlebnisse gewidmet. Anfängliche Erfahrungen von „Ablehnung und Ausgrenzung“ (S. 147) werden durch die in der Rückschau konstruierte Bedeutung von „Integration und Toleranz“ (S. 152) relativiert.

Beide Pole hätten durchaus auch als Titel über dem Gesamtband stehen können, im Beitrag von SÖNKE FRIEDREICH werden sie als „Konfliktpotenzial und Integrationsprozesse im Spiegel archivalischer Überlieferung“ (S. 157-234) explizit aufgegriffen. Anhand der Überlieferung hauptsächlich des Sächsischen Staatsarchivs – Hauptstaatsarchiv Dresden werden die in der Einleitung knapp skizzierten Entwicklungen nun an Beispielen der Landes- und Kreisebene detaillierter entfaltet. Der Autor zeigt dabei u. a. die Ambivalenzen in der Beurteilung der Bodenreform, der aufgrund des rigiden Vorgehens der entschädigungslosen Enteignung vielfach mit starker Kritik begegnet wurde, die von vielen aber auch durchaus positiv gesehen wurde. Deutlich werden hier auch Reibungspunkte zwischen örtlicher Bevölkerung und „Umsiedlern“ etwa in der Verteilung des enteigneten Besitzes. Da sich die zuständigen Behörden weitgehend auf den politischen Impetus des Vorhabens konzentrierten, blieben ökonomische und soziale Aspekte oft unberücksichtigt, was das Konfliktpotenzial weiter verstärkte. Dies wirkte sich auch und gerade auf die Vertriebenen aus: „Aus politischer Rücksicht gegenüber den Nachbarländern, vor allem aber gegenüber der Sowjetunion, war es unmöglich, die Vertreibungsvorgänge als Unrecht zu kennzeichnen“ (S. 179). Im Zusammenspiel mit den negativen wirtschaftlichen Folgen von Enteignung und Zwangskollektivierung können so die politischen Ziele dieser Prozesse als weitgehend gescheitert betrachtet werden.

Noch stärker auf die lokale Ebene geht der Beitrag von URSULA SCHLUDE („Dokumente aus Dörfern. Landwirtschaft und lokale Politik im Umbruch [1945–

1953]“, S. 235-298) ein, der die Überlieferung der örtlichen Amtsträger in den Lokal- und Kreisverwaltungen ins Zentrum stellt, sich weitgehend auf das Nachzeichnen einzelner Fallbeispiele konzentriert und nur selten analytische Verbindungen zieht. Interessant erscheint in jedem Fall der Befund, dass das „Umsiedler“-Thema auffallend abwesend [bleibt]“ (S. 293). Ob die festgestellte mangelnde Reflexion der starken Veränderungsprozesse durch die Enteignung demgegenüber wirklich bedeutet, dass „der untergehenden, so besonderen Verfasstheit einer dörflichen Zivilgesellschaft, von der das Rittergutsdorf geprägt war, niemand eine Träne nachweint[e]“ (S. 293), bleibt fraglich, da diese Leerstelle eher der Art des Quellenmaterials und den hier zu Wort kommenden Akteuren geschuldet sein dürfte – gehörten jene meist doch eher zu den Profiteuren des neuen Systems.

Die Darstellung solcher Prozesse in der DDR-Literatur untersucht NADINE KULBE („Zwischen Geschichte und Erinnerung: ‚Umsiedler‘ und Neubauern in der Literatur der SBZ/DDR“, S. 299-368) am Beispiel von 13 Texten unterschiedlicher Gattungen, die zwischen 1949 und 1985 erschienen sind. Das Thema der „Umsiedler“ blieb auch hier, dem politischen Willen entsprechend, insgesamt randständig. Für die wenigen entsprechenden Texte stellt Kulbe prototypisch vier Phasen vor, in die sich das Sujet chronologisch einteilen lässt: 1. Leben in der alten Heimat, 2. Flucht, Vertreibung und Ankunft, 3. Leben in der neuen Heimat, 4. Besuch in der alten Heimat (S. 328). In den untersuchten Fallbeispielen, etwa Heiner Müllers Drama „Die Umsiedlerin“ (1961) oder Christa Wolfs Roman „Kindheitsmuster“ (1976), werden diese Phasen in unterschiedlicher Intensität aufgegriffen, wobei das Leben in der neuen Heimat zumeist zentral erscheint und anfangs hauptsächlich auf den Aufbau der besseren Verhältnisse im Sozialismus hin beschrieben wird. Erst ab den 1970er-Jahren standen stärker individuelle Erfahrungen im Vordergrund.

Der Neuaufbau der sozialistischen Gesellschaft stand naturgemäß auch im Mittelpunkt derjenigen Texterzeugnisse, die sich in der zeitgenössischen Presse mit den Themen „Umsiedler“ und „Neusiedler“ befassten, worauf abschließend in einem knapperen Beitrag UTA BRETSCHNEIDER („Die Bodenreform wurde auch für sie die Rettung: ‚Umsiedler‘ als Neubauern in der zeitgenössischen Presse [1945–1960], S. 369-396) eingeht. Entsprechend der politischen Zielsetzung wurden in Blättern wie „Die Ähre“ oder „Der Genossenschaftsbauer“ hier in der Hauptsache Erfolgsgeschichten erzählt und „ideologisch aufgeladene Idealbilder“ (S. 394) präsentiert, die mit den gesellschaftlichen Realitäten bisweilen wenig zu tun hatten.

Es gehört zu den Verdiensten des Bandes, die offiziellen Darstellungen und die individuellen Erfahrungen eindrücklich zu kontrastieren. Auch die reichliche Bebilderung trägt dazu bei, die großen Begriffe „Bodenreform“ und „Kollektivierung“ am Fallbeispiel menschlich erfahrbar zu machen. So lässt sich im Nachgang wohl festhalten, „dass in vielen Fällen die Vertriebenen in der ‚fremden Heimat Sachsen‘ ihren Neuanfang erfolgreich meisterten“ (S. 23) – auch wenn in den Beiträgen des Bandes eher die Schwierigkeiten dieses Neuanfangs dargestellt werden.

*Lokal- und Regionalgeschichte*

**Breunsdorf, Bd. 1: ANSGAR SCHOLZ, Siedlungsentwicklung und Baugeschichte bäuerlicher Gehöfte in Breunsdorf.** Entwicklung einer ländlichen Siedlung im Leipziger Südraum vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte, Bd. 27), Landesamt für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte, Dresden 1998. – 276 S. mit Abb., geb. (ISBN: 978-3-910008-34-2, Preis: 30,00 €).

**Breunsdorf, Bd. 2: Kirche und Friedhof von Breunsdorf.** Beiträge zu Sakralarchitektur und Totenbrauchtum in einer ländlichen Siedlung südlich von Leipzig, hrsg. von JUDITH OEXLE (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte, Bd. 35), Landesamt für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte, Dresden 2002. – 327 S. mit Abb., geb. (ISBN: 3-910008-46-1, Preis: 60,00 €).

**Breunsdorf, Bd. 3: Breunsdorf – Ein verschwundenes Dorf im westsächsischen Braunkohlenrevier.** Archäologischer Befund und schriftliche Überlieferung, hrsg. von REGINA SMOLNIK (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte, Bd. 56), Landesamt für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte, Dresden 2011. – 614 S. mit Abb., 24 Beil. in Tasche, geb. (ISBN: 978-3-910008-96-0, Preis: 105,00 €).

Zu den wenigen positiven Seiten des Braunkohletagebaus gehört in Sachsen wie in anderen Landschaften die Möglichkeit, die dem Untergang geweihten Dörfer im Zuge ihrer Devastierung großflächig archäologisch zu untersuchen. Damit ergeben sich für siedlungsarchäologische Forschungen ganz andere Möglichkeiten als in Ortschaften, die fortbestehen. Die Mitteldeutsche Braunkohlengesellschaft mbH (MIBRAG) leistet dazu einen finanziellen Beitrag. Zu den 40 Dörfern, die in diesem Raum abgebaggert wurden und an deren Stelle nun das „Neuseenland“ entsteht, gehört auch das Straßendorf Breunsdorf, das etwa 30 km südlich von Leipzig, zwischen Borna und Groitzsch lag und im Zuge des Braunkohletagebaus Vereinigtes Schleenhain seit 1994/95 abgerissen und abgebaggert wurde. Innerhalb eines Jahrzehnts konnte das Landesamt für Archäologie mit Förderung der DFG die gesamte Siedlung archäologisch untersuchen und im Verbund mit Vertretern anderer Disziplinen weitere Forschungen anstellen. Die Ergebnisse sind von 1998 bis 2011 in einem dreibändigen Werk erschienen, das ursprünglich von anderer Seite besprochen werden sollte, was aber zu keinem Ergebnis geführt hat. Die Bedeutung eines solchen interdisziplinären Vorhabens auch für die Landesgeschichte liegt auf der Hand und entsprechend umfangreiche Publikationen solcher Siedlungsgrabungen sind rar. Für die Niederlausitz sei verwiesen auf: Horno, hrsg. von D. KARG, 2 Bde., Wünsdorf 2006.

Bei dem ersten Band des Breunsdorf-Werkes handelt es sich um eine bau- und hausgeschichtliche Monografie, mit welcher der Verfasser 1996 an der ehemaligen Technischen Hochschule Leipzig, Fakultät für Bauingenieurwesen, promoviert wurde. Dabei stehen die ländlichen Wohn- und Wirtschaftsbauten im Mittelpunkt, doch orientiert die Arbeit zunächst auch über die natur- und verkehrsgeografische Lage des Ortes, die Feldflur, die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts von der Dreifelderwirtschaft geprägt war, und die Sozialstruktur der Bevölkerung. Die von Scholz präsentierten Angaben stimmen allerdings mit denen der Neubearbeitung des Historischen Ortsverzeichnis-

ses von Sachsen nicht ganz überein. Demnach gab es 1548/51 in Breunsdorf 37 besessene Mann, 2 Häusler, 18 Inwohner, 1764 aber 43 besessene(r) Mann und 14 Häusler. Die Hufenzahl betrug im 16. Jahrhundert 50 Hufen, im 18. Jahrhundert 51 Hufen je 12 Acker. Die Flureinteilung und die Einteilung der Siedlungsfläche wird aufgrund der seit 1838 angelegten Flurcroquis dargestellt. Der Verfasser betrachtet die Anlageform Breunsdorfs als Straßendorf als „das Ergebnis eines über Jahrhunderte andauernden Siedlungsprozesses“ und wirft damit die Frage auf, ob Breunsdorf tatsächlich „als das Beispiel für eine rein deutsch-ostkoloniale und planmäßige Gründung der hochmittelalterlichen Kolonisationsphase in Form eines Straßendorfes“ anzusehen ist (Zitate S. 48). Scholz selbst geht dieser Frage aber nicht weiter nach, die sich anhand der spärlichen Breunsdorfer Quellen mit einer rückschreibenden Methode wohl ohnehin nicht klären ließe, sondern konzentriert sich ganz auf die Dorfentwicklung seit dem 18. Jahrhundert. Im Mittelpunkt stehen dabei die Gehöftform, die Hofgebäude und ihre Bauweise. Wie die zum Teil sogar dendrochronologisch gesicherten Erbauungsdaten zeigen (S. 259 ff.), reichten die ältesten erhaltenen Gebäude in das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts zurück. Die Ergebnisse sind nicht nur für die Bauernhausforschung, sondern auch für die neuere Agrargeschichte von Interesse, spiegelt sich im Wandel der Bauweise doch auch die wirtschaftliche Lage des relativ wohlhabenden Bauerndorfes wider.

Das bedeutendste Bauwerk Breunsdorfs war, wie in den meisten Dörfern, die Pfarrkirche, die mitten im Dorf lag. Im Gegensatz zum devastierten Heuersdorf, dessen romanische Dorfkirche, übrigens Filialkirche der Pfarrei Breunsdorf, 2007 mit gigantischem Aufwand an einen neuen Standort nach Borna überführt wurde, ist die Kirche von Breunsdorf, deren Patrozinium unbekannt ist, abgerissen worden, was die Möglichkeit bot, das Gotteshaus und ihr Umfeld gründlich zu untersuchen. Diese Ergebnisse werden in Band 2 des Breunsdorf-Werkes vorgelegt. Die generelle Bedeutung der Pfarrkirche als Institution und als Bauwerk ist hier nicht neuerlich zu betonen (dazu mein Beitrag „Zur Erforschung der Dorfkirchen in Mitteldeutschland. Bemerkungen anlässlich einiger Neuerscheinungen“, in: NASG 85 [2014], S. 237-253), dies gilt auch für so schlichte Dorfkirchen wie in Breunsdorf. Die Saalkirche mit eingewölbtem Chor und 5/8-Schluss hatte kunst- und baugeschichtlich nur wenig zu bieten, doch ermöglichten der Abbruch und die Grabung die Rekonstruktion der Baugeschichte in mehreren Phasen seit der Mitte des 12. Jahrhunderts, die von RUDOLF LÜCKMANN („Baugeschichte der Kirche in Breunsdorf“, S. 7-104) eingehend dargestellt werden. Prägend für die Gestalt der Kirche bis in die neueste Zeit wurde der spätgotische Umbau Ende des 15. Jahrhunderts. Damals wurde auch der Flügelaltar angeschafft, der hier aber nur kurz behandelt wird, denn er wurde schon 1903 an das Museum nach Pegau abgegeben (S. 16, dazu Abb. S. 84 f.). Bedenkenswert ist der Hinweis des Verfassers, die Darstellung der Marienkrönung im Mittelschrein könne auf das Patrozinium Mariä Himmelfahrt verweisen. Der Beitrag von HAUKE KENZLER („Die Kirche von Breunsdorf – Ergebnisse der archäologischen Untersuchung“, S. 105-123) ergänzt die Baugeschichte um wesentliche Aspekte. Obwohl die Belegung des Friedhofs auf die Existenz einer Kirche bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts schließen lässt (S. 106 f.), ist kein Kirchenbau vor 1200 sicher nachweisbar, sodass wohl mit einer Holzkirche zu rechnen ist, die sich archäologisch aber nicht mehr fassen lässt. Interessant ist der Nachweis eines Beinhauses an der Nordseite der Kirche (S. 110). Solche Anbauten zur Zweitbestattung der Gebeine wurden nicht nur „bei zu dichter Belegung des Friedhofs notwendig“ (ebd.), wie der Verfasser ausführt, sondern waren allgemeine Praxis im späten Mittelalter, bis sie im Zuge der Reformation zumeist aufgegeben wurden (siehe dazu E. BÜNZ, Memoria auf dem Dorf, in: Tradition und Erinnerung in Adelsherrschaft und bäuerlicher Gesellschaft, hrsg. von W. Rösener, Göttingen 2003, S. 261-305,

hier S. 292-300). Verbreitung und Abschaffung von Beinhäusern sind für Sachsen noch nicht untersucht worden. Welche logistische Leistung selbst der einfache Dorfkirchenbau war, zeigt der darauffolgende Beitrag aus ungewohnter Perspektive. Wie RUBÉN ALFONSO LÓPEZ-DONCEL, GÜNTER HEISE und HOLGER KULKE nachweisen, musste das Baumaterial des Steinbaus über viele Kilometer herbeigeschafft werden („Kirche Breunsdorf – Charakterisierung und Kartierung der Bausteinararten in den Bauphasen von der Romanik bis zur Neugotik, Untersuchungen zu ihrer Herkunft“, S. 125-146). Für die romanische Bauphase vor allem Fockendorfer Konglomerat (10 km südöstlich Breunsdorf), für die gotische Kirche neben diesem Bruchstein auch Frohburger und Rochlitzer Porphyrt (20 bzw. 30 km südöstlich Breunsdorf) und Zeitzer Sandstein (20 km südwestlich Breunsdorf). Zur Pfarrkirche gehörte als Teil des Pfarrrechtes, also des Begräbnisrechtes der Kirchhof, der sich in Breunsdorf um die Kirche erstreckte und vollständig ergraben wurde. Insgesamt handelt es sich um rund 500 Bestattungen (411 auf dem Friedhof, 92 in der Kirche). Die vorläufigen Ergebnisse präsentiert HAUKE KENZLER („Der Friedhof von Breunsdorf – Untersuchungen zum Totenbrauchtum in Mittelalter und Neuzeit“, S. 147-300). Die relativ geringe Zahl mittelalterlicher Bestattungen dürfte in der Tat, wie der Verfasser darlegt, durch die spätere Umbettung in das Beinhaus zu erklären sein (S. 152 f.). Die Verwendung von Särgen ist nachweisbar. Grabbeigaben fehlen im Mittelalter hingegen fast ganz. Einen Umbruch in der Begräbnispraxis markiert offenbar noch nicht die Reformation, sondern das 17. Jahrhundert, als eine Individualisierung des Begräbnisses einsetzte, die an der Markierung der Grabstellen, der Kleidung der Verstorbenen und der Sarggestaltung ablesbar ist (S. 161 f.). Die Sepulkralkultur Sachsens in Mittelalter und Neuzeit ist noch kaum untersucht. Hier zeichnen sich lohnende Forschungsaufgaben in Verbindung mit der Landesgeschichte und der religiösen Volkskunde ab. An zwei Stellen wurden auf dem Friedhof Massenknochenfunde geborgen (S. 148), die auf mehrere hundert Individuen schließen lassen. Dazu ist ein gesonderter anthropologischer Beitrag von HANS-JOACHIM GREGOR enthalten („Ein Massenknochenfund im Friedhof von Breunsdorf“, S. 301-313). Hier sei nur das Ergebnis zitiert: „Der Massenknochenfund repräsentiert wohl eine ehemalige Friedhofsberäumung, nicht ein Massengrab“ (S. 313). Meines Erachtens wäre zu erwägen, ob es sich hierbei nicht um die nach der Reformation aus dem Beinhaus geborgenen Gebeine handeln könnte. Die Praxis, Beinhäuser zu beräumen und die Knochen beizusetzen, lässt sich jedenfalls andernorts belegen. Auf einen gesonderten historischen Beitrag zur Kirche hat man hier leider verzichtet, doch erörtert GERTRAUD EVA SCHRAGE in ihrem Beitrag zu Band 3 des Breunsdorf-Werkes die wenigen Quellenzeugnisse. Leider erfährt man über die ökonomische Seite der Kirche (Pfarrstelle, Kirchenstiftung) gar nichts. Der Pfarrhof, in den Dorfplänen des 19. Jahrhunderts noch als mächtiger Vierseithof eingezeichnet (Gehöft Nr. 39), ist auch in Band 1 des Breunsdorf-Werkes nicht näher gewürdigt worden (erwähnt u. a. in Bd. 1, S. 58 und S. 260, in Bd. 3, S. 73). Hinsichtlich der Kirchengeschichte ist bedauerlich, dass die Darstellung von F. E. KRÖBER über die Parochie Breunsdorf in: Neue Sächsische Kirchengalerie: Ephorie Borna, Leipzig 1903, Sp. 157-168 nicht herangezogen wurde.

Mit dem seit wenigen Jahren vorliegenden dritten Breunsdorf-Band ist die Auswertung der Grabungen abgeschlossen. Einleitend skizziert THOMAS WESTPHALEN (S. 7-15) die Notwendigkeit der archäologischen Erforschung eines Raumes, der durch den hochmittelalterlichen Landesausbau geprägt wurde, betont die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der historischen Siedlungsforschung des Leipziger Landeshistorikers Rudolf Kötzschke (1867-1949) und seiner Schüler und beschreibt die archäologischen Aktivitäten in den letzten Jahrzehnten, die durch das Sächsische Denkmalschutzgesetz von 1993 auf ganz neue, für die archäologische For-

schung günstige Grundlagen gestellt worden sind. Einige wichtige Ergebnisse werden vom Verfasser aufgegriffen, nämlich die Frage der slavischen Einwanderung (um 700?), die Ethnizität der Bevölkerung im Hochmittelalter (Deutsche – Slaven) und der Aufbau der Kirchenorganisation in dieser Zeit (warum stattdessen nicht nur hier von „Sakraltopographie“ gesprochen wird, leuchtet mir nicht ein, macht dies doch für Bischofsstädte mit einer differenzierten Kirchenstruktur Sinn, nicht aber für Dörfer mit einer Kirche). Die S. 7 und nochmals S. 10 geäußerte Kritik an den siedlungsgeschichtlichen Erkenntnissen der Leipziger Kötzschke-Schule irritiert schon deshalb, weil Westphalen als ihre „Besonderheit die Vermengung verschiedener Disziplinen wie schriftlicher Überlieferung, Onomastik, Dorf- und Flurformen, aber auch archäologischer Ergebnisse“ vorwirft, als wäre Interdisziplinarität nicht gerade ein Vorzug wissenschaftlichen Forschens, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts alles andere als selbstverständlich gewesen wäre. Der eigentliche methodische Durchbruch Kötzschkes beruhte allerdings gar nicht auf dieser Interdisziplinarität, sondern auf seiner Entdeckung, dass die in den Flurcroquis des 19. Jahrhunderts dokumentierten Flur- und Siedlungsformen vielfach mittelalterliche Zustände dokumentieren und Rückschlüsse auf den Siedlungsgang in der quellenarmen Zeit der Ostsiedlung des 12. und 13. Jahrhunderts zulassen. Westphalen spricht diesbezüglich von bloß „schlüssig scheinenden Ergebnissen“ und moniert, eine „kritische Auseinandersetzung“ sei nicht erfolgt. Letzteres mag zutreffen, kann aber angesichts der Entwicklung der Landes- und Regionalgeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in West- und Ostdeutschland nicht sonderlich überraschen. Siedlungsgeschichte, nicht nur mit den Methoden Kötzschkes, ist schon seit langem kein Schwerpunkt landesgeschichtlicher Arbeit mehr, und das gilt nicht nur in Sachsen. Gleichwohl bleibt Siedlungsgeschichte als Methode ein wichtiges Element landesgeschichtlicher Forschung, und hierfür hat Kötzschke mit der Typologisierung von Orts- und Flurformen ein Instrumentarium geschaffen, dessen Brauchbarkeit nicht grundsätzlich infrage gestellt werden kann, das freilich nicht schematisch gehandhabt werden darf. Dies sei an dieser Stelle ausdrücklich betont, da man sich bei der Lektüre der Breunsdorf-Bände nicht ganz des Eindrucks erwehren kann, dass ein Ziel dieser Untersuchungen ist, diesen Forschungsansatz gründlich zu diskreditieren.

Die Historikerin GERTRAUD EVA SCHRAGE bereichert diesen Band durch einen umfangreichen Beitrag, der das historisch – wie schon erwähnt – recht spärlich belegte Kirchdorf Breunsdorf in größeren landesgeschichtlichen Zusammenhänge einordnet („Der Ort Breunsdorf und seine Bedeutung für den mittelalterlichen Landesausbau im Gebiet östlich der Saale“, S. 17-105). Verdienstvoll ist die kritische Sichtung früher Urkundenzeugnisse, die fälschlich auf Breunsdorf im Leipziger Land bezogen werden, darunter auch die 1226 ausgestellte Urkunde des Abtes von St. Georg in Naumburg, in deren Zeugenreihe „Gotefridus plebanus de Brunsdorph“ erscheint (Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg, Teil 2 [1207–1304], hrsg. von H. K. SCHULZE, bearb. von H. PATZE/J. DOLLE, Köln/Weimar/Wien 2000, S. 83, Nr. 68). Ob es sich um das ergrabene Dorf handelt, ist schwer zu entscheiden. Zwar gehörte Breunsdorf bis zur Reformation zum Bistum Merseburg, lag allerdings nahe der Grenze zum Bistum Naumburg, weshalb es nicht ganz überraschen mag, dass der Breunsdorfer Pfarrer in einer Angelegenheit des Nachbarbistums auftrat. Die Identifizierung von „Brunsdorph“ mit Breunsdorf wird nicht nur durch die späteren Namensformen gestützt, sondern auch durch die Tatsache, dass es kein zweites Pfarrdorf dieses Namens in den Bistümern Merseburg und Naumburg gab. Allerdings stammen laut Schrage „sämtliche Zeugen aus dem engeren Saalegebiet“ (S. 28), sodass mit „Brunsdorph“ auch das Pfarrdorf Braunsdorf (heute Ortsteil von Braunsbedra) nordwestlich von Merseburg im Bistum Halberstadt zu denken wäre. Allerdings wäre auch mit dieser gegenüber

1267 vier Jahrzehnte früheren Erstnennung für Braunsdorf nicht viel gewonnen, da die von Schrage präsentierten siedlungsgeschichtlichen Ergebnisse ohnehin dafür sprechen, dass das Dorf schon in den 1130er-Jahren angelegt wurde, was ja auch von den archäologischen Befunden gestützt wird. Auch die Verfasserin setzt sich kritisch mit den siedlungsgeschichtlichen Ansätzen Kötzschkes und seiner Schule auseinander und wirft die Frage auf, ob sich die Siedlungsformen tatsächlich immer zeitlich und ethnisch (deutsch-slawisch) zuordnen lassen; dafür, dass dies in Breunsdorf nicht zutreffen mag, liefert sie mit ihrer akribischen Analyse der spärlichen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Quellen selbst Argumente, räumt aber ein, dass damit nicht die Frage beantwortet sei, „ob die erlangten Ergebnisse hinsichtlich der Ortsformen lediglich für Breunsdorf zutreffen“ (S. 26).

Die Handmühlenfunde in Breunsdorf veranlassten den speziellen Beitrag von MANFRED BÖHME und HAUKE KENZLER („Mittelalterliche Trogmühlen mit Gesichtsdarstellung. Untersuchungen zu Verbreitung, Gebrauch und Ikonographie“, S. 107-136). Nicht angesprochen wird in diesem Zusammenhang die rechtsgeschichtlich relevante Frage, wie sich die Nutzung solcher privater Getreidemühlen mit dem gängigen grundherrlichen Bannmühlenrecht vertrug. Gleich angeschlossen sei hier der Hinweis auf den letzten Beitrag des Bandes von ISABELL SCHUBERT („Das Bild als Karte – Die Karte als Bild. Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche sächsische Karten“, S. 561-586, dazu die farbigen Faltafeln als Beilagen 12-24). Zwar sind für Breunsdorf und Umgebung keine älteren Karten überliefert, die etwas über das Siedlungsbild aussagen würden, doch vermag die Verfasserin anhand einer beeindruckenden Reihe von Streit- und Augenscheinkarten aus dem Sächsischen Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden, die für Prozesszwecke angefertigt wurden, zu zeigen, welche Informationen sie für Dorf- und Flurformen, die ländliche Bauweise usw. enthalten.

Den größten Raum beansprucht in diesem Band der Beitrag von DIRK SCHEIDEMANTEL („Die archäologischen Untersuchungen in Breunsdorf und ihre Auswertung“, S. 137-560, dazu die Planbeilagen 1-11 am Ende des Bandes), der seit 2004 für Grabungen im Leipziger Südraum durchführt und sich bei seinen Ausführungen auf Vorarbeiten des bis dahin zuständigen Ausgräbers Hauke Kenzler stützen kann. Dieser monografische Betrag kann hier natürlich nicht erschöpfend referiert werden. Breiten Raum beanspruchen die Siedlungsbefunde (Kap. 2) und das Fundmaterial (Kap. 6 ff.). In den Kap. 3 bis 5 geht es um die Siedlungsgenese, die mittelalterliche Parzellierung und den Vergleich der Genese Breunsdorfs mit anderen Siedlungen Mittel- und Nordostdeutschlands. Scheidemantel interpretiert die Grabungsbefunde dahingehend, dass um 1130 eine gegenüber der spätmittelalterlichen Siedlung „andersartig strukturierte, wohl unplanmäßige Erstsiedlung“ entstand (S. 271), die dann im 13. Jahrhundert „die Tendenz zur Herausbildung als Straßendorf“ erkennen lässt und im 14. und 15. Jahrhundert erweitert wurde. Obwohl auch nach dieser Interpretation die Flurpläne des 19. Jahrhunderts in Breunsdorf einen Zustand dokumentieren, der in das Mittelalter zurückreicht, wenn auch nicht in die Gründungszeit der Siedlung im Zuge der hochmittelalterlichen Ostkolonisation, stellt Scheidemantel den Wert der rückschreibenden Methode generell infrage, was sicherlich zu weit geht. Noch wichtiger ist aber in diesem Zusammenhang, dass an der Interpretation Scheidemantels mittlerweile von archäologischer Seite grundsätzliche Kritik geäußert wurde. Wie Felix Biermann in einer ausführlichen Rezension von Band 3 des Breunsdorf-Werkes gezeigt hat (in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 25 [2013], S. 263-270), lassen sich die von Scheidemantel publizierten Befunde auch so interpretieren, dass Breunsdorf schon 1130/40 als Straßendorf gegründet wurde: „Dafür sprechen unter anderem die von Anfang an unbebaute Dorfstraße, die fast im ganzen Dorf verteilten Befunde des 12. Jahrhunderts und die rechteckige, oft zu Plansied-

lungen gehörende Dorfbefestigung“. Biermann sieht diesen archäologischen Befund auch bestätigt durch den frühen Landesausbau in der Region, die frühe Verhufung, durch welche die planmäßige Vermessung und Einteilung von Dorf und Flur nötig wurde, „sowie etliche Beispiele für ähnliche, in einem Zuge erfolgte Dorfgründungen im 12./13. Jahrhundert in ganz Ostmitteleuropa“ (Biermann, s. o., S. 269).

Die Kritik an den siedlungsgeschichtlichen Forschungen Rudolf Kötzschkes und seiner Schüler zieht sich fast wie ein roter Faden durch alle Bände dieser Grabungsdokumentation. Streckenweise drängt sich fast der Eindruck auf, die Breunsdorf-Grabung sei von vornherein als Exempel gedacht gewesen, um Kötzschkes rückschreibende Methode der Orts- und Flurformenforschung infrage zu stellen. Schon der Klappentext aller drei Bände beginnt mit dem Satz: „Breunsdorf galt lange Zeit als Musterbeispiel für ein mittelalterliches Straßendorf der deutschen Ostkolonisation“. Ist es das nun nicht mehr? Das scheint für Breunsdorf nicht gelungen zu sein, wie die kritischen Einwände Felix Biermanns gezeigt haben. Doch selbst wenn Breunsdorf tatsächlich nicht in das gängige Bild von den Plansiedlungen der hochmittelalterlichen Ostkolonisation passen sollte, würde dies über den Einzelfall hinaus nicht viel bedeuten; denn die räumliche Verteilung von Plansiedlungen und -fluren in Sachsen zeigt ein Gesamtbild, das sich weitgehend mit der archäologischen Fundverteilung und der Verbreitung slawischer und deutscher Ortsnamen deckt (siehe Atlas zur Geschichte und Landeskunde von Sachsen, Karten B I 1.5 (Archäologie), B II 2 (Ortsformen), B II 3 (Flurformen), G II 1 (Ortsnamen), G II 5 (Deutsche Siedlungsnamen der hochmittelalterlichen Ostsiedlung), Leipzig/Dresden 1997–2010). Die siedlungskundlichen Methoden Kötzschkes sind also durchaus geeignet, ein Gesamtbild der mittelalterlichen Siedlungsgeschichte Sachsens zu gewinnen, sie eignen sich aber nicht dafür, das Alter eines bestimmten Ortes allein aufgrund der Siedlungs- und Flurform zu bestimmen. Schon Kötzschke war klar, dass hier nur mit einem interdisziplinären Ansatz weiterzukommen sei. Nichts anderes demonstriert auch das vorliegende Werk. In gewisser Hinsicht ist es noch von einem Kampfgeist beseelt, der das Verhältnis von Archäologie und Landesgeschichte in Sachsen in den frühen 1990er-Jahren widerspiegelt, der aus heutiger Sicht aber nicht mehr verständlich ist.

Die Arbeit geht weiter. Mittlerweile sind auch die Breunsdorf benachbarten Dörfer Heuersdorf, das zur Parochie Breunsdorf gehörte, und Großhermsdorf, das eigenständige Pfarrei im Bistum Merseburg war, abgebaggert worden. Bleibt nur zu wünschen, dass es dem Landesamt für Archäologie auch in diesen Fällen gelingen wird, die Ausgrabungsergebnisse umfassend zu dokumentieren. Die vorliegenden Bände über Breunsdorf zeigen jedenfalls, dass sich der enorme Aufwand lohnt. Gleichwohl bleibt zu hoffen, dass die großflächige Zerstörung der Kulturlandschaft durch den Braunkohletagebau und die damit einhergehende Zerstörung der Lebenswelt vieler Menschen, die dort beheimatet sind, möglichst bald aufhört.

Leipzig

Enno Bünz

**FRIEDRICH GENTZSCH, Kloster Buch.** Eine Annäherung an seine Geschichte anhand der Urkunden, Sax-Verlag, Beucha/Markkleeberg 2014. – 132 S., brosch. (ISBN: 978-3-86729-131-6, Preis: 14,80 €).

Eine Annäherung an die Geschichte des um 1190 gegründeten Zisterzienserklosters Buch bei Leisnig anhand seiner urkundlichen Überlieferung kündigt Friedrich Gentzsch im Titel seines Werkes an. Mit der Überlieferung ist der *Codex diplomaticus monasterii Buch* in Schöttgen und Kreysigs *Diplomataria et scriptores historiae Ger-*



*manicae* (Bd. 2) von 1755 gemeint, dessen Verfügbarkeit „über Google-books Anlass [war], aus diesen Quellen möglichst viel an allgemeinen Informationen für die Freunde von Kloster Buch und für die dort tätigen Führer zugänglich zu machen“ (S. 5). Dementsprechend ziele die Schrift auch nicht darauf, „irgendetwas beweisen zu müssen. Vielmehr ist es eher ein buntes Mosaik, in dem die einzelnen Steinchen durchaus unterschiedlichen Wert haben und nicht gesagt ist, ob das vermittelte Bild letztlich richtig ist“ (ebd.).

Die Arbeit widmet sich, streng chronologisch aufgebaut, nach Vorgeschichte und Gründung des Klosters Buch (S. 7-13) im Hauptteil der Klostergeschichte vom 13. bis zum 16. Jahrhundert (S. 14-80), wobei diese in die Amtszeiten der Äbte unterteilt wurde. Ab und an fügen sich knappe „Zwischenbilanzen“ ein (S. 36 f., 62 f., 76). Allerdings bricht Gentzsch mit der Reformation ab, auf die er lediglich zwei Seiten verwendet (S. 79 f.). Darauf folgt ein Kapitel unter der Überschrift „Thematische Längsschnitte“ (S. 81-100), welches Aussagen zu Konvent und politischen Beziehungen des Klosters beinhaltet. Es schließt sich ein Anhang (S. 101-124) an, der ein Glossar (S. 101-104), ein „Personenregister“ (S. 105-115; geboten werden hier aber tabellarische Übersichten und Stammbäume), ein „Literaturverzeichnis“ (S. 116 f.), eine „Textbeilage“ (S. 118-120; das sind Textstellen aus der oben genannten Edition) und ein Ortsregister (S. 121-123) umfasst. Beigefügt sind zudem einige Abbildungen von Urkunden und Besitzkarten (S. 124-132); letztere suggerieren allerdings durch die Benutzung historischer Flurkarten ein einheitliches und geschlossenes Besitz- und Herrschaftsgebiet des Klosters, welches in der Realität aber gar nicht gegeben war. Da diese Karten zudem nur die Umgebung von Leisnig abbilden und Gentzsch allein die oben erwähnte Edition von Schöttgen und Kreysig benutzt hat, bieten sie allenfalls Ausschnitte des tatsächlich viel größeren Güterbesitzes des Klosters Buch, da so die in anderen Kontexten überlieferten Besitzungen, etwa um Altenburg oder bei Meißen, fehlen. Das fällt aber nur dem Fachmann auf, dem historischen Laien werden hingegen historische Fakten vorgegaukelt. Auch der Sinn des Glossars erschließt sich nur bedingt, die Auswahl erscheint relativ willkürlich, ganz zu schweigen vom abgedruckten idealtypischen Aufbau einer Urkunde (S. 104), was dann doch eher ans historische Proseminar erinnert. Da die Einträge ohnehin aus Nachschlagewerken übernommen wurden, hätten diese Informationen auch getrost in den Fußnotenapparat gepasst.

Überhaupt lassen die Fußnoten und die Zitationspraxis zu wünschen übrig. Das knappe „Literaturverzeichnis“ führt insgesamt 35 Titel auf, von denen mindestens zehn eigentlich ein separates Quellenverzeichnis erhalten müssten, manche Zitierweise ist zudem schlichtweg falsch. Die benutzten Quellen sind fast ausschließlich Chroniken und Genealogien, oft erst in der Frühen Neuzeit entstanden, oder eben das genannte Urkundenbuch. Ungedruckte Archivalien vermisst man ebenso wie etwa die Akten des Generalkapitels der Zisterzienser, die ebenfalls gedruckt vorliegen. Irritierend ist, dass in den einzelnen Fußnoten des Fließtextes aber zahlreiche Literaturangaben und Archivsignaturen auftauchen, die jedoch nicht ihren Weg in ein entsprechendes Quellen- bzw. Literaturverzeichnis gefunden haben. Was soll der Leser davon halten, wenn Werke aus den *Monumenta Germaniae Historica* (MGH) (bspw. S. 7, Anm. 4 und 6), dem *Codex Diplomaticus Saxoniae* (CDS) (bspw. S. 22, Anm. 69 und 71) oder gar Archivalien der Hauptstaatsarchive in Dresden (bspw. S. 49, Anm. 244) oder in Weimar (bspw. S. 52, Anm. 261) plötzlich zitiert werden? Ab und an tauchen auch kryptische Abkürzungen auf, die Gentzsch aus der von ihm benutzten Literatur einfach übernommen hat, aber nicht in seinem Abkürzungsverzeichnis (S. 6) erklärt, geschweige denn in sein „Literaturverzeichnis“ gesetzt hätte. Fraglich, ob ein historischer Laie „AUB“ (S. 28, Anm. 115) als Altenburger Urkundenbuch auflösen kann oder mit den diversen Siglen von MGH und CDS zurechtkommt. Gentzsch offen-

sichtlich nicht, denn das gleiche Werk – die Urkunden Kaiser Friedrich Barbarossas –, bezeichnet er einmal mit „MGH, Band 10/1“ (S. 7, Anm. 6) und einmal mit „MGH DF I“ (S. 10, Anm. 10; richtig wäre MGH DD F I). Misstrauische Menschen ahnen hier Böses. Von Seitenangaben in den Fußnoten bzw. bei seiner benutzten Literatur hält der Verfasser im Übrigen auch nichts. Wäre dies eine studentische Qualifikationsarbeit, sie würde schon aufgrund mangelhafter Formalia nicht angenommen werden. Der Sax-Verlag aber hat sie gedruckt.

Letztlich geht es Gentzsch um das Bild, das er aus seinen Quellen zeichnen will, die doch „frei von zweifelhaften Interpretationen die jahrhundertalte Geschichte des Klosters und seiner Bewohner widerzuspiegeln vermag“, wie es in der Verlagsankündigung heißt. Das klingt nach Positivismus pur und so liest es sich dann auch. Die Abschnitte zu den jeweiligen Äbten sind eigentlich nur Regesten der einzelnen Urkunden bei Schöttgen und Kreysig und bestehen weitgehend aus der Nennung der vorkommenden Personen und dem Urkundengeschäft. Ab und an fügt Gentzsch einen historischen Überblick ein, von dem nicht immer klar ist, woher der Verfasser seine Kenntnisse bezieht und einem interessierten Laien wohl mehr Fragezeichen als Antworten bescheren wird (vgl. S. 34, 44, 72 f.). Vorsicht gegenüber dem benutzten Material oder gar Quellenkritik zeigt der Autor nur selten (vgl. S. 15, 53). Eher ergeben sich Merkwürdigkeiten, etwa, dass es angeblich verboten gewesen wäre, dass einer der Herren von Gwandstein Mitte des 13. Jahrhunderts Konverse im Kloster war (S. 22 f., 24). Der Eintrag „Konversen“ im Glossar (S. 102) spricht jedenfalls nicht gegen den Eintritt von Adligen in ein Kloster, ob als Konverse oder Mönch. In den Urkunden erwähnte Angehörige des Konvents werden bei einfacher Namensgleichheit schon mal zu ein und derselben Person deklariert (vgl. S. 26 f., 32), unmittelbar das Kloster betreffende kirchenrechtliche Angelegenheiten werden von Gentzsch mit einem dürren Satz abgetan, da er wortwörtlich mit seinem „Latein am Ende“ sei (S. 74, Anm. 376). Und so zieht sich die gesamte Arbeit dahin: der Text der Urkunden ist ganz überwiegend korrekt referiert, eine inhaltliche Auswertung wird jedoch nicht geboten. Die „Thematischen Längsschnitte“ bieten Wiederholungen des bereits Geschriebenen, nun eben thematisch geordnet. Antworten auf Fragen zur Alltags-, Bildungs-, Frömmigkeits-, Kultur- und Sozialgeschichte des Klosters, ja selbst zu politischen und wirtschaftlichen Aspekten, die man in diesem Kapitel erwartet hätte, erhält man auch hier nur bedingt bis gar nicht (vgl. S. 96: „Zusammengefasst gab es bis etwa 1400 keine nennenswerten Konflikte zwischen Kloster und Bischof, danach schon. Eine Analyse der Gründe scheint jedoch aus dem Blickwinkel ein [sic!] einzelnen Kloster [!] wenig sinnvoll.“).

Aber ist dies das Bild, welches dem interessierten Leser gezeichnet werden sollte? Die Arbeit eines Historikers besteht eben nicht darin, dass er seinen Farbkasten (oder seine Mosaiksteinchen) über einer leeren Leinwand auskippt. Das bloße Nacherzählen der Quellen stellt keine Wissenschaft dar, auch wenn es sich der Laie gerne so vorstellt. Der Historiker wählt und bündelt sein Material bewusst, nicht nur um vergangene Zeiten verständlich zu begreifen, sondern um historische Phänomene und Entwicklungen zu erklären, um die Fragen, die er an sein Material hat, auch zu beantworten. Gentzsch hingegen feuert ein Stakkato an unterschiedlichsten Fakten ab, das ohne jede weitere Einordnung oder Erklärung im Raum steht, ja in der Arbeit selbst oftmals keinerlei Konsequenzen zeitigt – da wird das Kloster 1365 vom eigenen Klostervogt überfallen und weiter geht es zur nächsten Urkunde! (vgl. S. 52 f.) Als Ergänzungs- und Überblicksband zur Edition von Schöttgen und Kreysig macht sich diese Arbeit ganz gut, zur Geschichte des Klosters Buch trägt sie jedoch nichts Wesentliches bei und bleibt etwa hinter der Dissertation Herta Batrés von 1951 (auf welche sich das Buch im Übrigen massiv stützt, diese aber nur in einer einzigen Fußnote auch erwähnt) zurück. Der Erkenntnisgewinn dürfte beim historisch interessierten Laien, für den dieses Buch doch geschrieben sein soll, gegen Null gehen oder schlimmstenfalls Fehler und

Fehlinterpretationen verbreiten. Letztlich ist die Verantwortung aber beim Sax-Verlag zu suchen, der hier anscheinend jegliches Lektorat eingestellt hat (dazu gehören auch einige Druck- und Formatfehler, vgl. S. 69, 81) und solcherlei historisches Dilettantentum auf den Markt wirft, zum Schaden für den Autor ebenso wie für den gutgläubigen Leser, der dafür auch noch Geld ausgibt.

Leipzig

Alexander Sembdner

**MARIO LETTAU, Geschichte der Stadt Wilsdruff, Bd. 2: Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis Anfang der 1950er Jahre, Artur-Kühne-Verein, Wilsdruff 2014. – 343 S. mit. Abb. u. 1 Kt., geb. (ISBN: 978-3-00-045901-6, Preis: 17,50 €).**

Nicht etwa nur 100 Jahre Geschichte, auch 15 Jahre freie lokalhistorische Recherche bildet der umfangreiche zweite Band zur Wilsdruffer Stadtgeschichte zwischen der Mitte des 19. Jahrhunderts und dem Anfang der 1950er-Jahre ab, den Mario Lettau 2014 vorgelegt hat. Ein Band, der einmal mehr den Wert eben jener lokalhistorischen Forschung aufzeigt, wie sie sich beispielsweise im Landesverein Sächsischer Heimatschutz organisiert – der verlegende Artur-Kühne-Verein in Wilsdruff ist eine Ortsgruppe desselben.

Der Band, der zeitlich 1830 einsetzt, ist dabei im diachronen Längsschnitt konzipiert: Lettau erzählt die Geschichte Wilsdruffs nicht chronologisch, sondern anhand von zehn Themenkomplexen. Beginnend mit Fragen der Verwaltungsorganisation und städtischen Aufgaben werden politische und soziale Bewegungen erläutert, gefolgt von einem umfangreichen Kapitel zur Wirtschaft. Zu letzterer hatte der Autor bereits in der Vergangenheit publiziert, ebenso über die in seinem Buch behandelte Sportgeschichte der Stadt. Neben Verkehr und Post findet sich schließlich auch ein Kapitel zur Bevölkerungsentwicklung, zum Gesundheitswesen und zur Bildung. Die Abschnitte über das Vereinswesen und das geistige Leben sowie über die Entwicklung kirchlicher Arbeit am Ort beschließen das Buch. Der besondere Vorzug dieser Konzeption liegt darin, dass Lettau vor allem die lokalen Akteure in den Blick nehmen und die Geschichte der Stadt anhand von Geschichten erzählen kann – wobei er beide Linien historischer Entwicklung aufzeigt: das Allgemeine im Besonderen wie das Besondere im Allgemeinen. Letzteres wird gleich im ersten Unterkapitel über die Bürgermeister der Stadt deutlich, ebenso aber auch in den Kapiteln über das Wahlverhalten und vor allem über die Entwicklung der lokalen Parteienlandschaft. Gleichzeitig wird so die Vielfalt der gesellschaftlichen Entwicklung einer sächsischen Kleinstadt im 19. und frühen 20. Jahrhundert dargestellt, da etwa politische und soziale Entwicklungen auch in anderen Bereichen (z. B. Vereinswesen oder Bildung) erneut aufgenommen werden. Für den zumeist individualbiografischen Zugriff erweist sich der zeitliche Zuschnitt des Bandes als überaus hilfreich, da der Autor über Zäsuren wie 1933 oder 1945 hinweggehen und deswegen die Geschichte der Stadt in einem Wechselspiel von Transformationen und Kontinuitäten erzählen kann. Darüber hinaus liefert der Band freilich eine Fülle an Details städtischer Entwicklung – so beispielsweise das Wachstum des Hausbestandes, der zudem auf einer beigefügten hochwertigen Karte nachvollzogen werden kann. Hinzu kommen lokale Besonderheiten wie die eingehend dargestellte Möbelindustrie, die der Stadt im 19. Jahrhundert nicht nur ein wesentliches Gepräge gab, sondern diese auch überregional als „Möbelstadt“ (S. 50, 106) mit dem Produkt identifizierte.

Der reich illustrierte Band lässt dabei weder sprachlich noch in der Nachweisführung (in fast 1 600 Anmerkungen) Raum für Kritik, auch verfügt das Buch über ein

Quellen- und Literaturverzeichnis. Einzig ein Registerwerk hätte die teils überaus detailreiche Studie hinsichtlich der erwähnten Personen, Vereine oder Firmen einfacher erschließbar gemacht. Dieses Monitum freilich ist marginal vor dem Hintergrund einer derart umfassenden lokalhistorischen Betrachtung, die für andere sächsische Klein- und selbst Mittelstädte gelegentlich nur im Broschürenformat existiert – und dann auch noch einen Zeitraum von 500 Jahren behandelt. Hier hat Mario Lettau nicht nur seiner Stadt ein Geschenk gemacht, sondern auch der landes- und stadtgeschichtlichen Forschung einen Baustein geliefert, der die Bedeutung mikrohistorischer Zugänge und lokaler Überlieferungen überzeugend veranschaulicht. Insofern kann man nur wünschen, dass das von ihm und dem Lokalhistoriker Michael Blümel entwickelte Konzept einer dreibändigen Stadtgeschichte Wilsdruffs weiterbetrieben wird – Blümel legte 2010 den ersten Band vor – und alsbald hier der entsprechende dritte Band für die 1950er-Jahre bis zur Gegenwart besprochen werden kann.

Los Angeles

Swen Steinberg

**Leipzigs Bedeutung für die Geschichte Sachsens.** Politik, Wirtschaft und Kultur in sechs Jahrhunderten, hrsg. von DETLEF DÖRING † (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 7), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2014. – 507 S., zahlr. s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-86583-736-3, Preis: 62,00 €).

2015 begeht die Stadt Leipzig ihren eintausendsten Jahrestag anlässlich der Ersterwähnung in der Chronik Thietmars von Merseburg im Jahr 1015. Seit einiger Zeit wird dieses Jubiläum durch eine Reihe von Tagungen mit dezidiert thematischer Schwerpunktsetzung („Tag der Stadtgeschichte“) sowie Publikationen vorbereitet. Der hier vorliegende Band ist das Produkt einer Tagung vom 11.–13. Oktober 2012, die von der Historischen Kommission der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und dem Leipziger Geschichtsverein gemeinsam organisiert wurde. In vier unterschiedlichen Sektionen („Politik“, „Wirtschafts- und Sozialgeschichte“, „Wissenschaft und Bildung“, „Kunst und Kultur“) soll dabei schlaglichtartig die Bedeutung Leipzigs „für die sächsische Gesamtgeschichte in den Blick“ genommen werden (S. 19), ein Abbildungs- (S. 492) und Autorenverzeichnis (S. 493 f.) sowie ein Personenregister (S. 495-507) beschließen den Band.

ENNO BÜNZ („Leipzig als landesherrliche Residenz vom 13. bis 16. Jahrhundert“, S. 24-48) zeigt überblicksartig die Bedeutung der Stadt Leipzig für die Wettiner in Sachen Finanzen (Messe), Verwaltung (Oberhofgericht) und Residenz (Pleißenburg) auf, wobei der landesherrliche Hof, dessen Reisetätigkeit und personelle Zusammensetzung gesondert betrachtet wird. Den Erwerb von Rittergütern durch Angehörige der Leipziger Oberschicht nimmt der umfangreiche Beitrag von MARKUS COTTIN („Stadt-Land-Beziehungen Leipzigs. Der Rittergutsbesitz Leipziger Bürger im 15. und 16. Jahrhundert“, S. 49-125) in den Blick. Damit verbinden sich nicht nur sozial-, rechts- und wirtschaftsgeschichtliche Fragen, sondern auch eine Akzentuierung der zentralörtlichen Funktion Leipzigs im territorial und lehnsrechtlich stark fragmentierten Leipziger Land. PHILIPP WALTER („Die Universität Leipzig als kursächsischer Landstand des 16. und 17. Jahrhunderts“, S. 127-156) fragt nach der Position der „universitären Deputierten im tradierten ständischen Gefüge“ (S. 129) der kursächsischen Landtage und den sich daraus ergebenden Problemen. Zum einen konnten die Zeitgenossen nicht wirklich erklären, warum die Universität überhaupt als Landstand agieren durfte, zum anderen zeigte die Hohe Schule selbst kein großartiges Interesse an diesem „neuen Status und den daraus erwachsenden Rechten und Pflichten“

(S. 156). Mit SUSANNE SCHÖTZ („Leipzig und die erste deutsche Frauenbewegung“, S. 157-180) erfolgt ein zeitlicher wie thematischer Sprung ins 19. Jahrhundert. Schötz legt ihren Fokus auf die Akteurinnen der von Leipzig ausgehenden ersten deutschen Frauenbewegung, namentlich Louise Otto-Peters, sowie die Aktivitäten und Nachwirkungen der 1865 von diesen Frauen gegründeten Vereine. Schötz spricht hier vom „Innovationspotential“ dieser Institutionen und meint damit „nicht mehr und nicht weniger“ als die Begründung der „Frauenpolitik in Deutschland“ (S. 178), die nicht nur die Gesellschaft des Kaiserreichs nachhaltig veränderte. SIEGFRIED HOYER („Leipzig in den Tagen des Kapp-Putsches“, S. 181-201) schildert detailreich die Ereignisse um den 13. März 1920, als es in Leipzig zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen Anhängern und Gegnern der jungen Weimarer Republik kam, wobei er gleichzeitig die Rezeption dieser Ereignisse in der DDR in den Blick nimmt. CHRISTIAN RAU („Stadtpolitiker oder ‚administrative Dienstklasse‘? Kollektivbiographische Betrachtungen zum Rat der Stadt Leipzig in der DDR (1946–1980)“, S. 203-231) untersucht den Leipziger Stadtrat zu DDR-Zeiten im Hinblick auf die „Werteorientierung sowie Handlungsspielräume [...] der regionalen bzw. lokalen Funktionäre“ (S. 205), ihrer Funktion und Disposition zwischen Lokalpolitik und Parteidoktrin. Wünschenswert wäre aber sowohl hier als auch bei Hoyer eine abschließende Zusammenfassung und Einordnung der Untersuchungsergebnisse gewesen. ULRICH VON HEHL („Hitler in Leipzig. ‚Führerbesuche‘ in der Messestadt – Anlässe, öffentliche Wahrnehmung, Wirkung“, S. 233-253) untersucht ausführlich die Aufenthalte des „Führers“ in Leipzig (sechzehnmal zwischen 1928 und 1938). Besonderes Augenmerk wird dabei auf deren propagandistische Instrumentalisierung und die Rezeption in der Presse gelegt, wobei aber das vormalig so ‚rote‘ Leipzig für Hitler anscheinend nicht sonderlich interessant war.

Die folgende Sektion eröffnet DOREEN VON OERTZEN BECKER („Fur geschenke und furerung“. Geschenke und Beschenkte des Leipziger Stadtrates an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert“, S. 257-275), deren Beitrag aber weitgehend im Deskriptiven verbleibt (und im Übrigen die Universität als oft beschenkter Institution ignoriert). Wer beschenkt und was geschenkt wurde, sind ohne Zweifel interessante Themenpunkte, jedoch kommt die Frage nach Sinn und Funktion der Geschenkpraxis nicht über das übliche Schlagwort der ‚symbolischen Kommunikation‘ hinaus. Dass in Leipzig nicht anders geschenkt wurde als anderswo ist eine recht dürre Erkenntnis. THOMAS FUCHS („Der Konfessionskonflikt im späten 16. Jahrhundert und die Leipziger Buchproduktion“, S. 277-287) nimmt, differenziert nach Sachgruppen, die Auswirkungen der konfessionsbedingten Konflikte des 16. Jahrhunderts auf den Leipziger Buchdruck in den Blick, die seiner Meinung nach aber gering blieben. Ganz anders die Inflation der Jahre 1618–1622 und die damit verbundenen Probleme, die zum Bankrott Leipzigs 1625 und einer anschließenden Zwangsverwaltung führten, die zum UWE SCHIRMER („Die Zahlungsunfähigkeit der Stadt Leipzig im Jahre 1625. Ursachen – Verlauf – Zwangsverwaltung“, S. 289-314) detailliert analysiert; gleichzeitig liefert er auch einen kurzen Abriss über die Leipziger Finanzgeschichte. Kursorisch untersucht anschließend ELKE SCHLENKRICH („Lebenswelten Leipziger Zunfthandwerker auf dem Weg in die Moderne (1750–1850)“, S. 315-325) einige sozialgeschichtliche Aspekte des Leipziger Zunfthandwerks im 18. und 19. Jahrhundert.

Die dritte Sektion leitet der Beitrag von MANFRED RUDERSDORF („Reformation, humanistische Bildung und Studium. Zur kulturellen Bedeutung Leipzigs im säkularen Erneuerungsprozess des 16. Jahrhunderts“, S. 329-346) ein, dem es um den Zusammenhang von Reformation und humanistischer Bildung geht. Besonders gerät dabei die nach 1539 durchgeführte Reform der Universität Leipzig unter Rektor Caspar Borner in den Blick, die Rudersdorf zugespitzt in die „epocheprägenden Verdichtungsprozesse der *Territorialisierung* und der *Konfessionalisierung*“ (S. 339) stellt.

Der etwas ausufernde Beitrag von KLAUS-DIETER HERBST („Leipzig als Druckort von Kalendern in der Frühen Neuzeit“, S. 347-398) beleuchtet die Produktion von Kalendern, kann aber trotz seiner Materialfülle nicht ganz klar machen, warum Leipzig eine führende Position auf dem Kalendermarkt einnahm. Thematisch schlüssig folgt THOMAS THIBAUT DÖRING („Leipziger Gelehrtenbibliotheken von 1500–1750“, S. 399-412), der anhand Leipziger Beispiele den Begriff der „Gelehrtenbibliothek“ diskutiert. Waren diese nicht zuletzt Ausdruck eines bürgerlichen Bildungsanspruches, so zeigt sich in der von THOMAS STEIN („Städtische Eliten und Mäzenatentum im Leipzig der Weimarer Republik“, S. 413-432) untersuchten Schenkungs- und Stiftungstätigkeit des städtischen Bürgertums ein Repräsentations- wie Distinktionsbedürfnis in sozialer und kultureller Hinsicht, wovon besonders die Leipziger Museumslandschaft nachhaltig profitierte.

Die von CONSTANCE TIMM („Vergessene Begräbnisse einer erinnerten Kirche. St. Pauli zu Leipzig“, S. 435-452) vorgelegte, die letzte Sektion einleitende Darstellung der nachweisbaren Begräbnisse in der ehemaligen Dominikaner- und späteren Universitätskirche St. Pauli ist ohne Zweifel kultur- wie religionsgeschichtlich interessant. Dass es bestimmte Gründe haben musste, wenn etwa Markgraf Dietrich von Wettin (gest. 1307) oder Angehörige des sächsischen Amtsadels ausgerechnet in der Kirche des Bettelordens bestattet wurden, entgeht der Autorin aber ebenso wie die Frage danach, wie denn dadurch die Pfarrsprengel und -gemeinden von St. Thomas und St. Nikolai berührt wurden. PETER WOLLNY („Musikaufführungen auf dem Leipziger Marktplatz im 17. und 18. Jahrhundert“, S. 453-461) fragt nach den „Besonderheiten der musikalischen Darbietungen auf dem Leipziger Marktplatz“ und „deren Bedeutung für die Musikgeschichte Sachsens und Mitteldeutschlands“ (S. 453), die er in der Entwicklung einer genuin urbanen Festmusik erkennt, welche dem städtischen Repräsentationsbedürfnis entsprach. Im abschließenden Beitrag widmet sich RALF WEHNER („...sich den Freuden einer einfachen Tafel und gemeinschaftlichen Gesanges widmen...“ Die erste Leipziger Liedertafel und Felix Mendelssohn Bartholdy“, S. 463-491) konkret dem Verhältnis Bartholdys „zu Leipzigs erstem institutionellem Männerchor“ (S. 465), der Leipziger Liedertafel. Dabei werden nicht nur Bartholdys Kompositionen für den Chor, sondern auch die personelle Zusammensetzung und Aktivitäten desselben in den Blick genommen.

Nicht bei jedem Beitrag dieses Tagungsbandes ist der Bezug zur Bedeutung Leipzigs für die Geschichte Sachsens einleuchtend. Nicht selten werden historische Phänomene behandelt, die eher Leipzig betreffen, anstatt dass sie von Leipzig ausgehen würden. Deutlich wird zudem ein Übergewicht der Frühen Neuzeit gegenüber anderen Zeitepochen, dies hängt jedoch damit zusammen, dass Leipzigs Bedeutung – was immer darunter auch zu verstehen sei – eben erst ab dem 16. Jahrhundert tatsächlich signifikant zunahm. Eine abschließende Zusammenfassung, die die Bedeutung Leipzigs für die sächsische Geschichte noch einmal prägnant herausgearbeitet hätte, wäre wünschenswert gewesen. Als eine Art Kaleidoskop der Leipziger Stadtgeschichte vermitteln die hier versammelten Beiträge aufgrund ihres breiten Themenspektrums jedoch eine gute Vorstellung davon, wie vielfältig diese Geschichte im Laufe der letzten eintausend Jahre war.

**Stadt und Krieg.** Leipzig in militärischen Konflikten vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, hrsg. von ULRICH VON HEHL (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 8), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2014. – 531 S. mit zahlr. s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-86583-902-2, Preis: 62,00 €).

Im Jahr 2013 stand Leipzig ganz im Zeichen des Dreischritts 1813–1913–2013, also des Doppeljubiläums 200 Jahre Völkerschlacht und 100 Jahre Völkerschlachtdenkmal. Dieses war folgerichtig auch ein Movens für die thematische Ausrichtung des Tages der Stadtgeschichte, der im November jenes Jahres unter dem Motto „Stadt und Krieg“ zum sechsten Mal in Vorbereitung auf das große Stadtjubiläum 2015 stattfand. Die Ergebnisse dieser Tagung sind nun in der Reihe „Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig“ vom Leipziger Emeritus für Neuere und Neueste Geschichte, Ulrich von Hehl, herausgegeben worden. Entstanden ist dabei ein Kompendium von 20 Beiträgen, die sich, chronologisch rangiert, dem Thema Leipzig in militärischen Konflikten aus den verschiedensten Perspektiven nähern. Wie schon die damalige Tagung fokussiert sich nun auch der Band nicht nur auf das Doppeljubiläum, sondern es spannt sich ein breiterer zeitlicher Rahmen auf, der sich vom Mittelalter über die Frühe Neuzeit bis zur unmittelbaren Zeit nach Beendigung des Zweites Weltkrieges erstreckt. Natürlich haben die Auswirkungen der Völkerschlacht und die damit verbundene Denkmalskultur ihre Aufnahme gefunden, jedoch wurde vor allem auch das 20. Jahrhundert intensiver in den Blick genommen. Jedoch verbietet es sich, lediglich von einer Zusammenfassung der Tagung zu sprechen. Denn neben Beiträgen, die im Kontext der dortigen Vorträge entstanden sind, finden nun auch darüber hinausgehende, das thematische und methodische Spektrum noch erweiternde, Beiträge eine Aufnahme in den Band. Diese meist von Nachwuchswissenschaftlern verfassten Aufsätze, wie beispielsweise jene NORA BLUMBERGS zur amerikanischen Besetzung Leipzigs 1945 („Leipzig unterm Sternenbanner. Der Neuaufbau der Stadtverwaltung unter amerikanischer Besetzung“, S. 461-491), MARKUS KAUFHOLDS zur Leipziger Messe während des Ersten Weltkrieges („Die Leipziger Messe während des Ersten Weltkrieges. Messepolitik zwischen Krise, Aufschwung und Verwaltungsreform“, S. 297-315) oder IVO NUSSBICKERS zum Verhältnis der Leipziger Verwaltung zur Sowjetischen Militäradministration („Zwischen Pajok und Sanktion. Zum Verhältnis der Leipziger Stadtverwaltung und der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland in den Jahren 1945 bis 1949“, S. 497-517), generieren sich aus aktuellen Forschungskontexten und tragen dazu bei, das Ziel der Schließung einiger der Desiderate auf diesem zum Teil vernachlässigten Gebiet der Leipziger Stadtgeschichte voranzutreiben. Denn wie auch ULRICH VON HEHL in seinen einleitenden Betrachtungen („Stadt und Krieg. Einleitende Bemerkungen zum Tagungsband, S. 9-14) betont, waren kriegerische Auseinandersetzungen in historischer Perspektive eher die Regel als die Ausnahme und bestimmten nicht zuletzt die Entwicklung Leipzigs erheblich mit (S. 10 f.).

Im Kern behandeln die Beiträge des Sammelbandes jenseits der Chronologie hauptsächlich vier Themenkomplexe: Zunächst ist dies die militärisch-strategische und wirtschaftliche Funktion der Stadt Leipzig. Des Weiteren werden die Auswirkungen kriegerischer Auseinandersetzungen und fremder Besetzung auf den Alltag der Bevölkerung bzw. auf städtische Strukturen beleuchtet. Außerdem erfährt der Niederschlag von Kriegen in der archivalischen Überlieferung in den Archiven der Messestadt ebenso eine Betrachtung wie erinnerungskulturelle Aspekte. Dabei werden zahlreiche Ansätze verfolgt, die verschiedene Perspektiven auf den jeweiligen Konflikt und dessen Auswirkung auf Leipzig ermöglichen. So wird beispielsweise in ELKE SCHLENKRICHS Beitrag („Alltag in Leipzig im Zeichen der Kriegswirren 1813“, S. 141-158), der die

Erfahrungen eher vernachlässigter unterer städtischer Schichten im Kriegsjahr 1813 thematisiert, ein alltagsgeschichtlicher Ansatz verfolgt, im Artikel MARCEL KORGES („Widerwillige Ärzte, ausländische Witwenpensionen und ein berühmter Mord. Aus der Sozialgeschichte der Medizin in der Zeit der Völkerschlacht“, S. 159-197) ein medizinisch-geschichtlicher und schließlich ein erinnerungsgeschichtlicher in STEFFEN POSERS Aufsatz zum Völkerschlachtdenkmal („Trotz ‚Mangel an landschaftlicher Scenerie‘ – Das Völkerschlachtdenkmal zu Leipzig“, S. 237-265), um die Ansatzvielfalt nur am Komplex der Beiträge zur Völkerschlacht deutlich zu machen.

Stellt ENNO BÜNZ („Eine wehrhafte Stadt? Zur mittelalterlichen Kriegs- und Militärgeschichte Leipzigs“, S. 15-50) für das mittelalterliche Leipzig noch eine Phase des relativen Friedens in der Zeit zwischen der Eroberung der Stadt 1216 durch Markgraf Dietrich und der Belagerung im Schmalkaldischen Krieg 1547 fest (S. 49), so verdeutlichen die folgenden Artikel eine sukzessive Steigerung des Einflusses kriegerischer Konflikte auf die Prosperität der Stadt. Dabei wird in der zweiten Hälfte des Bandes vor allem auf das ‚Zeitalter der Weltkriege‘ intensiv eingegangen, nachdem Ulrich von Hehl in seinem Artikel („Krieg und Klassenkampf. Leipzig 1914–1918“, S. 267-296) zu den Spannungen in der Leipziger Stadtgesellschaft im Ersten Weltkrieg konstatiert, dass dieser Einschnitt von „kaum zu überschätzender Bedeutung für die Geschichte Leipzigs“ gewesen sei (S. 296). Die folgenden Artikel thematisieren in diesem Zusammenhang schließlich die mannigfaltigen Auswirkungen der beiden Weltkriege. Hier sind schließlich auch die Aufsätze Leipziger Archivare angesiedelt, welche mit ihren Ausführungen zu den Quellen aus den Beständen und Sammlungen des Leipziger Stadtarchivs (OLAF HILLERT, *Ausgewählte Quellen zum Ersten Weltkrieg im Stadtarchiv Leipzig*, S. 317-344 sowie ANETT MÜLLER/SASCHA WERNER-HELLER, *Feldpostbriefe und Feldpostsammelbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg im Stadtarchiv Leipzig*, S. 361-387) Ansatzpunkte für eine weitergehende Forschung geben. Die umfangreichsten Auswirkungen eines nun totalen Krieges auf die Entwicklung Leipzigs werden schließlich im Beitrag ROLAND LAMBRECHTS zur Rüstungsindustrie und Wehrwirtschaftsverwaltung („Rüstungsindustrie und Wehrwirtschaftsverwaltung am Beispiel der Stadt Leipzig 1933/1919–1945“, S. 345-360) sowie in den letzten vier Aufsätzen des Bandes verdeutlicht, welche unter dem Aspekt Niedergang und unmittelbarer Nachkrieg zusammengefasst werden können. So beschreibt zunächst HELGE-HEINZ-HEINKER den schrittweisen Ausfall des „städtischen Organismus“ („Kreislaufkollaps des städtischen Organismus. Eisenbahn, technische Infrastruktur und Kommunikationslinien der Stadt Leipzig im Zweiten Weltkrieg“, S. 389-420) in Leipzig als Folge der unmittelbaren Kriegseinwirkungen. Direkt anschließend entfaltet die leitende Bestandsreferentin im Stadtarchiv Leipzig, BIRGIT HORN-KOLDITZ, ein komplexes Bild des Alltages in der Stadt rund um die sogenannte Stunde Null („Alltag in Trümmern – Leipzig am Ende des Krieges“, S. 421-459). Jedoch kann man sich in der Zusammenschau der Beiträge zu dieser Epoche nicht ganz dem Eindruck gewisser Redundanzen erwehren. Dies zeigt sich nicht nur bei der wiederholten Beschreibung der Luftangriffe auf Leipzig mit der Verwendung des nahezu identischen Bildes vom zerstörten Leipziger Hauptbahnhof (S. 411, 423), sondern auch in der zum Teil parallelen Darstellung der personellen und strukturellen Umbrüche in der städtischen Verwaltung (S. 433-437), die in den beiden Artikeln zur amerikanischen und sowjetischen Besatzungsverwaltung von Nora Blumberg und Ivo Nussbicker nochmals intensiver untersucht werden. Hier würde das Buch durch eine feinere Abstimmung der Beiträge aufeinander ein noch konsistenteres Bild ergeben.

Dies trübt jedoch ebenso wenig den Gesamteindruck des Bandes, wie kleinere formale Unsauberkeiten, etwa in Marcel Korges Beitrag bei der Dopplung des Begriffs „Witwe“ (S. 196) oder im Artikel CHRISTOPH ZEUMERS („Zwischen Preußen



und Sachsen. Leipzig im Siebenjährigen Krieg 1756–1763, S. 121–140), bei welchem ein Teil des Satzes beim Seitenumbruch abhandengekommen zu sein scheint (S. 132 f.). Natürlich wäre es möglich und wünschenswert, das Spektrum der Themen noch zu erweitern, beispielsweise auch durch die Einbeziehung des Nordischen Krieges oder der Türkenkriege. Jedoch bietet der Band auch in seiner dargereichten Form einen veritablen Einblick in verschiedenste Themenfelder des Spannungsfeldes Stadt und Krieg und vermag Hinweise zu geben, welche Felder in Zukunft noch erschlossen werden können und müssen.

Dresden

Torsten Schwenke